Die Jagd

Fritz Skowronnek

Sammlung
Illustrierter Monographien

Herausgegeben in Verbindung mit Anderen

von

Hanns von Zobeltitz

3.

Die Jagd

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1901

Die Jagd

Von

Fritz Skowronnek

Mit 7 Kunstbeilagen und 178 Abbildungen

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1901

Alle Rechte vorbehalten.

Kaiser Wilhelm II. als Jagdherr.

Abb. 1. Jagdzug der Diana. Gemälde von Peter Paul Rubens im Museum zu Berlin.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

I. Aus der Geſchichte der Jagd.

Mir iſt zu Mute, als ſollte ich eine Weltgeſchichte ſchreiben! Oder vielmehr: eine Kulturgeſchichte der Menſchheit. Und es ſoll doch nur ein beſcheidenes Büchlein über die Jagd werden! Trotzdem iſt die Stimmung berechtigt, in der ich die Feder anſetze, denn die Geſchichte der Jagd in ihren Uranfängen iſt ja der Beginn der Kulturgeſchichte . . .

Es iſt ſchwer, ſich den Zuſtand auszumalen, wie das Weſen, das ſich heute ſtolz „Menſch“ nennt, in Höhlen oder auf Bäumen Schutz ſuchte vor den Tieren des Waldes, bis eines Tages die erſte und größte Kulturthat geſchah . . . Ich ſtelle ſie mir folgendermaßen vor: Ein junger, kräftiger Mann war hinausgeſchlichen aus ſeiner Höhle. Die Sehnſucht trieb ihn, die Sehnſucht nach einem gleichartigen Weſen mit blauen Augen und langen blonden Haaren . . . Trotziger Mut ſchwellte ſein Herz. Die ſtarke Fauſt ſchwang einen ſchweren Baumaſt, um, wenn's nötig, einen Nebenbuhler abzuwehren . . .

Da geſchah das Unerwartete! Nicht ein Nebenbuhler, nein, ein grimmes Waldtier ſtand vor ihm, deſſen Nahen er in ſeinem Liebesrauſch überhört hatte. Zur Flucht war es zu ſpät . . . Alſo Kampf auf Leben und Tod! Gleich der erſte Streich, den der junge Wilde führte, war entſcheidend . . . . Von einem unbeſchreiblichen Gefühl erfüllt ſah der Sieger den mächtigen Gegner vor ſich liegen!

Das Töten ein Prinzip des Fortſchrittes? Wie paradox das klingt! Und doch iſt es richtig! Mit dem Erlegen des erſten Tieres begann nicht nur der Mut in dem Herzen des Mannes aufzukeimen, ſondern auch der Wille, ſich die Herrſchaft über die Tiere des Waldes zu erobern. Seine Geiſtesthätigkeit

Abb. 2. Waffen der Steinzeit aus Hirſchhorn.

Abb. 3. Diana und Adonis. Gemälde, angeblich von Tizian, in der Galerie Corsini zu Rom.

wurde zum Erfinden von Waffen angeregt! Aus einem Stein, der mit Sehnen an einen Stock befestigt wurde, schuf der Mensch sich die Streitaxt, aus dem Sproß des Hirschgeweihes die Lanzenspitze. Hatte er sich früher scheu in Höhlen geborgen, in denen er nicht einmal Sicherheit fand vor den Nachstellungen des Höhlenlöwen und Höhlenbären, so begann er jetzt den Lebensgewohnheiten der Tiere nachzuspüren. Sein Körper stählte sich in den Anstrengungen der Jagd, seine Sinne schärften sich, sein Geist erstarkte im Erfinden von Listen.

So wurde der Kampf mit den wilden Tieren zum Erzieher der Menschheit!

Wer sich diesen Entwickelungsgang nicht ausmalen kann, der hat nie als Junge im Walde Indianer gespielt, aus Stangen und Moos seinen Wigwam gebaut und mit gleichaltrigen Bösewichtern die Friedenspfeife geraucht!

Mit Riesenschritten ging's dann vorwärts, als der Mensch das Feuer zu benutzen lernte und mit ihm die Bearbeitung und Verwendung der Metalle. Nun war sein Sieg über die Kreatur entschieden! Er gewann sich den Hund als starken, treuen Jagdgehilfen, er erfand Netze, Gruben, Fallen und Schlingen, ja er stellte mit vielen anderen Seinesgleichen eingezäunte Fangplätze her, aus denen das in die

Abb. 4. König Aſſurnaſirpal auf der Löwenjagd. Relief etwa 885 v. Chr.

Enge getriebene Wild ihm nicht entrinnen konnte.

Von dieſem Stadium der Jagd können wir uns ein völlig klares, bis in alle Einzelheiten gehendes Bild machen. Griechiſche und römiſche Schriftſteller haben in prächtigen Schilderungen, die auf uns gekommen, ihre Waffen, ihre Hunde, ihren Jagdbetrieb, der unter der Ägide der Göttin Diana (Abb. 1, 3, 5, 19 u. 21) ſtand, ganz genau beſchrieben. Auch in vielen anderen Schriften finden ſich eingeſtreut kürzere und längere Jagdſkizzen, aus denen ein Herr Max Miller, den ſeine Gelehrſamkeit nicht hindert, ein tüchtiger Waidmann zu ſein, das Wiſſenswerte in einem ſehr empfehlenswerten Büchlein zuſammengeſtellt hat.

Daraus erfährt man, daß die Griechen und Römer eine ganze Anzahl verſchiedenartiger Netze anwendeten, von der einfachen Netzwand, in der ſie Haſen und Feldhühner fingen, bis zu großen, den Fiſchernetzen gleichenden Gezeugen, in die man Hirſche, Rehe und Sauen hineintrieb. Mit Schlingen fing man Droſſeln und Tauben, auch größere Tiere. In den Furchen des Ackers wurde ein Gewirr von Schlingen aufgeſtellt, in das man die Rebhühner durch Futter oder Locktöne hineinlockte — eine Kunſt, die noch jetzt von Wilddieben geübt wird.

Abb. 5. Diana.
Antike Statue im Louvre zu Paris.

Hochintereſſant iſt die Beſchreibung der Laufſchlinge. Auf den Wechſeln des Wildes wurde eine kreisrunde Öffnung etwa einen Fuß tief ausgehoben. Da hinein kam ein hölzerner Kranz mit ſpitzen Nägeln und mehreren ſtarken Schlingen. Kunſtvoll wurde die Falle verblendet, damit das Waldtier arglos hineintrat. Nun war ſein Schickſal beſiegelt, denn die Schlingen, die ſeinen Lauf umfaßten, waren an

Abb. 6. Jagd auf den Rehbock mit dem Gepard. Gemälde von Franz Snijders.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

einem schweren Holzklotz befestigt, den das Tier mit sich schleppen mußte. So in der Flucht behindert, wurde das Wild am nächsten Morgen eine leichte Beute der Hunde. Mit dieser Lauffchlinge fing man Hirsche, auch Wildschweine. Noch jetzt bedienen sich die Araber einer ganz ähnlichen Vorrichtung, die sie wohl von den alten Ägyptern übernommen haben.

Die Hauptwaffe war der Spieß mit dreikantiger oder rautenförmiger Spitze. Er wurde entweder als Wurfgeschoß gebraucht oder zum Stoß. Für diesen Zweck war er mit einer Parierstange versehen, um das zu weite Eindringen zu verhindern oder um festen Widerstand gegen das Andringen eines starken Wildes zu ermöglichen. Später wandte man zum Stoß eine gabelförmige Waffe an. Kurze Schwerter und Waidmesser wurden für den Nahkampf mitgeführt. In der Anwendung von Pfeil und Bogen müssen die Alten eine recht große Geschicklichkeit besessen haben, denn sie erlegten damit den Hirsch, wenn es ihnen gelang, sich anzupürschen.

Die Jagd auf Hirsche und Wildschweine

Abb. 7. Bärenjagd der Germanen. Gemälde von F. Cormon.

war wohl in den meiſten Fällen eine Parforcejagd. Das Wild wurde von den Hunden gehetzt, die Jäger folgten zu Pferde, bis das Wild geſtellt war und mit dem Wurfſpieß erlegt werden konnte. Die zweite Art kann als Treibjagd bezeichnet werden, denn das Wild wurde von einem großen Aufgebot von Menſchen und Hunden gegen vorgeſtellte Netze getrieben.

Hochintereſſant iſt die ausführliche Anweiſung für die Jagd auf Schwarzwild, die der alte Grieche Xenophon ſeinen Zeitgenoſſen erteilt. „Zunächſt gilt es, ſobald die Jäger in der Gegend angekommen ſind, wo ſie das Wild vermuten, abzuſpüren. Dazu löſen ſie einen der Jagdhunde und an den Wechſeln richten, indem man die Maſchen auf gabelförmige Stangen aus grünem Holze hebt. Am Netze ſelbſt aber muß man einen weit vorgehenden Buſen herrichten und denſelben innen durch Äſtchen unterſtützen, damit die Lichtſtrahlen ſo gut als möglich in den Buſen fallen können und das Innere dem anrennenden Wild möglichſt hell erſcheine. Auch muß man die Leinen an einem ſtarken Baum anlegen und nicht an Buſchwerk.

„Sobald die Netze geſtellt ſind, müſſen die Jäger nach den Hunden gehen und ſie alle löſen und ſich mit den Wurfſpießen in der Hand vorwärts in Bewegung ſetzen. Den Hunden zuſprechen ſoll nur einer, der

Abb. 8. Dietrich von Bern als wilder Jäger.
Relief v. J. 1139 am Portal von S. Zeno in Verona.

gehen, während ſie die übrigen angekoppelt halten, mit ihm umher. Hat er eine Fährte angefallen, ſo folge die Jagdgeſellſchaft unmittelbar der leitenden Spürung (dem Saufinder). Es wird indes auch für die Jäger der ſicheren Anzeichen manche geben; auf weichem Boden die Fährten, in Dickichten abgebrochene Zweige und wo Bäume ſind, Schläge der Gewehre.

„Der Hund aber wird in der Regel auf der Fährte zu einer Dickung kommen: denn in ſolchen ſteckt das Wild gewöhnlich. Im Winter ſind ſie nämlich warm, im Sommer kühl. Sobald er vor dem Keſſel ankommt, gibt er Laut; das Tier ſteht aber in der Regel nicht auf. Man muß nun den Hund nehmen und ihn, ſamt den anderen, weit weg vom Lager anbinden und die Fallnetze Erfahrenſte! Die anderen müſſen alle ſtill folgen und große Zwiſchenräume zwiſchen ſich laſſen, damit für das Wild gehörig Platz zum Durchbrechen bleibt. Denn wenn dasſelbe beim Zurückgehen auf mehrere zuſammenſtößt, ſo iſt Gefahr, geſchlagen zu werden; denn wen es einmal anrennt, an dem läßt es ſeine Wut aus.

„Sobald die Hunde dem Keſſel nahe ſind, ſpringen ſie ein. Aufgeſchreckt ſpringt der Eber auf und ſchleudert den Hund, der ihn vorn angreift, in die Luft. Wird er flüchtig, ſo gerät er in das Netz: iſt dies nicht der Fall, ſo heißt es ihm nachſetzen. Iſt der Ort abhängig, in dem er ſich in dem Netz verſchlagen hat, ſo wird er ſtark vordrängen, iſt er dagegen eben, ſo wird er ſtehen bleiben und ſich durchzuſchlagen ſuchen.

Abb. 9. Saubatz im abgeſteckten Revtere.
Aus Joſt Ammans Jagdbuch vom Jahre 1560.

In dieſem Augenblick ſollen die Hunde anpacken, die Jäger aber mit aller Vorſicht Wurfſpieße und Steine ſchleudern, bis der Eber ſich vordrängend die Leinen des Garns anſpannt. Hierauf muß der Erfahrenſte und Sicherſte unter den Jägern auf den Kopf vorgehen und ihn mit der Schweinsfeder abfangen. Wenn der Eber aber trotz der Spieß- und Steinwürfe ſich herumwirft und die Jäger annimmt, ſo bleibt nichts übrig, als mit der Schweinsfeder vorzugehen und dabei dieſelbe vorn mit der Linken, hinten mit der Rechten zu faſſen. Die Linke nämlich gibt die Richtung, die Rechte den Nachdruck. Angetreten werde mit dem linken Fuß. Man lege aber die Schweinsfeder mit aller Vorſicht aus, damit nicht das Tier ſie durch eine ausweichende Wendung des Kopfes aus der Hand ſchlage, denn der Wucht des Schlages folgt es ſelbſt nach . . .!"

Iſt es nicht intereſſant, daß dieſe zweitauſend und einige hundert Jahre alten Vorſchriften über das Verhalten des Jägers beim Abfangen des Keilers noch heute gelten?

Auch den großen Raubtieren gingen die Jäger ſchon in grauer Vorzeit kühn zu Leibe. Löwen und Tiger wurden nicht nur in Gruben gefangen, und mit brennenden Fackeln in Netze getrieben, ſondern auch im Nahkampf erlegt. Zum Schutz trugen die Jäger Schilde aus Leder, auch der Körper war mit Riemen dicht umſchnürt; als Waffe diente ein kurzes, wuchtiges Schwert. Hochoriginell war die Art, wie man den Bär überwältigte.

„In Armenien und an den Ufern des Tigris," ſo erzählt Oppian, „begibt ſich eine zahlreiche Jagdgeſellſchaft in die Schluchten, wo die Bären hauſen. Am Orte angekommen, werden Netze fängiſch aufgeſtellt. Dann begibt ſich ein Jäger mit gekoppelten Hunden vorwärts. Die Hunde nehmen alsbald eine Spur und ſuchen unruhig, bis ſie zur Höhle, wo der Bär lagert, kommen. Dann geben ſie ſtark Laut. Nun eilt der Jäger zur Jagdgeſellſchaft zurück, um ſie an das Lager hinzuführen. In größerem Bogen wird vorgerückt, wobei von zwei Männern ein langes Seil, mit bunten Bändern und Federn behangen, vorgetragen wird. Gegenüber der Höhle wird Halt gemacht; ein Teil der Jäger ſtellt ſich zu beiden Seiten der Höhle auf. Andere verbergen ſich hinter dem Blendzeug in dem Gebüſch, ſelbſt mit Laub und Zweigen bedeckt.

„Nun erſchallt ein lauter Trompetenſtoß.

Abb. 10. Haſenjagd mit ſtumpfen Pfeilen.
Aus dem Jagdbuch von Gaſton Phöbus.

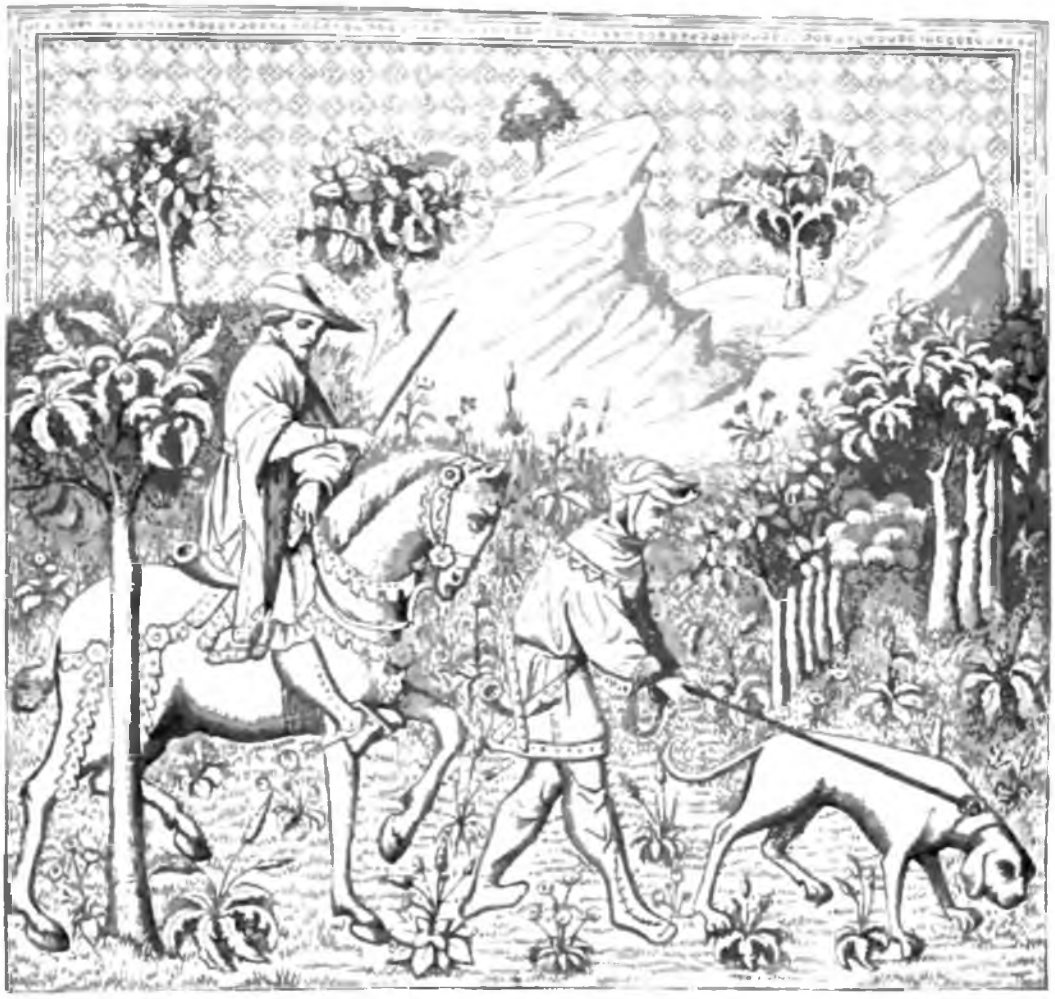


Abb. 11. Suche der Hirschfährte mit dem Leithund. Aus der Pariser Handschrift des Jagdlehrbuches von Gaston Phöbus.

Brummend und wild blickend stürzt das gereizte Tier aus seinem Versteck. Sofort aber von beiden Seiten angegriffen, von vorn durch das geschwungene Seil und die anstürmenden Männer in ihrer seltsamen Bekleidung erschreckt, sucht es einen Ausweg an einer freien Stelle und stürzt die Anhöhe hinab, um das Freie zu gewinnen. Hinter ihm folgt die Jagd mit lautem Lärmen, schreiend unter Trompetenschall, unter fortwährendem Schwingen des Seiles. Geängstigt und erschreckt und alle Augenblicke sich umsehend fällt das Tier in das aufgestellte Netz, wo es überwältigt und gefangen wird."

Wenn man diese phantasievolle Schilderung mit der sachverständigen Anleitung des Xenophon vergleicht, dann kann man leicht auf den Verdacht geraten, daß Herr Oppian Jägerlatein geschrieben hat ... Somit scheint diese Sprache noch älter zu sein, als man bisher angenommen hat. Doch ich will dem alten Herrn nicht unrecht thun. Die Nachwelt ist ihm doch für seine kurzweilige Jagdskizze Dank schuldig!

Wie die Alten jede Art von Geflügel fingen, das ist nicht nur interessant, sondern sehr lehrreich. Allerdings muß man vorausschicken, daß sie von einem Wildreichtum umgeben waren, von „dem wir zu spät Geborenen uns nur schwer einen Begriff machen können. In den zahlreichen Sümpfen und Lagunen an den italischen Küsten wimmelte es von wilden Schwänen, Enten, Gänsen, Flamingos, Störchen und all dem kleineren Getier, das in Sumpf und Ried seine Nahrung sucht! Zweimal im Jahre erschienen die Zugvögel, die jedenfalls noch in wesentlich größeren Scharen anrückten als heutzutage.

War es da ein Wunder, wenn sich schon damals dort die Kunst des Vogelstellens zu

einer Höhe entwickelte, die sie nie und nirgends später wieder erreicht hat! Die vornehmen Jäger betrieben die Vogeljagd mit Hilfe abgerichteter Falken, die nicht nur auf einzelne Vögel stießen, sondern auf den Lagunen das Wassergeflügel in aufgestellte Netze trieben. Die eigentlichen Vogelsteller betrieben ihr Handwerk mit Hilfe von Leimruten, Schlingen, Netzen und Lockvögeln. Auch wird von allerlei Lockpfeifen berichtet, auf denen sich die meisten Vogelstimmen nachahmen ließen. Natürlich von dem, der es verstand.

Die alten Römer haben sogar schon ein Mittel angewendet, das noch von neueren Jagdschriftstellern empfohlen wird. Sie benutzten eine künstliche Gans aus Holz, um die Wildgänse ins Netz zu locken. Wahrscheinlich müssen die wilden Gänse in früheren Zeiten all die Eigenschaften besessen haben, die man jetzt unserer zahmen Gans nachrühmt. Denn nach meinen Erfahrungen ist die Wildgans das scheueste Wild, das mir je vor die Flinte gekommen. Ich habe sie einige Male abends zufällig auf dem Entenanstand erlegt. Das Anschleichen unter der Deckung eines Pferdes oder einer Kuh war sehr selten von Erfolg begleitet.

Dagegen war es nicht sehr schwer, die auf der Saat eingefallenen Wildgänse anzufahren. Wir verwendeten dazu einen langen Leiterwagen, der mit Strohgarben ausgeputzt war. Ich erinnere mich, daß es uns drei Jägern einmal gelang, beim Anfahren sechs Gänse zu erlegen, von denen drei oder vier nur geflügelt waren und vom Hund lebend gegriffen wurden. Der Vorfall steht mir deshalb so fest in Erinnerung, weil diese Gänse regelrecht wie zahme geschlachtet wurden und aus ihrem Blut das beliebte ostpreußische Gericht: „Schwarzsauer" hergestellt wurde — ein Vorfall, der sicherlich nicht zu den ganz alltäglichen gehören dürfte.

Nach dieser kleinen Abschweifung in die Gegenwart will ich als gewissenhafter Chronist mit einem kräftigen Satz in die Vorzeit zurückkehren und unsere Vorfahren als gewaltige Jäger vor dem Herrn rühmen (Abb. 7). Furchtlos trat auch der einzelne Mann dem mächtigen Urstier und dem grimmigen Bär gegenüber, um nicht mit anderen die Beute und, was mehr wog, die Ehre teilen zu müssen. Und nichts hat mir mehr das Herz bewegt, als die prächtigen Scenen, in denen Gustav Freytag, der wie kein zweiter dem deutschen Volk seine Vorfahren lieb und wert gemacht hat, Bilder von den Jagden der alten Germanen gezeichnet hat. Gleich im ersten Band seiner „Ahnen" findet man solch ein Bild. Ingo, der heimatlose Fürst der Vandalen, sitzt mit der kleinen Schar seiner Getreuen bei Herrn Answald, dem Herzog der Thüringe. An einem frischen Wintermorgen zieht Ingo mit seinen Mannen und einer Schar Thüringe in den Wald zur Jagd.

„Hildebrand wies die Pfade, und von den Jünglingen des Dorfes geführt, verschwand ein Haufe nach dem andern in den Thalwindungen und zwischen den Hochstämmen. Bald erschollen aus der Ferne die Schläge der Treiber an die Stämme, das Gebell der Hunde und zuweilen ein lustiger Hornruf. Diesmal hatten die Vandalen den besseren Erfolg; sie beschlichen eine Auerherde, darunter den mächtigen Stier, der bereits im Hofe verkündet war, und ihnen gelang es, die Herde von der Höhe in ein tiefes Thal zu treiben, wo die Schneewehen den großen Leibern der Tiere den Lauf hinderten. Dort warfen sich die Männer von oben gegen die riesigen Stiere, mit gellendem Jagdruf, mit Pfeilschuß und Speerwurf drangen die Gesellen vom Rand der Höhen thalab.

„Und sie fällten die Herde. Nur ein Häuptling der Tiere, das Ungetüm, brach durch zu wegsamerer Stelle. Da warf Ingo das schwere Eisen gegen ihn, ein Blutstrom ergoß sich nach dem Wurf. „Er hat es!" rief Ingo, und der Heilruf der anderen antwortete. Aber der Waldriese arbeitete sich empor bis zum Hochwald, in weiten Sprüngen folgte ihm speerlos Ingo, sein Messer schwingend. Wieder brach das Tier, den Speer schleppend, in ein tiefes Thal und während Ingo auf der Höhe vorwärts stürmte, um ihm auf schneefreiem Grunde zuvorzukommen, hörte er unten Gebell der Hunde, Jagdruf und Hornklang und als er sich in das Thal warf, fand er den Stier am Boden, den Speer des Thürings Theodulf im Leibe, der Mann aber stand auf dem Tier und blies den Schlachtruf."

Schon früh unterschieden die Deutschen eine hohe und eine niedere Jagd. Zur

Abb. 12. Der Wisent (das Tier, welches wir jetzt Auerochs nennen). Aus des Freiherrn von Herberstain moskowiten wunderbaren Historien. (Basel, 1563.)

letzteren gehörten: Hase — sein Genuß war den Freien verboten, weil sie ehemals als Heiden Hasen bei ihren Opfermahlzeiten verspeist hatten: der Hase ist mithin tapferer als das Pferd, denn er hat sich sehr schnell den ihm gebührenden Platz als Braten wiedererobert, während das Pferd, dessen Genuß aus dem gleichen Grunde verboten wurde, sich nur inkognito — in Würstchen — verzehren lassen darf! Es gehörten ferner zur niederen Jagd: Fuchs, Marder, Otter, Biber u. a. Die Jagd auf diese Tiere war den Unfreien überlassen, soweit sie Waffen führen durften. Das Federwild fing der Reiche mit Beizvögeln, der Arme mit Netzen und Schlingen. Ein großer Jäger war der erste deutsche Kaiser, Karl d. Gr. Seine Bannforste wurden von Beamten bewacht, damit kein Unberufener darin jagte. Seine Jagdequipage war in vorzüglichem Zustande. Jagdzeuge und Netze aller Arten waren auf seinen Schlössern zu finden, sowie zahlreiche Meuten. Ja, er besaß sogar einige Geparden, die noch heute in Persien zur Jagd abgerichtet werden und bediente sich ihrer mit Vorliebe (Abb. 6).

Nach Karl dem Großen bildete sich eine französische Jagd und eine deutsche. Die französische umfaßte die Parforcejagd und die Hetze mit den Windhunden, die deutsche umfaßte die Suche mit dem Leithunde (Abb. 11) und das Stellen mit Netzen und Tüchern. Die Franzosen und später auch die Engländer hielten nur ihre Jagdarten für ritterlich und sahen mit Verachtung auf die Deutschen herab, die in einer traurigen Periode ihrer Geschichte nichts Besseres zu thun wußten, als den Franzosen nachzuäffen.

Hier wie dort entwickelte sich übrigens die Jagd zum Privileg des Adels. Ja, sogar der Schwertadel erhielt mit der Zeit auf dem Lehnsgut das Jagdprivileg. Damit geriet das ehrliche deutsche Waidwerk in eine Entwickelung, die zur Tyrannei und Barbarei führte. Der hohe Adel in Frankreich und England richtete überall Parforcejagden auf Rotwild, Sauen, Füchse und Hasen ein, ja in Frankreich gab es sogar eine königliche Parforcejagd auf Wölfe. Die Prinzen und der adlige Nachwuchs wurden nur noch in der Führung der Waffen und in der Jagd unterrichtet. Kein Edelmann zog über Land oder in den Krieg, ohne seine Meute bei sich zu haben. Schonzeiten gab es nicht, aber trotzdem nahm das Wild so stark überhand, daß die Bauern es mehr fürchteten als Krieg, Unwetter und Pestilenz. Wenn es erlaubt ist, bei dieser Darstellung einen oder den anderen Haken zu schlagen, so möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß die Wut, mit der die Bauern noch jetzt erbarmungslos jedes Stück Wild niederknallen, mit großer Wahrscheinlichkeit eine Vererbung aus jener traurigen Zeit ist, in der die von Fronden und Abgaben schwer gedrückten Bauern mit stummer Verzweiflung das Wild ihre Saaten verwüsten sahen und grausam bestraft wurden, wenn sie sich an einem Stück vergriffen.

In Deutschland gab es im Mittelalter viele und große Waldungen. Man arbeitete

Abb. 13. Der Auerochs oder Ur. Aus des Freiherrn von Herberstain moskowiten wunderbaren Historien. (Basel, 1563.)

Abb. 14. Ein Auerochse in der Suhle. Stich nach J. E. Ridinger.

Leithunde mit großer Sorgfalt, erfand eine große Zahl von Jagdarten zum Fang eines jeden Wildes, die sich aber über die von den Griechen und Römern geübte Kunst nicht erhoben. Die Parforcejagd wurde des großen Kostenaufwandes wegen fast nur an den Höfen der Fürsten geübt, deren Deutschland ja zur Genüge besaß. Die Reiherbeize wurde leidenschaftlich betrieben, und das älteste Lehrbuch darüber, das wir noch besitzen, ist von Kaiser Friedrich II., einem weitblickenden Regenten, verfaßt worden. Eine Wildart war zu jener Zeit schon in Deutschland ausgerottet, der Urstier, der Auerochse, der den alten Deutschen die gewaltigen Trinkhörner lieferte (Abb. 12, 13, 14). Schon zu Zeiten Karls d. Gr. war der Auerochse nur noch in den nordöstlichen Teilen Deutschlands zu finden. Darüber braucht man sich nicht zu wundern, denn wie die aus Gustav Freytag entlehnte Schilderung zeigt, wurden auf einmal ganze Herden niedergemacht, besonders im Winter bei starkem Schneefall, der den schweren Tieren Flucht und Gegenwehr unmöglich machte. Die wilden Stiere, die mit großer Sorgfalt im Bielowieser Wald in Rußland gehegt werden, sind eine Bisonart, die mit dem Urstier sehr entfernt verwandt ist.

In neuerer Zeit hat man das Ausrotten einer ähnlichen Wildart, des Bisons, durch die Indianer in Nordamerika beobachten können. Nach vielen Tausenden zählende Herden erschienen im Herbst auf den Prärien und wurden bis auf den letzten Kopf hingeschlachtet. Als Wild existiert der

Bison nicht mehr, die kleine Herde, die vor einigen Jahren von Buffalo Bill nach Europa gebracht wurde, war schon mit großer Mühe zusammengebracht worden, und in einigen Jahrzehnten wird dieser wilde Stier nur noch in Tiergärten zu finden sein.

Verhältnismäßig schnell wurde der Elch (Abb. 15, 16) in Deutschland ausgerottet. Der Ausdruck ist vielleicht nicht ganz richtig, denn das Elen ist hauptsächlich der vordringenden Kultur gewichen. Mit dem Lichten der Wälder, mit dem Austrocknen der Sümpfe wurden ihm seine Lebensbedingungen entzogen. In einem abgelegenen Winkel, in den sumpfigen Bruchflächen zwischen den Mündungsarmen der Memel, führt er bei uns in Preußen ein mühseliges Dasein. Alljährlich vermindert sich der geringe Bestand. Bösartige Krankheiten, wie Milzbrand und Durchfall infolge verdorbener Nahrung, Naturereignisse, wie Überschwemmungen und der „Schaktarp", d. i. der Übergang zum Frühjahr, wenn das schwere Wild bei jedem Schritt bis zum Leib in dem zähen, aufgeweichten Boden versinkt, dezimieren alljährlich den Bestand. Auch vor Wilddieben ist der Elch in der Ibenhorster Forst nicht sicher.

Im Sommer brechen recht häufig starke Bullen aus und unternehmen weite Wanderungen in den Forsten, die das Kurische Haff umsäumen, wobei sie meistenteils dem tödlichen Blei eines Jagdberechtigten zum Opfer fallen. Ist es doch vorgekommen, daß solch ein reiselustiger Bulle einen harmlosen Landbriefträger ohne alle Ursache annahm und in schwere Gefahr brachte, bis auf sein Hilferufen Feldarbeiter herbeieilten und das Tier verscheuchten. Ich selbst habe im Walde von Grünhof — das Gut liegt unweit des Badeortes Cranz — beim Anstand auf den harmlosen Meister Lampe das Vergnügen genossen, einen mächtigen Elch wohl eine halbe Stunde lang dabei zu beobachten, wie er nach anstrengendem Marsch in einem kaum einen Morgen großen Bruchloch Kühlung suchte. Das waren aufregende Minuten. Die Schrotspritze flatterte mir in den Händen wie ein Lämmerschwanz, und wer weiß was geschehen wäre, wenn der Riese auf der Weiterreise, wie es einige Augenblicke schien, dicht an meinem Stand vorübergewechselt wäre! Noch heute, nach zwanzig Jahren, packt mich das Jagdfieber in der Erinnerung! Allmählich sank die Dunkelheit herab, ich hörte noch eine Weile auf das Brechen und Knacken der Zweige, dann schlich ich mich leise davon . . .

Einen ziemlich erheblichen Elchstand findet man noch in Schweden. Alljährlich fahren deshalb begüterte Jäger dorthin, um das seltene Wild zu erlegen. Auch die gewaltigen Schaufeln, die meinem Jugendgespielen, Forstmeister Paul Wrobel aus Rominten, auf der ersten Geweihausstellung in Berlin mit einem ersten Preise ausgezeichnet wurden, stammen aus Schweden.

Abb. 15. Ein Einsiedler. Zeichnung von E. v. Dombrowski.

Gewaltig groß ist indessen auch dort der Elchbestand nicht mehr.

Nach amtlichen Berichten wurden im Jahre 1900 im Distrikt Norrbotten, wo Elche in allen Revieren vorkommen, 202 Elche erlegt, davon 26 in der Zeit, in welcher die Jagd verboten war. In Westerbotten, wo im Jahre 1899 die Jagd bis zum 1. September ganz verboten war, soll der Elchbestand in einigen Gegenden zugenommen haben. Im mittleren Distrikt von Norrland, wo die Jagd nur während einer Woche erlaubt ist, soll der Elchbestand sich trotzdem vermindern. Sehr wenig Elche leben im nördlichen und westlichen Helsingland, dagegen sind sie zahlreich in Gestrikland und Dalekarlien, wo im Jahre 1899 221 erlegt wurden. Im Bergslagsdistrikt ist mit Ausnahme des östlichen Teils der Elchbestand gut. Auf der Insel Gotland leben gar keine Elche. Im westlichen Bergslagsdistrikt ergab die Jagd 50 Elche; an Milzbrand verendeten in zwei Revieren 21 Elche. In Südschweden (Småland, Halland, Blekinge) sind nur in einigen Wäldern Elchbestände zu finden.

Auch in Nordamerika und Britisch-Kanada, das noch vor einigen Jahrzehnten große Elchbestände aufwies, soll neuerlichen Berichten zufolge das Elen schon recht selten geworden zu sein, so daß man mit der Thatsache rechnen muß, daß auch diese Wildart den modernen Jagdwaffen und der andrängenden Kultur gegenüber nicht standhalten wird. Auch die strengsten Schonzeiten werden diese beklagenswerte Entwickelung nicht aufhalten, denn die Vermehrung des Menschengeschlechts erfordert gebieterisch die Nutzbarmachung auch derjenigen Landstrecken, die dem Elch zum Aufenthalt dienen. Und dies riesenhafte Tier bedurfte und bedarf eines weiten Gebiets, um die erforderliche Nahrung zu gewinnen. Nur diejenigen Wildarten, die sich der fortschreitenden Kultur des Bodens anzupassen verstehen und von ihr geduldet werden dürfen, haben bei pfleglicher Behandlung seitens der Menschen Hoffnung, erhalten zu bleiben. —

Abb. 18. Angeschweißter Elchbirsch von Elchhunden gestellt. Zeichnung von C. v. Dombrowski.

Mit einem kräftigen Haken kehre ich nun wieder zur geschichtlichen Betrachtung zurück, in die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Diese traurige Episode der deutschen Geschichte war für den Wildstand recht bedeutsam. Weniger für das nutzbare Wild, das sich allerdings auch an manchen Stellen stark vermehrte, als für das Raubzeug, das in unbeschreiblicher Weise überhand nahm. Die vorher stark verminderten Wölfe schweiften in großen Rudeln umher und drangen in die von ihren Bewohnern verlassenen oder ausgeraubten Dörfer. Auch Bär und Luchs erschienen wieder auf dem Kriegsschauplatz, und die Zunahme der Raubvögel hat damit sicherlich gleichen Schritt gehalten.

Nun begann die traurigste Periode der Jagd. Äußerlich

voll Prunk und Glanz, innerlich verknöchert und erstarrt in totem Formelkram. Dazu begleitet von den ingrimmigen Verwünschungen des ganzen Bauernstandes, in dem jetzt jede Regierung das Fundament des Staates sieht. Wie sehr die ganze Landbau treibende Bevölkerung unter dem übermäßigen Wildstand zu leiden hatte, zeigt ein Beispiel aus jener Zeit. Als Kaiser Karl VI. am 20. Oktober 1740 an den Nachwirkungen einer Erkältung starb, die er sich auf seinem Jagdschloß Halbthurn bei Wien zugezogen hatte, benutzten die Bauern, die längst über den übermäßigen Wildschaden vergeblich Klage geführt hatten, den Todesfall, um überall das Wild auf ihren Äckern niederzuschießen. Sie entschuldigten sich damit, daß sie über die wilden Bestien, die den Tod ihres Fürsten verschuldet hätten, ergrimmt seien. Doch diese Ausrede schützte sie nicht vor unmenschlichen Strafen.

Abb. 17. Der Falkenjäger.
Gemälde von F. Floris in der Galerie zu Braunschweig.

In Frankreich hatten die Jagdfronden und Wildschäden einen so hohen Grad erreicht, daß die Erbitterung darüber dem Ausbruch der Revolution den Boden bereitete. Die Folge dieser Eruption war die gänzliche Freigabe der Jagd und damit die Ausrottung des Wildes. Es dauerte gar nicht lange, da fand man in ganz Frankreich kein größeres Stück Wild mehr und nur die Wölfe und Wildschweine hielten sich in den unzugänglichen Gegenden der Waldgebirge, in denen sie auch noch heute zu finden sind. Einen ähnlichen Prozeß, wenn auch in kleinerem Maßstabe, haben wir bekanntlich in Preußen 1848 durchgemacht, wo ein Jahr gänzlich freier Jagd genügte, um dem Wildstand so schweren Schaden zuzufügen, daß viele Jäger das Ende jeglichen Jagdvergnügens gekommen wähnten.

In den mittel- und süddeutschen Staaten hatte die französische Revolution schon früher ihre Wirkung ausgeübt. In Sachsen brach ein kleiner Aufstand aus und die Beschwerden über Wildschäden wurden überall so energisch und dringlich, daß die Regierungen, um der Unzufriedenheit nicht neue Nahrung zu geben, aus Rücksichten der Klugheit ihnen Folge gaben. Man begann die Wildbestände zu vermindern, ja an einzelnen Orten beschränkte man sich auf große Tiergärten und gab die freie Wildbahn der Ausrottung preis. Die Fürsten leisteten sogar auf das Jagdvergnügen Verzicht, um sich den Vorwürfen ihrer Unterthanen nicht weiter auszusetzen. So verschwanden allmählich die Zeugjagden nebst den Leithunden, die Parforcejagden mit dem zahlreichen Personal, und die ängstlich genaue, kunstgerechte Ausübung der Jagd verschwand.

Es begann das System der Jagdverpachtung, wodurch nun auch der wohlhabende Bürger in den Stand gesetzt wurde, sich dem Vergnügen zu widmen, das bis dahin ein Vorrecht des Adels und der kunstgerechten

Abb. 18. Ferdinand von Öſterreich im Jagdkoſtüm.
Gemälde a. d. J. 1634 von Velasquez im Prado-Muſeum zu Madrid.

Jäger geweſen war. Es würde überflüſſig ſein, über die Berechtigung der Jagd noch ein Wort zu verlieren, wenn man nicht mit einer banauſiſchen Geſinnung zu rechnen hätte, die unbeirrt um alle Gegengründe die gänzliche Ausrottung des Wildes fordert. Dazu geſellt ſich eine andere Richtung, die aus falſcher Sentimentalität in dem Erlegen des Wildes eine Grauſamkeit ſieht, genau ſo wie die Vegetarier in dem Schlachten des Viehes, das der Menſch zu ſeiner Nahrung bedarf. Ja, — ich kann es leider nicht verſchweigen — es ſoll ſogar Forſtleute geben, die im Intereſſe des Waldes alles Wild daraus verbannen möchten.

Nun, den deutſchen Wald möchte ich auch von niemand geſchädigt wiſſen, aber wie viel würde er von ſeiner Poeſie, von ſeiner herzerfriſchenden Wirkung auf das Gemüt des Volkes verlieren, wenn er nicht belebt würde von dem ſtolzen Hirſch, dem graziöſen Reh und dem drolligen Kerl, dem Meiſter Lampe? Darum kein Wort mehr über dieſe thörichten, glücklicherweiſe ausſichtsloſen Beſtrebungen. Soviel hat Deutſchland alleweile noch immer übrig, um den Schaden, den das Wild im Walde anrichtet — ohne Einſchränkung ſei's geſagt — tragen zu können. Den anderen, die angeblich im Intereſſe der Landwirtſchaft die Ausrottung des Wildes fordern, ſei nur eine Thatſache entgegengehalten: in der Provinz Sachſen, deren Landwirtſchaft auf außerordentlich hoher Stufe ſteht, iſt ein ganz ungewöhnlich reicher Wildbeſtand vorhanden, vornehmlich an Haſen und Rebhühnern. Er wird von den Grundbeſitzern mit aller Sorgfalt gepflegt und gehegt, denn der Ertrag der Jagd übertrifft den Schaden, den das Wild anrichtet, um ein Bedeutendes! Man kann dieſe Thatſache getroſt zu der Schlußfolgerung benutzen, daß der Wildſtand in vielen Teilen Deutſchlands noch ganz erheblich vergrößert werden könnte, ohne die Landwirtſchaft dabei zu ſchädigen. Der Wert des alljährlich erlegten Wildes wird, meines Erachtens zu niedrig, auf etwa 6 bis 7 Millionen Mark geſchätzt. Das ſind die Zinſen eines gewaltigen Kapitals, aus Werten gewonnen, die ſonſt völlig ungenutzt blieben!

Wird das Wild in Deutſchland ausgerottet, dann geht unweigerlich ein Teil dieſer Millionen ans Ausland, das uns dann mit Wild verſorgen müßte, denn die wohlhabende Bevölkerung würde mit Recht die kulinariſchen Genüſſe, die das Wild gewährt, nicht miſſen wollen.

Und ſind denn die geiſtigen Imponderabilien, an denen die Jagd reicher iſt, als jeder Sport, ſo gering zu veranſchlagen? O nein! Im Gegenteil, ſie ſind ſo wertvoll, daß man ihretwegen ſogar ſich verſöhnen kann mit den „Nimroden“, die zu Scharen

Abb. 19. Diana. Gemälde von A. Carracci in der Liechtenstein-Galerie zu Wien.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Abb. 20. Sankt Hubertus. Gemälde von Jan Bruegel im Museum zu Berlin.

aus der Großstadt hervorbrechen, um mit der Schrotspritze in der Hand über das Feld zu laufen, getrieben von dem Wunsch, ihren überreizten Nerven Beruhigung zu verschaffen. Für den waidgerechten Jäger, der mit der jagdbaren Kreatur wie ein Freund lebt, der ihr in bösem Wetter das Futter darbietet, noch eine Lanze brechen zu wollen, wäre überflüssig!

Deshalb laßt, ihr Neidlinge, davon ab, die Jagd zu verunglimpfen! Wenn vernünftige Gesetze den Landmann vor Schaden bewahren, dann können die Jäger auch mit stolzem Recht verlangen, daß man ihnen nicht nur das köstliche Vergnügen gönnt, sondern daß auch die thörichte Verminderung des Wildes durch energische Vorschriften gehindert wird. Darum singe ich mit frohem Mut:

Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder, die Jäger und die Jagd!

Abb. 21 Diana. Gemälde von P. Bordone in der Dresdener Galerie.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Abb. 22. Die Nymphe von Fontainebleau. Von Benvenuto Cellini. Im Louvre zu Paris.

II. „Waidmänniſch".

Mit dem Begriff „waidmänniſch" wird viel Unfug getrieben. Wie oft kann man leſen: „Nur dieſe Jagdart iſt waidmänniſch! Wer eine andere anwendet, iſt ein Aasjäger allerſchlimmſter Sorte." Der Ausdruck, den ich eben habe gebrauchen müſſen, iſt zwar nicht ſchön, aber in der Jagdſprache gang und gäbe, wenn man Leute bezeichnen will, für die man die tiefſte Verachtung hegen muß, weil ſie die edle Kunſt nicht waidmänniſch betreiben. Das iſt nicht etwa ironiſch gemeint. Im Gegenteil: es wird hohe Zeit, daß etwas gethan wird, um der überhand nehmenden Aasjägerei mit wirkſamen Mitteln entgegenzutreten.

Was ich unter dieſem Ausdruck verſtehe, iſt bald aufgezählt. Man achte nur auf den Anzeigeteil der Zeitungen. Da findet man im Herbſt die Inſerate der Gemeinden, die ihre Jagd verpachten wollen. An wen? Das iſt gleichgültig, wenn dieſer jemand nur gehörig zahlt und die einflußreichen Männer des Dorfes, die „Pilangs", zur Jagd einladet, um ſie mit Schnaps, Bier und Delikateſſen vollzuſtopfen. Dann darf er ſich auf dem Terrain alles erlauben!

In den öffentlichen Anpreiſungen der zu verpachtenden Jagden fehlt ſelten die Mitteilung, daß ein vorzüglicher Anſtand auf Reh oder gar Hirſch vorhanden wäre. Wo? Natürlich an der Grenze des Nachbars, der ſeine Wildbahn hegt und pflegt, der im Winter ſein Wild durchfüttert und nicht mehr abſchießt, als dem Wildſtand entſpricht. Die Anſtandsſchützen an den Grenzen geht das nichts an. Die knallen alles nieder, was austritt, Bock oder Ricke, Hirſch oder Tier. Das iſt Aasjägerei, und ihre Urſache iſt die Schießwut, die in den Großſtädten wohnt. Sie läßt ſich von reichen Leuten in der geſchilderten Weiſe leicht befriedigen. Darin liegt ein Grundfehler unſerer jagdlichen Verhältniſſe, darin liegt aber auch die große Gefahr, daß die freie Wildbahn in deutſchen Landen zu einem lächerlichen Nichts hinabſinkt. Wohlgemerkt: ich will nicht die

Jagd zu dem Vorrecht eines Standes machen, wie es im Mittelalter war, ich will auch nicht Wildbestände schaffen, unter denen die Kultur des Grund und Bodens zu leiden hätte, aber ich möchte die deutschen Wälder und Fluren vor der Verödung bewahren, der sie unzweifelhaft entgegengehen ....

So leicht es war, den Begriff der Aasjägerei festzustellen, so schwer dürfte es sein, den Ausdruck „waidmännisch" richtig zu interpretieren. Vielleicht gibt ein kleiner historischer Rückblick einigen Anhalt dafür. Ohne Zweifel werden sich dabei interessante Vergleiche ziehen lassen. In früheren Zeiten wurde das Waidwerk ganz anders eingeschätzt als heute. Die Jäger galten als die Angehörigen einer hochedlen Zunft, und die Jagd galt als eine königliche Kunst. Unsere hirschgerechten Vorfahren würden sicherlich mit starker Verachtung auf unser Epigonentum herabsehen. Nicht ganz mit Unrecht. Denn mit der Demokratisierung der Jagd hat zum mindesten die Poesie des Waidwerks schweren Schaden erlitten. Aber ebenso gut sind wir Epigonen im Recht, wenn wir über die Berechtigung und Zweckmäßigkeit gewisser Gebräuche uns abweichende Ansichten gebildet haben. Nur müssen wir nicht unfehlbar sein wollen ....

Vor mir liegt ein Buch aus dem Jahre 1734 mit dem pompösen Titel: „Der Dianen Hohe und Niedere Jagd-Geheimnisse. Darinnen die gantze Jagd-Wissenschaft ausführlich zu befinden. Kurtz doch gründlich verfertigt von Johann Wilhelm v. Pärson, Ihro Röm. Kayserl. Majestät Ober-Forst-Meister zu Podiebrat."

„Ich glaube, dem alten Herrn kann man ohne Bedenken das Zeugnis ausstellen, daß er genau gewußt hat, was zu seiner Zeit als waidmännisch galt. Aufs geratewohl greife ich hinein und finde das Kapitel: „Von denen Rehen. Die Reh-Böcke sind durch das gantze Jahr gut zu schiessen und zu jagen; allein die Rehe soll der Jäger schonen, wenn selbe schwer seyn, und auch kleine Kützlein haben. Die Kützlein, wenn sie groß, können desgleichen durch das gantze Jahr geschossen werden."

Jeder Mensch, nicht nur jeder Jäger, wird empfinden, wie sich unsere Ansichten geändert haben. Wir halten es für unwaidmännisch im höchsten Grade, „Kützlein" zu schießen und ebenso widerspricht es unserem Empfinden, dem Wild keine Schonzeit zu gewähren. Abgesehen davon, daß wir nicht mehr soviel Rehwild besitzen, um das ganze Jahr hindurch große Kützlein und Böcke zu schießen.

Die Umwertung der Begriffe erfordert allerdings große Zeiträume. Dafür auch ein Beispiel. In einem interessanten Büchlein, das aus dem Jahre 1610 stammt und „durch weiland Kayser Friederich deß 3.

Abb. 23 Im Feuer. Gemälde von H. Freese.

Abb. 31. Rehe am Wintermorgen. Gemälde von A. Thiele.

Forſtmeiſtern“ geſchrieben iſt, — es heißt: „Jägerkunſt, wie man Waydmänniſch von allem Waydwerck reden ſoll“ — wird als gebräuchlichſte Jagdart das Hetzen der Rehe und ihr Fang in Netzen empfohlen und beſchrieben. Eine Reihe von Werken, in denen dieſelben Jagdmethoden empfohlen werden, übergehe ich und führe nur an, daß ſie ſich noch bei Dietrich aus dem Winckell, ſelbſt in der Bearbeitung von Tſchudi (1865) findet. Und ſogar Diezel (Abb. 31) — neu herausgegeben 1887 — ſchreibt:

„Es gibt nichts, was dem Vergnügen gleich kommt, wenn man in größter Spannung das harmoniſche Geläute einiger gut eingejagten Dachshunde oder Bracken hört, und mit dem Näherkommen oder der Entfernung der Jagd die Hoffnung, der Begünſtigte Dianens zu ſein, bald ſteigt bald ſinkt .... So viel Vergnügen aber auch dieſe Jagdart gewährt, ſo möchte ich doch in ebenen Revieren keinem, dem ſein Rehſtand lieb iſt, raten, mit Bracken oder auch nur mit Dachshunden, welche lange anhalten, Rehjagd zu betreiben.“

Gegen dieſe Jagdart ſpricht alſo ſchon die Gefahr, die man ſeinem Rehſtand (Abb. 24) durch Beunruhigung bereitet. Aber nicht nur aus dieſem Grunde gilt das Hetzen des Rehes jetzt für unwaidmänniſch. Diezel bewundert doch dieſe Jagdart nur, weil ſie dem tüchtigen Jäger Anlaß gibt, ſeine Sicherheit im Schießen mit der Büchſe zu zeigen. Wenn er wüßte, daß ſie mit Vorliebe von Anhängern des Schießſports angewendet wird, um mit der Schrotſpritze den braven Bock zu ſtrecken, oder gar von Wilddieben, die alles umlegen, was ihnen vor den Lauf kommt, dann würde er begreifen, weshalb ſich jetzt die Reaktion gegen dieſe Jagdart geltend macht.

Noch deutlicher kann man an einem zweiten Beiſpiel beobachten, wie ſich der Begriff „unwaidmänniſch“ an eine Jagdart heftet, die bislang von jedem Jäger ohne Bedenken ausgeübt worden iſt. Das iſt die Haſenſuche. Die Zeit iſt noch nicht lange vorüber, in der niemand etwas darin fand, den Haſen mit Hilfe eines haſenreinen — oder auch nicht! — Hühnerhundes auf dem Felde zu ſuchen. Es war dabei nur ſchwer, das geeigneteſte Wetter für dieſe Jagdart herauszufinden. Dann jedesmal konnte man die Beobachtung machen, daß eine Anzahl

Hasen nicht fest lag, sondern in größerer Entfernung aufstand und unbeschossen davonkam. Endlich verfiel jemand — ich glaube, es war Diezel — auf den Gedanken, das Geschlecht der bei der Suche geschossenen Hasen festzustellen. Und siehe da: eine Reihe konsequent durchgeführter Beobachtungen ergab die anfangs überraschende Thatsache, daß siebzig Prozent aller auf der Suche geschossenen Hasen — Häsinnen sind, die stets fest zu liegen pflegen, während der Rammler in schußsicherer Entfernung aufzustehen liebt, um sich aus dem Staube zu machen.

Die Jagd ist auch an sich humaner, kultivierter geworden. Sie hat — von manchen Ausnahmen abgesehen — die Rohheiten, die in früheren Jahrhunderten als solche nicht empfunden wurden, erkannt und beseitigt. Heute empfindet man es als eine gröbliche Verletzung des Mitgefühls, das der Mensch jeder Kreatur Gottes schuldet, wenn man in Winckells Handbuch — d. h. in der Bearbeitung von Tschudi 1865!! — die ausführliche Anweisung liest, wie man gefangenen Lerchen die Augen aussticht, um sie dann zum Fang des Falken zu ver-

Abb. 25. Wolf und Fuchs. Gemälde von Christoph Bandtz in der Pinakothek zu München. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Nachdem diese Thatsache festgestellt und anerkannt war, setzte in Jägerkreisen sofort die Meinung ein, daß die Suche das bei Hasen (Abb. 29) ohnehin schon ungünstige Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter zu ungunsten des Mutterhasen herabdrücke. Und in demselben Augenblick galt und gilt die Hasensuche in den Kreisen der Jagdbesitzer, die ihre Wildbahn hegen und pflegen, als unwaidmännisch. Dies Beispiel ist um deswillen so lehrreich, weil man erkennt, wie in neuerer Zeit der Begriff „waidmännisch" jeder Jagdart entzogen wird, die sich mit pfleglicher Behandlung des Wildes nicht verträgt.

wenden. Ja, wir sind glücklicherweise schon so weit, daß wir den Fang der Lerchen in Netzen als eine Barbarei empfinden. Wer kennt noch den „Tyraß"! Ich meine nicht den Hundenamen, der früher sehr in Mode war, sondern das Netz, das noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts zu den unentbehrlichsten Gerätschaften jedes Forsthauses gehörte. Und welche Mühe erforderte seine Anwendung! Man überdeckte ein Stück des Kleefeldes damit und lockte Hühner und Wachteln mit der Pfeife an. Vermutete man das Wild unter dem Netz, dann warf man einen Stein dahin, damit das Wild auf-

Abb. 26 Faſanenjagd. Gemälde von Ch. Kroner
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)
(Copyright 1895 by Photographische Gesellschaft.)

ſtand und ſich im Netz verwickelte. Ja, man ging ſogar ſoweit, mit dem Tyraß die Hühner oder Wachteln zu überdecken, vor denen die Hunde ſtanden.

Das Lerchen-Nachtgarn, deſſen Zweck durch den Namen erklärt iſt, war 60—80 Fuß lang, 26 Fuß breit und aus feinem Flachszwirn geſtrickt. Durch zwei Stangen wurde das Netz ſtraff geſpannt und in dieſem Zuſtand von zwei Männern aufrecht getragen. Ein Knabe ging hinterher und gab, wenn er eine Lerche aufſteigen ſah, das Zeichen zum Umlegen des Netzes. Das war früher „waidmänniſch"; jetzt gibt es wohl niemand, der dieſes Fangen überhaupt als eine Jagdart anerkennen würde.

Noch nicht völlig außer Mode gekommen ſind die Selbſtſchüſſe. Diezel gibt zwar noch eine ausführliche Anleitung, ſogar mit Abbildungen dazu, aber er fügt hinzu:

Abb. 27. Durch die Lappen. Gemälde von Ch. Kröner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

„Ich wiederhole nochmals den wohlgemeinten Rat, eine so wenig waidmännische Jagdmethode nur in den allerdringendsten Fällen anwenden zu wollen.“ Der Altmeister, wie er allgemein in der Jagdlitteratur genannt wird, konstruiert hiermit Ausnahmefälle, in denen auch ein wenig waidmännisches Verfahren zulässig sein soll. Das ist ein Standpunkt, der durchaus berechtigt ist, das heißt: nur dem Raubzeug gegenüber! Und für jeden, der Diezels Autorität anerkennt, ist damit die Frage entschieden, ob man zur Vertilgung des Raubzeugs, hauptsächlich der Füchse, in besonderen Fällen Gift anwenden darf. Diese Fälle liegen überall da vor, wo die Anwendung von Schwanenhals und Tellereisen, sowie das Graben der jungen Füchse nicht genügt, um das Wild vor diesen Räubern zu schützen. Leider gibt es in Deutschland, namentlich im Osten, große Komplexe von dörflichen und städtischen Gemarkungen, auf denen die Jagd nur von Schießern ausgeübt wird, denen die Raubzeugvertilgung ein Buch mit sieben Siegeln und außerdem zu umständlich ist.

Auf diesen Gebieten herrscht Meister Reinecke unumschränkt, und was die Schießer übrig lassen, verleibt er sich ein. Natürlich ist es unmöglich, in solchen Gegenden ein Jagdrevier hoch zu bringen, wenn man nicht alle Mittel anwenden darf, um der Füchse Herr zu werden. Das Gleiche gilt von dem ganzen Strich an der russischen Grenze, der einer unaufhörlichen Invasion von Raubzeug ausgesetzt ist, das dort drüben sich ungestört vermehren darf. Deshalb wird dort das Giftlegen auch von Waidmännern geübt, für die es ein kränkender Vorwurf wäre, daß sie nicht waidmännisch handelten. Der Beweggrund ihres Vorgehens ist doch nur die Erhaltung und Vermehrung des Wildbestandes, also derselbe Gesichtspunkt, der in allen anderen Fällen für den Begriff „waidmännisch“ maßgebend ist.

Ein Grünrock in der Johannisburger Haide, mit dem ich vor einiger Zeit diese Frage durchsprach, wurde ordentlich böse, als ich einige Male den Begriff „waidmännisch“ anwandte.

„Sehen Sie,“ sagte er zu mir, „Sie sind selbst hier in dieser Gegend jung und groß geworden, und wissen, mit welchen Schwierigkeiten wir zu kämpfen haben. In kleinen Revieren, die ringsum von pfleglich behandelten Jagden umgeben sind, ist es eine Kleinigkeit, sich der Füchse zu erwehren, zumal wenn man als junger Haideläufer

nichts anderes zu thun hat, als morgens sich den Drilling und den Rucksack umzuhängen und tagsüber im Revier herumzustrolchen. Aber wir alten Knasterbärte hier an der Grenze haben mehr zu thun. Das Schreibwerk wächst einem über den Kopf, wo soll man da noch die Zeit hernehmen, Eisen zu stellen? Es ist ja ganz schön und berechtigt, was Sie da von waidmännischem Betrieb sagen, aber damit kommen wir hier nicht durch. Rußland versorgt uns so reichlich mit vierbeinigem Raubzeug, daß wir hier an der Grenze zu jedem Mittel greifen müssen, das Erfolg verspricht. Deshalb scheue ich mich auch nicht, Gift zu legen."

Meinen Einwand, daß dies Mittel durchaus nicht unfehlbar wäre, schnitt der alte Graubart mit einer kurzen Handbewegung ab.

„Ja, wer sich noch mit Spatzen, Fischen oder Heringsköpfen abquält, der mag lange warten, bis der Fuchs 'rangeht. Ich mache es mit der Nuß. Einfach aber probat. Eine vom Wurm angestochene Nuß wird mit einem Häkchen aus dünnem Draht gereinigt und mit Strychnin gefüllt. Die Öffnung verschließe ich mit Wachs. Dann wird die Nuß in einer Sauce von Entenfett verwittert und ausgelegt. Am besten in der Nähe eines Kadavers. Von der Lauerhütte aus habe ich es oft genug beobachtet, wie Reinecke die Nuß aufnimmt, knackt und wie vom Blitz getroffen zusammensinkt. Ab und zu schleppen die Raben eine Nuß fort, aber dagegen kann man sich sichern, indem man morgens die übriggebliebenen Nüsse aufnimmt. Als ich vor dreißig Jahren hier die Stelle antrat, schossen wir auf der ersten Treibjagd acht Füchse und zwei Hasen. Nun, seitdem ist es doch etwas besser geworden. Jetzt schießen wir fünfzig Hasen und manchmal einen Fuchs. Dafür will ich alter Waidgeselle mich mit dem Vorwurf abfinden, daß das Vergiften nicht waidmännisch ist."

In der That, man sollte auf diesen Begriff, der im Laufe der Zeit schon so manche Wandlungen durchgemacht hat, nicht zu sehr pochen. Namentlich nicht den geplagten Grünröcken gegenüber, die neben der Verwaltung eines ausgedehnten Reviers noch den Forst- und Jagdschutz auszuüben haben. Schon lange ertönen aus diesen Kreisen wohlberechtigte Klagen, daß mit dem Anwachsen der Arbeitslast, die sie täglich stundenlang an den Schreibtisch fesselt, die Zeit und Lust an der pfleglichen Behandlung des Jagdreviers schwindet. Nur die Forstassessoren, die sechs, acht Jahre und noch länger von einer Oberförsterei zur anderen geworfen werden, die jungen Haideläufer, die Hilfsaufseher, die noch kein Revier zu verwalten haben, können sich dem Walde und allem, was darin kreucht und fleucht, nach Herzenslust widmen.

Der andere Gesichtspunkt für den waidmännischen Betrieb der Jagd, der schon erwähnt worden ist, daß man dem Wild, auch dem Raubzeug (Abb. 28), nicht unnötige

Abb. 28. Raubwildjagd. Gemälde von H. Sperling.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin
(Copyright 1896 by Photographische Gesellschaft.)

Qual bereiten darf, trifft wohl bei Schwanenhals und Tellereisen zu, aber nicht bei richtiger Verwendung von Strychnin, das den Fuchs sicher und sehr schnell tötet. Ich würde sicherlich einen Sturm von Entrüstung in allen Fachblättern heraufbeschwören, wenn ich die Anwendung von Schwanenhals und Tellereisen als unwaidmännisch bezeichnen wollte. Das ist weder der Zweck dieser Betrachtung, noch meine Absicht. Wohl aber muß ich darauf hinweisen, daß jeder Waidmann sich von einem Gerät abgewandt hat, das dem Fuchs die ausgesuchtesten Martern bereitete. Ich meine die von Diezel beschriebene Fuchsangel, die im wesentlichen aus zwei Angelhaken bestand. Sie wurde so aufgehängt, daß Reinecke danach springen mußte.

„Springt nun der bejammernswerte Fuchs nach dem Köder, so werden die scharfen Spitzen der Haken sich sofort in das Gaumenfleisch einschlagen, die Schenkel aus der Angelhülse sich herausziehen und durch die Federkraft auseinander gespreizt werden. Da die Leine so hoch hängen muß, daß der Fuchs gerade nur mit den Zehenspitzen der Hinterläufe die Erde berührt, steht er, bis ihn der Gnadenhieb über die Nase erlöst, die entsetzlichste Marter aus."

Mit Recht bemerkt Diezel dazu: „Grausamkeit steht dem Jäger wahrlich nicht an, und jeder brave Grünrock wird sie verabscheuen, auch einem so argen Räuber gegenüber, wie der Fuchs es nun einmal ist. Gebietet es die Pflicht oder die Passion, das Wild, welcher Art und Gattung es auch sei, zu töten, so sei es auch erste Pflicht, es möglichst schnell verenden zu lassen, und Qual und Schmerzen abzukürzen."

Ich glaube, die angeführten Beispiele werden genügen. Sie erweisen klar, daß der Begriff waidmännisch jeder Jagdart versagt bleiben muß, die sich mit den herrschenden Grundsätzen einer vernünftigen Jagdpflege nicht vereinbaren läßt. Und das ist gut so. Denn die Erhaltung eines mäßigen Wildstandes ist schon so sehr mit Schwierigkeiten verknüpft, daß gegen die Praktiken der Schießer jede Abwehr geboten ist, in erster Linie die Ausschließung aus dem Ehrenbund waidgerechter Jäger. Sowie man aber weiter geht, und den Begriff waidmännisch wie ein Dogma anwenden will, dem sich jedermann in jedem Fall zu unterwerfen hat, dann verfällt man in übel angebrachte Splitterrichterei.

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts und in den ersten Jahren nach 1848 war die Meinung vorherrschend, daß das edle Waidwerk so schnell seinem Verenden entgegenginge, daß man ihm nicht mehr das Waidmesser zu geben brauche. Das ist, Gott sei Dank, nicht eingetroffen. Und von Jahr zu Jahr wird es besser. Immer weitere Kreise sehen es ein, daß der waidmännische Betrieb der Jagd, der Schonen und Hegen in sich begreift, kein leerer Wahn ist.

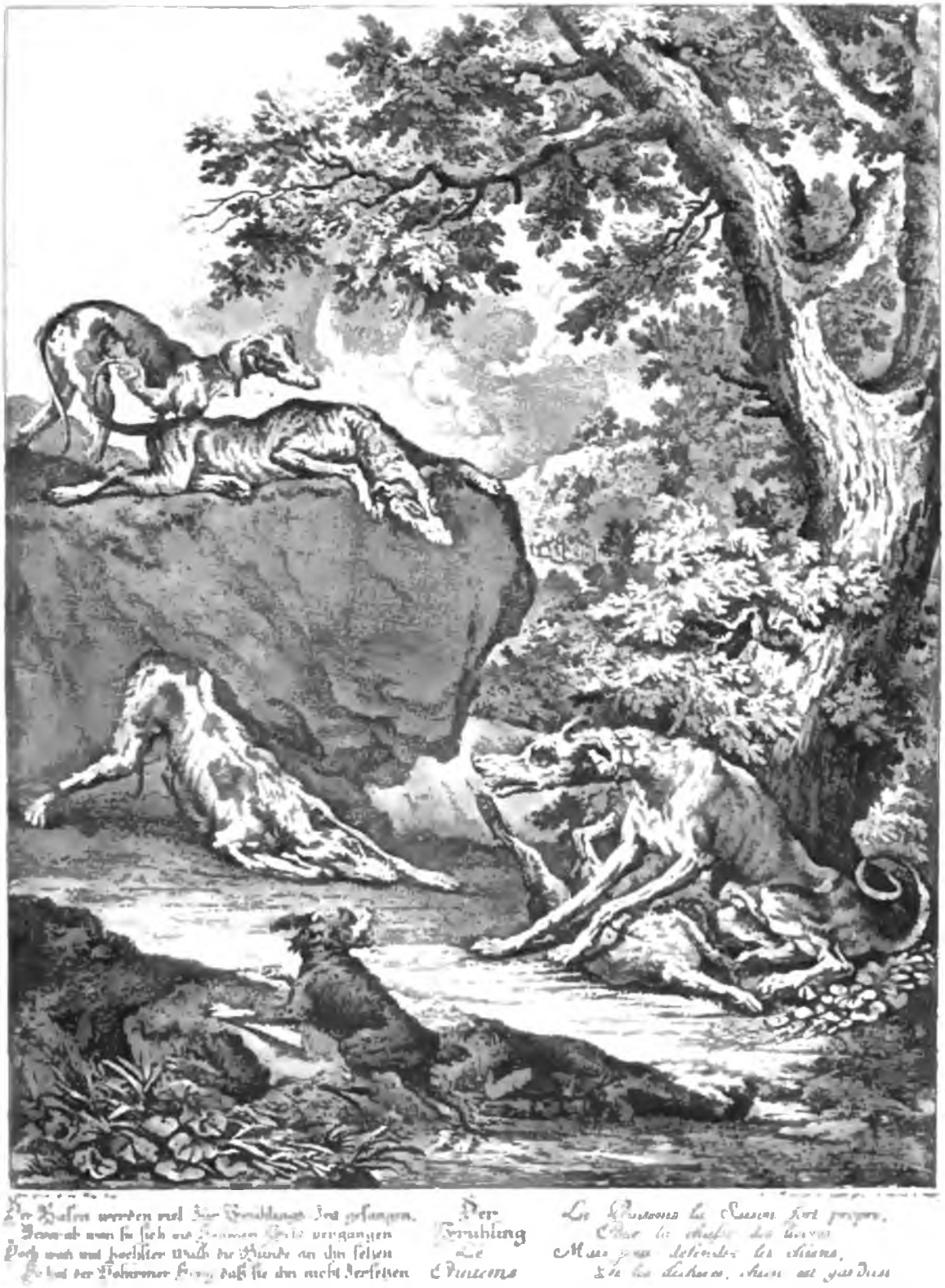
Sollten kundige Genossen finden, daß ich irgendwo in diesen Zeilen gefehlt, so mögen sie mir freundschaftlich ein

„Huho! Gesellmann, übergangen!"

zurufen, aber an meinem guten Wollen nicht zweifeln!

Waidmannsheil!

Abb. 29 Auf der Hasenjagd.
Nach dem Gemälde von J. Morland vom Jahre 1791.



Die vier Jahreszeiten der Hunde: Der Frühling
Nach dem Stich von Johann Elias Ridinger.

Abb. 80. Jagd auf den Fasan. Lithographie nach dem Gemälde von J. Ibbetson v. J. 1792

III. Der Vorſtehhund.

Die alte Streitfrage „Inſtinkt oder Überlegung“ iſt für jeden Jäger, der jahrelang ſelbſt einen Hühnerhund geführt, der eine Anzahl junger Hunde ſelbſt erzogen und dreſſiert hat, längſt entſchieden. Ohne jegliche Einſchränkung kann man von der Klugheit des Vorſtehhundes, von ſeinem bewunderungswürdigen Gehorſam, der bis zur Selbſtverleugnung, bis zur völligen Überwindung ſeiner natürlichen Inſtinkte geht, von ſeinem Pflichtgefühl und Pflichteifer ſprechen. Ja, es kommen recht oft Fälle vor, in denen das treue Tier, das ſonſt dem leiſeſten Wink ſeines Herren willig Folge leiſtet, von ſeiner eigenen beſſeren Einſicht dazu beſtimmt wird, den Gehorſam zu verſagen, weil es weiß, daß es ſich auf der richtigen Fährte befindet und durch ſeine Eigenmächtigkeit dem Zweck der Jagd beſſer dient als durch blindes Gehorchen.

Es gibt kein anderes Tier, ja auch keine andere Hunderaſſe, die auch nur entfernt ſolche Eigenſchaften entwickelt. „Was iſt der Leithund,“ ſo ruft Diezel aus, „wenn man ihn vom Hängſeil befreit? Der Bracke, der Windhund, dürfen ſie wohl mit dem Vorſtehhunde in Vergleich geſtellt werden? Selbſt der Dachshund, der doch meiſt unmittelbar unter den Augen des Jägers aufwächſt, handelt nur zu oft nach ſeiner Laune und nimmt nicht immer Rückſicht auf das, was man eigentlich von ihm verlangt .... Sämtliche Saurüden, Packer und Fanghunde raufen nicht nur häufig untereinander, ſondern fallen auch oft alles,

was ihnen von zahmen Tieren vor die Augen kommt, ja bisweilen sogar Menschen in zügelloser Wildheit an. Ebenso gehört es auch bei dem Schweißhunde zu den seltenen Ausnahmen, wenn er in späteren Jahren und nach langer Übung dahin gebracht wird, daß er beim Pürschgange seinen Herrn unangeleint begleiten darf ... Sollten jemals durch Zufall alle anderen Rassen sämtlich aussterben, so würde das Bedürfnis uns dahin bringen, mit der Abrichtung des Vorstehhundes Versuche anzustellen, die wir jetzt aus dem Grunde unterlassen, weil sie nicht nötig sind, und man würde sich bald überzeugen, daß er alle anderen Hunde entbehrlich macht, selbst die der Schäfer und Fleischer."

Ganz meine Ansicht! Ein wirklich guter Hühnerhund läßt sich nicht nur zur Suche auf dem Felde gebrauchen, er arbeitet auch unermüdlich in Sumpf und Ried, ja er jagt sogar laut im Walde hinter Fuchs, Reh und Hase und — wird er sofort danach auf das Feld gebracht, — so steht er wieder bombenfest vor dem Hasen und denkt nicht daran, einen Wettlauf mit ihm zu veranstalten, wenn der Krumme unbeschossen davongeht. Ist aber auf dem Anschuß nur ein Tropfen Schweiß vorhanden, dann folgt er und ruht nicht eher, als bis er den kranken Hasen gefangen hat und manchmal aus weiter Entfernung apportieren kann. Auf der Fährte des kranken Hirsches arbeitet er mindestens ebenso sicher wie der Schweißhund, und würde ihn seine Größe nicht daran hindern, dann würde er in den Bau schliefen und Meister Grimbart zu Leibe gehen.

Wie ich zu dieser Ansicht gekommen bin? Auf sehr natürliche Weise! Ich habe neunzehn Jahre in meinem Elternhause mit einer deutschen Hühnerhündin zusammengelebt, die alle diese Eigenschaften in reichem Maße besaß. Bände könnte man von ihr schreiben. Ich beschränke mich auf eine kurze Schilderung.

In besagtem Forsthause konnte man vor nunmehr dreißig Jahren täglich eine interessante Scene beobachten.

Eine braune Hühnerhündin, die den stolzen Namen „Diana" führte, lag vor der Thür im Grase und nährte ihre beiden Jungen, die einzigen, die man ihr von dem ganzen Wurf gelassen hatte. Dann kam über den Ries ein kleiner Junge angewackelt. Mit Mühe nur trugen die runden Beinchen den starken Körper. Wo das Gras begann, ließ sich der kleine Kerl, der knapp ein Jahr zählte, auf „alle vier" nieder und kroch schnell zu der Hündin, die ihn mit Schweifwedeln begrüßte.

Rücksichtslos schob er die kleinen Köter beiseite, suchte sich ein volles Euter und sog mit kräftigen Zügen Hundemilch. Hatte er seinen Durst gestillt, dann nestelte er seinen Kopf an das warme Gesäuge und entschlummerte so süß, wie im Arm der Mutter. Mäuschenstill lag die alte Diana, sie wagte sich nicht zu rühren, um ihren kleinen Liebling nicht zu stören. Und selbst ihre nie ruhende Wachsamkeit, die jedem Vorübergehenden einen Blaff mit auf den Weg gab, war fürsorglich eingeschränkt auf ein kaum vernehmliches Knurren.

Die kleinen Köter waren längst von der Mutterbrust entwöhnt, der dralle Bub' sog noch immer. Und als der Quell endlich versiegt war, da kroch Dianas Pflegesohn noch täglich nach dem Mittagessen die Stufen der Haustreppe hinunter und krähte mit seinem hellen Stimmchen so lange den Namen „Diana", bis das treue Tier erschien und an einem schattigen Plätzchen sich niederlegte, um regungslos für ein paar Stunden ihrem Liebling als Ruhekissen zu dienen.

So märchenhaft die Sage von Romulus und Remus klingt, so gut beglaubigt ist diese Geschichte. Denn Dianas Pflegesohn ist einer meiner jüngeren Brüder. Die Hündin lebte, wie schon gesagt, neunzehn Jahre in meinem Elternhause. Ein polnischer Edelmann, der nach der letzten Revolution flüchten mußte, hatte sie als einjähriges Tier mitgebracht. Als er weiter zog in die weite Welt, um sich als einfacher Inspektor sein Brot zu verdienen, da ließ er das Tier meinem Vater.

Als Herr von Jedlinsky, ich nenne seinen wirklichen Namen, damals von uns ging, da ist ihm der Abschied von der vierbeinigen Gefährtin wohl ebenso schwer gefallen, wie von dem heißgeliebten Vaterlande. Eines Tages, es mochten etwa fünf bis sechs Jahre verflossen sein, trat ein hochgewachsener Mann bei uns ein. Ein außergewöhnlich starker schwarzer Bart umrahmte sein dunkel gebräuntes Gesicht, aus

dem die dunkeln Augen lebhaft blitzten. Mein Vater erhob ſich: „Mit wem habe ich das Vergnügen . . .?“

„Mein Name iſt Schulemann, früher hieß ich von Jedlinsky.“

„Viktor, Menſch, wo kommſt du her?“

„Von Oblewen, ich bin bei Ebhardt Inſpektor.“

Dann ſah er ſich in der Stube um und fragte mit unſicherer Stimme: „Lebt Diana noch?“

„Aber ja doch! Sie liegt an der Kette.“

„Ach, wie ſo denn?“

„Urſachen, Freundchen! Der Kaltmeiſter hat ein paar ſchöne Schinken Roßfleiſch gebracht, und bei dieſer Art Nahrung iſt doch kein Hund in der Stube zu ertragen.“

Der Vater trat ans Fenſter und rief dem Knecht zu, die Hündin los zu laſſen. Im nächſten Augenblick war Diana im Zimmer und begrüßte ſtürmiſch die Anweſenden. Vor Schulemann, der ſich in einer Ecke auf einen Stuhl geſetzt hatte, blieb ſie ſtehen und ſträubte die Nackenhaare, als wollte ſie ſich voll Wut auf den Fremden ſtürzen. Aber diesmal waren es die Anzeichen einer anderen Erregung. Denn kaum hatte Schulemann das Wort „Diana“ ausgeſprochen, da ſprang die Hündin mit einem Geheul, dem man deutlich den jubelnden Ton anhörte, an ihrem früheren Herrn empor und leckte ihm das Geſicht.

Es iſt ſchwer, ihre Äußerungen der Freude zu ſchildern, man könnte den Bericht für übertrieben halten. Von einem zum andern ſprang die Hündin, als wenn ſie jedem ihre Freude anzeigen wollte, aber immer eilte ſie wieder zu ihrem früheren Herrn, um ihm das Geſicht zu lecken. Stundenlang ſtand ſie dann unbeweglich neben ihm, den Kopf auf ſeine Knie gelegt.

Am Abend rüſtete ſich Schulemann zur Abfahrt.

„Diana, kommſt du mit?“ Ein ſchwaches Winſeln war die Antwort. Aber als er aus der Thür ging und nochmals die Frage that, da winſelte die Hündin um uns herum und ſchlich dann hinaus, ihrem alten Herrn nach.

Stumm ſahen wir uns an, das Gebaren des Tieres hatte uns ergriffen. Da ſprang die Thür auf, und herein kroch Diana mit allen Zeichen des Schuldbewußtſeins. So ſchleppte ſie ſich bis zum Vater, leckte die Hand, die er ihr ausſtreckte, um ſie zu ſtreicheln, und blieb dann vor ihm, wie ein Menſch, der eine Strafpredigt erwartet, mit geſenktem Kopf ſitzen. — Wie heute ſteht mir die ganze Scene noch im Gedächtnis! Ich habe ſie abſichtlich ſo ſchlicht, wie irgend möglich, geſchildert und nichts hinzugethan.

Abb. 31. Der Altmeiſter Carl Aemil Diezel. Zeichnung von H. Ludwig Heubner.

„Diana“ war ohne Zweifel eine Individualität. Als Jagdkumpan war ſie ohne Fehl und Tadel. Sie hatte nicht die flotte Suche wie die Engländer, die mit der Naſe hoch im Wind in raſendem Tempo vor dem Jäger hin und her revieren. Man konnte ihr eher eine gewiſſe Bedächtigkeit vorwerfen. Aber dafür war ſie die Zuverläſſigkeit ſelbſt. Keinen Krummen, kein einzelnes verſprengtes Huhn überſchlug ſie, und, wer ſie aus langjähriger Erfahrung kannte, der wußte ganz genau, woran er war. Ließen die Hühner vor ihr in einem großen Kartoffelfelde, dann blieb ſie wohl einen Moment vor der Stätte ſtehen, wo ſie eben noch dicht aneinander gekeſſelt hatten. Aber

Abb. 32. Abgelegt. Gemälde von François Desportes im Louvre zu Paris.

dann ging's in atemloſer Eile vorwärts. „Wahr' dich, Alte, wahr' dich!" Die Ermahnung war eigentlich überflüſſig! Ging es zum Ende, dann machte die alte Diana einen großen Bogen und ſchnitt die Hühner von rückwärts ab.

War das eine prächtige Sache! Denn, plötzlich in ihrem Lauf gehemmt, zerſtreuten ſich die Hühner und ſtiegen einzeln auf, ſo daß man beim erſten Finden fünf bis ſechs Schuß anbringen konnte. Wer hatte ihr den Kunſtgriff beigebracht? Niemand! Aber ſelbſt, wenn ſie es zum erſtenmal zufällig gethan hätte, dann muß doch ſich bei ihr ein Urteil feſtgeſetzt haben, daß es praktiſcher wäre, auf dieſe Weiſe die Hühner am Auslaufen zu hindern.

Etwa tauſend Schritt von uns wohnte der Forſtaufſeher. Die Inhaber wechſelten oft, weil es eine Stelle mit Land war, d. h. die letzte Station vor der Förſterſtellung. Der alten Diana wurde ein Gegenſtand hingelegt. „Alte, das trägſt du zu Ohm Lippert." Ein Vierteljahr danach heißt es: „zu Ohm Vogt" u. ſ. w. Wievielmal hat ſie einen Brief hingetragen und auf Antwort gewartet, wenn es ihr befohlen war! Ihr tägliches Amt war es, die Zeitung hin- und herzutragen! Sie war aber nicht etwa auf den einen Weg dreſſiert, denn genau ſo ſicher machte ſie den Weg zur Oberförſterei. Sie verſtand alſo, was ihr aufgetragen wurde!

Natürlich verſtand ſie es auch, wenn über eine Fahrt geſprochen wurde. Und nie ſchlug ſie vor dem Wagen, wenn er aus dem Hofthor bog, eine falſche Richtung ein. Zum Anſtand des Abends oder frühmorgens ging ſie ſtets mit. Regungslos lag ſie zu Füßen des Jägers. Niemals verdarb ſie die Jagd. Im Gegenteil. Wo der blöde Sinn des Menſchen noch nichts ſah oder hörte, zeichnete ſie ſchon das Herannahen des Wildes. Die Wurzeln des Behanges hoben ſich, das Geſicht nahm einen geſpannten Ausdruck an, und im

letzten Augenblick ging ein leiſes Zittern durch ihren Körper.

Wie leicht iſt der Haſe auf dem Anſtand zu verſcheuchen! Aber niemals hat die Hündin ſich in dieſer Beziehung eines Verſehens ſchuldig gemacht. Erſt wenn der Schuß fiel, war ſie wie der Blitz auf dem Anſchuß, und ging ſie nach, dann konnte man getroſt warten, bis ſie mit dem Krummen im Fang wiederkam. Hatte man, was in der Dunkelheit nicht ganz ſelten vorkam, gefehlt, ſo kehrte ſie nach den erſten hundert Schritten um, und ihr ganzes Gebaren war dann wie eine Entſchuldigung, daß ſie den Schnellfuß nicht hatte greifen können.

Ihr Eifer, zu apportieren, hätte ihr einmal faſt den Tod gebracht. Auf dem Neuendorfer Torfbruch ſchlängelte ſich mir eine Kreuzotter über den Weg. Ich blieb ſtehen, lud ſchnell eine Patrone mit feinem Schrot in einen Lauf und ſchoß die Schlange auf etwa fünf Schritt mitten entzwei. Diana ſprang zu und apportierte unglücklicherweiſe das Kopfſtück; die Schlange hatte ſie dabei in die Lippe gefaßt. In wenigen Minuten waren die Lippen dick verſchwollen, rapid lief die Geſchwulſt weiter. Mit großer Mühe trug ich die Hündin, die — wahrſcheinlich ohne Beſinnung — heftig mit den Läufen um ſich ſchlug, bis zur Chauſſee. Der erſte Bauer, der vorbeifuhr, nahm uns mit. Tagelang lag die Alte gänzlich apathiſch auf ihrem Lager. Mit Hilfe eines Rohres wurde ihr täglich Milch eingeflößt. Nach mehr als einer Woche fing die Geſchwulſt an, zurückzugehen, aber lange Zeit noch dauerte es, bis völlige Heilung eingetreten war. Eine Schlange hat Diana nicht mehr apportiert.

Daß ſie beim Laichen geſchoſſene Hechte oder Barſche aus dem Waſſer apportierte, kann nach dem Geſagten als ſelbſtverſtändlich gelten.

Einen intereſſanten Kampf hatte ſie einmal mit einem Reiher auszufechten. Ich hatte den Fiſchräuber durch das Glas am Ufer erſpäht und mich, durch das hohe Ufer gedeckt, im Bogen angeſchlichen. Diana hatte ich fünfzig Schritt rückwärts bei der Jagdtaſche abgelegt. Beim Aufſteigen hatte

Abb. 33. Blanche, ein Hund von der Meute Ludwigs XV. Gemälde von Jean Baptiſte Oudry im Louvre.

ich den Reiher geflügelt, so daß er kurz hinter dem Röhricht ins Wasser stürzte. Ehe ich zum zweitenmal schießen konnte, war Diana bei ihm. Aber der Reiher ließ sie nicht ankommen. Mit seiner scharfen Waffe führte er kräftige Hiebe nach der Hündin und drehte sich, sowie sie um ihn herumschwamm. Ich war gespannt, wie die Sache auslaufen würde. Da tauchte Diana unter, gleich darauf verschwand auch der Reiher, den sie von unten am Ständer gepackt hatte, unter dem Wasser, und als beide auftauchten, hatte sie ihn schon mit festem Griff am Halse.

Eines Morgens brachte Diana von ihrem täglichen Botengang zur Torfmeisterei einen Hasen mit, der noch die Schlinge, in der er sich gefangen, um den Hals trug. Der Bau der Eisenbahn hatte allerlei fremdes Volk angeschwemmt, das sich mit solchen Künsten abgab! Ich nahm der Hündin den Hasen ab und forderte sie auf, mich dorthin zu führen, wo sie den Krummen gefunden. Ohne Zögern führte sie mich in den Wald zu einem Steg, den die Hasen in dem tiefen Schnee ausgetreten und regelmäßig benutzten. Nach ein paar hundert Schritten markierte Diana vor einem kleinen Tannenbaum, der mit seinen untersten Zweigen den Steg deckte. Ich sah nach und fand eine Schlinge, hundert Schritt weiter eine zweite. Daß wir dem Schlingensteller im Morgengrauen des nächsten Tages, als er sich bückte, um den gefangenen Hasen auszulösen, mit einer Patrone voll Salz diese Passion abgewöhnten, kann ich der Vollständigkeit wegen nicht verschweigen.

* * *

Ich will hier in dieser Schilderung abbrechen. Sie wird den vielen ostpreußischen Grünröcken, die im Lauf der Jahre durch mein Elternhaus gegangen sind, die Erinnerung an Diana auffrischen, deren Nachkommenschaft noch jetzt in zahlreichen Forst- und Gutshäusern existiert, und dem Anfänger sowie allen jagdbeflissenen Großstädtern gezeigt haben, was man von einem Hühnerhund deutscher Rasse verlangen darf. Und Gottlob, seit einigen Jahrzehnten können wir ja wieder mit berechtigtem Stolz von einer deutschen Rasse sprechen. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts soll sich der deutsche Vorstehhund in einer ganzen Reihe von Stämmen völlig rein erhalten haben. Dann aber begann ein durchaus ziellosES Experimentieren, ein Kreuzen mit englischem Pointer (Abb. 35) und Setter (Abb. 36), so daß in den siebziger Jahren die deutschen Rassen, die ihrer Vielseitigkeit wegen geradezu unersetzlich sind, völlig zu verschwinden drohten.

Es war hohe Zeit, daß diese Gefahr den deutschen Jägern zum Bewußtsein kam und daß sich Männer fanden, die energisch eingriffen, um das Äußerste zu verhüten. Hervorragende Züchter, der „Hektor-Verein" in Berlin u. a. thaten sich zu gemeinsamem Vorgehen zusammen und 1879 konnten auf der internationalen Hundeausstellung zu Hannover die Points, die Rassekennzeichen aller Hunde, festgestellt werden. Zur Kontrolle wurde ein Hundestammbuch begründet, in dem alle Hunde eingetragen werden, deren Rassereinheit feststeht, sei es durch Abstammung von eingetragenen Eltern oder durch Prämiierung auf Ausstellungen oder durch Anerkennung seitens einer Kommission von Sachverständigen. Später wurden ebenfalls in Hannover auch für den rauh- oder stichelhaarigen Hund die Points festgestellt.

E. v. d. Bosch, ein hervorragender Züchter und Sachverständiger, sagt über diese Einführung des Adelsprinzips in „Diezels Niederjagd", die er selbst überarbeitet hat: „Wenn auch immer noch Jäger, die da glauben, tüchtige Praktiker zu sein und deshalb jede Theorie verschmähen zu können, sagen: ‚Wozu brauchen wir Points, was nützt uns diese graue wertlose Theorie — nicht die äußeren Merkmale, sondern lediglich die Leistungen machen einen guten Hund aus, die häßlichsten Köter sind häufig gerade die besten u. s. w.' — so hat sich doch allmählich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß ein rassereiner Hund aus edlem Blut neben seinen körperlichen Vorzügen noch eine wahrlich nicht gering anzuschlagende Summe angeerbter Veranlagungen zu seinem Berufe mitbringt, die dem Dresseur die Hälfte der Arbeit ersparen. Und wie sicherlich niemand die eminente Bedeutung der Zucht edler Pferde in Abrede stellen wird, weil wohl auch einmal ein gewöhnlicher Gaul

ein edles Pferd auf der Rennbahn ſchlagen könnte, ebenſowenig kann gegen die Reinzucht edler deutſcher Vorſtehhunde der Umſtand als Argument geltend gemacht werden, daß hie und da irgend einmal ein Zufallsprodukt, irgend ein ſehr gut dreſſierter Hund, nach deſſen Ausſehen man überhaupt die Abſtammung von irgend einer beſtimmten Raſſe nicht zu erkennen vermag, Beſſeres leiſtet als ein raſſereiner deutſcher Vorſtehhund.

„Nur Jäger in des Wortes beſſerer Bedeutung werden eifrig beſtrebt ſein, Hunde edler Raſſe zu züchten und zu erwerben; dem Schießer und Sonntagsjäger iſt es natürlich gleichgültig, welch zweifelhafter Fixköter ihm die Hühner herausſtößt oder mit dem Haſen Steeple-Chaſe veranſtaltet — ein Hund gehört ja nun einmal zur ſonntagsjägerlichen Ausrüſtung . . .“

Sehr richtig betont E. v. d. Boſch, daß die engliſchen Setter und Pointer zu einſeitig ſind, um dem Berufsjäger, der meiſtens ſich außer dem Hühnerhund nur noch zwei Teckel halten kann, zu genügen. Der praktiſche Jäger und namentlich der Grünrock braucht einen Begleiter, auf den er ſich in allen Lagen verlaſſen kann, einen Diener, der alles begreift, was man von ihm verlangt und alles mit freudigem Gehorſam ausführt. Und dieſen Anforderungen wird nur der deutſche Hühnerhund gerecht.

Es war ein ſehr glücklicher Gedanke, auch der Ausbildung des Hundes durch öffentliche Prüfungen erneute Anregungen zu geben. Dieſem Zweck widmen ſich jetzt zahlreiche Vereine — ich nenne den „Deutſchen Jagdklub“ in Berlin, den Verein „Hektor“, den „Verein zur Veredlung der Hunderaſſen“, die Vereine „Nimrod-Schleſien“, „Nimrod-Oppeln“ —, die alljährlich von ſachverſtändigen Preisrichtern Gebrauchsſuchen abhalten, leider noch oft unter der engliſchen Bezeichnung Fieldtrial (ſprich: Fieldtreiel).

Abb. 34. Gefährliche Begegnung Gemälde von C. F. Teller.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

verwildern muß, wenn er danach in die Hände eines unerfahrenen Schießers gelangt, der es nicht versteht, ihn richtig zu führen. Deshalb muß immer und immer wieder die Forderung erhoben werden, daß jeder Jäger, der einen Hund führen will, selbst diese Kunst vorher erlernt. Es gibt glücklicherweise in deutschen Landen tüchtige Lehrmeister genug, bei denen man sich unterrichten lassen kann.

Die Praxis hat nicht mit der Stöberjagd im Walde, auch nicht mit der Entenjagd zu beginnen. Darin muß ich Diezel auf das entschiedenste widersprechen! Man schafft sich dadurch nur unnötige Schwierigkeiten. Am besten ist es, wenn man den Zögling zuerst auf Pfuhlschnepfe abführen kann. Das ist ein Wild, das sich ganz vorzüglich dazu eignet. Die Pfuhlschnepfe läuft nicht, sie liegt meistens ganz fest, daß man den Hund sozusagen in der Hand behalten kann. Sie ist ein leichter Schuß, was sehr ins Gewicht fällt, denn auch der beste Hund wird stark irritiert, wenn mehrmals hintereinander auf den Schuß kein Wild fällt. Junge Hunde im ersten Feld werden durch wiederholte Fehlschüsse geradezu verleitet, nachzuprellen. Und ach, wie manchmal habe ich es erlebt, daß Sonntagsjäger ihren Köter hinter einem gefehlten Hasen hinterher hetzten und sich dann wunderten, wenn der Hund bald keinen Krummen mehr stand, sondern sofort mit ihm einen Wettlauf veranstaltete.

Bei dem Abführen auf Pfuhlschnepfe kann man dem jungen Hund alle seine Dressurkünste wiederholen lassen. Man kann ihn avancieren und tout beau machen lassen, kann ihn abrufen u. s. w. Kein anderes Wild ist auch so geeignet, dem Hunde freies Feld zu geben. Manche Jäger haben es ja zum Axiom erhoben, daß der Hund beileibe nicht weiter als 20 bis 30 Schritt vor ihnen suchen darf. Das mag ganz praktisch sein auf einem Revier, wo man in jedem Kartoffelfeld und Kleestück ein frisches Volk Hühner findet. Wo man aber die Hühner erst suchen muß, da braucht man bei dieser Art Suche einige Stunden, um an das Wild zu kommen. Nein, der Hund muß hoch und frei suchen und so flott, daß er hundert Schritt rechts und links vor dem Jäger das Terrain abreviert. Die Vorbedingung dafür ist eben, daß der Hund bei aller Schnelligkeit nicht flüchtig ist, gut steht und sich auch auf bedeutende Entfernung lenken läßt. Diese Eigenschaften kann man durch geschickte Führung, die dem Zögling ganz allmählich mehr Freiheit und Spielraum gewährt, wohl beibringen. Selbstverständlich wird der Hund, der zum erstenmal an Hühner gebracht wird, zunächst ganz kurz gehalten und erst nach und nach an die weite Suche gewöhnt.

Das Abführen auf den Hasen würde bei Berücksichtigung aller möglichen Einzelheiten eine ausführliche Darstellung erfordern. Ich muß mich auf wenige Hauptpunkte beschränken. Leichtes Spiel wird man mit dem Hunde haben, der bereits bei der Dressur, wie ich ausführlich geschildert, gelernt hat, vor dem toten Hasen tout beau zu machen und sich abrufen zu lassen. Nur darf man im Felde, sowie man merkt, daß er einen Hasen anzieht, nie ein anderes Vorgehen beobachten und Lob sowie Strafe, je nach dem Benehmen, nicht sparen.

Der Hund, der ohne diese Vorbildung an den Hasen kommt, wird schwerer zu behandeln sein. Aber man muß es gleich beim ersten Fall versuchen, ihn durch couche auf der Stelle fest zu halten, auch wenn der Hase ganz fest liegt. Manche Jäger empfehlen, vor dem stehenden Hunde dem ersten Hasen den Kopf abzuschießen. Das Mittel ist leichter angeraten als ausgeführt, denn bekanntlich ist es vielen Jägern nicht möglich, den im Lager sitzenden Hasen selbst aus nächster Nähe wahrzunehmen. Zudem ist es nicht ausgeschlossen, daß der Hund zuspringt, um zu apportieren und dabei soviel Schweiß ins Maul bekommt, daß leicht die Sucht, das Wild anzuschneiden, bei ihm erweckt werden kann.

Ist der Hase aufgestanden und hat man den Hund in der Gewalt behalten, dann läßt man ihn bis an das Lager avancieren, tout beau machen, ruft ihn zurück und wiederholt das Manöver einige Male.

Wenn der Hund aber den Hasen nach kurzem Vorstehen ausstößt und sofort eine steeple-chase hinter ihm veranstaltet, so ist das eine sehr böse Sache! Ich glaube nicht daran, daß es oft möglich sein wird, solche Hunde noch hasenrein zu machen; dazu gehört mehr Geduld und konsequente Ausdauer, als die meisten Besitzer von Hunden ihr eigen nennen. Als ultima ratio gilt für solche Fälle ein Schuß mit feinem Schrot

Die vier Jahreszeiten der Hunde: Der Winter.

Nach dem Stich von Johann Elias Ridinger.

auf die Keulen. Mag sein, daß solch eine Lektion manchmal wirkt, ich halte sie für eine Roheit, die kein Jäger — auch nicht einem mißratenen Gefährten gegenüber — sich zu schulden kommen lassen darf. Lieber mag man den Köter an eine einsame Stelle führen und durch einen Schuß in den Kopf von allen seinen guten und schlechten Eigenschaften auf immer befreien.

1. Als wichtigste Naturanlage muß der Hund zunächst Passion, dann einen kräftigen Körper, gute Sehkraft, feines Gehör, vor allem aber eine durchaus gute Nase mitbringen.

2. Sein Appell sei in jeder Beziehung ausgezeichnet, er muß den Ruf oder Pfiff seines Herrn unter vielen anderen herauskennen und trotz aller Hinderuisse, die sich

Fig. 43. Auf verbotenem Gebiet. Gemälde von J. von Hellt.
(Photogravure- und Postkartenverlag von G. Heuer & Kirmse, Berlin W. 30.)

Wer aber einen hasenreinen Hund besitzt, der soll ihn hegen und pflegen wie ein kostbares Gut und sorgsam darüber wachen, daß er diese Qualitäten durch ungeschickte Führung nicht einbüßt. Noch eins: ich empfehle dringend allen Jagdbesitzern, die nicht in der Lage sind, ihren Hund das ganze Jahr hindurch in Wald und Feld zu führen, ihm vor dem zweiten Felde noch einen Wiederholungskursus in der Stubendressur angedeihen zu lassen. Zum Schluß seien diejenigen Forderungen nach Diezel wiedergegeben, die an einen völlig durchgearbeiteten Hühnerhund zu stellen sind:

ihm etwa entgegenstellen sollten, sofort und schnell auf seinen Herrn zueilen.

3. Er soll eine hohe Suche haben, die weder zu schnell noch zu langsam sein darf. Auch muß er, ohne angerufen zu werden, nur auf den Laut „Pst“ sich nach seinem Herrn umsehen und auf dessen Wink mit der Hand oder dem Kopfe nach derjenigen Richtung die Suche fortsetzen, die ihm angegeben wird. Er muß auf dem Lande wie im Wasser gleich brauchbar sein.

4. Er muß das Wild sowohl weit als auch höchst vorsichtig anziehen.

5. Er stehe weder zu nahe noch zu

weit, besonders aber absolut fest vor und zwar so lange, bis sein Herr herangekommen ist, auch wenn dieser eine sehr weite Strecke zurückzulegen hätte. Durch nichts darf sich der gute Hund im Vorstehen irre machen lassen.

6. Auf dem Gange zur Jagd, oder ehe die Suche beginnt, darf er seinen Platz, der stets an der linken Seite seines Herrn ist, ohne Erlaubnis nicht verlassen. Mit der Suche darf er niemals eher beginnen, ehe er nicht das Kommando hierzu erhält.

7. Nach abgegebenem Schuß darf er nicht von selbst einspringen, auch nur auf Kommando die Suche beginnen oder avancieren.

8. Unter allen Umständem muß der Vorstehhund absolut hasenrein sein, d. h. er darf ohne Kommando weder den gesunden noch den kranken Hasen verfolgen und darf sich auch nicht durch andere Hunde, die dies etwa vor seinen Augen thun, dazu verführen lassen.

9. Er darf nur auf Kommando apportieren; jedenfalls muß er im Appell so ferm sein, daß er sich von dem erlegten Wilde, das er zu apportieren eben im Begriff war, abrufen läßt. (Die Zweckmäßigkeit dieser beiden Vorschriften wird von vielen Jägern bestritten.) Das zu bringende Wild muß er in der Mitte fassen, mit erhobenem Kopf seinem Herrn zutragen und darf es vor allen Dingen niemals zausen noch quetschen.

10. Auf dem Anstand muß der dressierte Hund vollkommen still und ganz unbeweglich bei seinem Herrn liegen, selbst wenn Wild ganz in der Nähe ist, und darf weder durch Bewegungen noch durch leises Winseln seine Begierde zu erkennen geben.

11. Fühlt sich der Jäger aus irgendwelchem Grunde veranlaßt, Gewehr oder Tasche oder sonst irgend ein Stück seiner Ausrüstung abzulegen, und erteilt er dem Hunde den Befehl, als Wache bei den Sachen zu bleiben, so darf sich dieser nicht vom Platze rühren, bis er abgelöst wird, und gingen auch Stunden darüber hin.

12. Bei der Jagd darf er weder auf Befehle noch auf das Pfeifen der Jagdgenossen seines Herrn achten, darf auch deren Schüsse und das von ihnen erlegte Wild nicht berücksichtigen, sondern muß lediglich nur für den Dienst seines Herrn da sein; erst wenn dieser befiehlt, darf er das von anderen Schützen erlegte Wild apportieren!

Der Dachshund.

Wenn man Herrn Professor Fitzinger glauben darf, so war der Teckel schon dem alten Xenophon bekannt, der uns ein ausgezeichnetes Buch über die Jagd hinterlassen hat. Unseren Vorfahren hat der kleine wackere Gesell ohne Zweifel schon gute Dienste geleistet und sich all' die Jahrhunderte als konstante Rasse mit eigenartigen Zeichen erhalten. Das ist eigentlich wunderbar, denn neben dem echten Krummbein steht eine ganze Anzahl von Seitenlinien, die Mischblut führen. Unter den Begriff „Dachshund", wie er durch die kynologischen Vereine festgestellt ist, fallen nur der glatthaarige, der langhaarige und der stichelhaarige Teckel; die letzteren beiden als Abarten, die sich von dem glatthaarigen nur durch die Behaarung unterscheiden. Zur Charakteristik genügen wohl folgende Points:

1. Allgemeine Erscheinung.

Niedrige, sehr gestreckte Bauart. Läufe auffallend kurz, die vorderen im Knie einwärts, mit den Füßen wieder auswärts gebogen. Die ganze Erscheinung wieselartig; die Rute wenig gekrümmt und in ruhigem Gange schräg aufwärts oder abwärts hängend getragen. Das Haar kurz und glatt anliegend; Gesichtsausdruck intelligent, aufmerksam und munter; stark entwickelter Vorderkörper, Gewicht nicht über zehn Kilo.

2. Farbe.

Schwarz mit gelbbraunen Abzeichen an Kopf, Hals, Brust, Bauch, Läufen und unter der Rute; außerdem dunkelbraun, goldbraun und hasengrau mit dunklerem Rückenstreif, wie auch aschgrau und silbergrau mit dunkleren Platten. (Tigerdachs.) Bei den dunkleren Farben treten fast immer die gelbbraunen Abzeichen auf; bei den helleren Farben sollen Nase und Nägel womöglich schwarz, die Augen dunkel gefärbt sein. Weiß ist höchstens als schmaler regelmäßiger Streif auf der Mittellinie der Brust, vom Brustknorpel abwärts zu dulden.

Von einer Dressur des Dachshundes kann nicht die Rede sein. Man muß sich damit begnügen, ihn leinenführig zu machen und ihm etwas Appell beizubringen. Im allgemeinen jedoch gilt der Teckel als ein ziemlich eigenwilliger Bursche, bei dem man mehr durch Güte und geschickt an-

gebrachtes Lob als durch Strafen erreicht. Vor allem kommt es darauf an, ihn auf Raubzeug ſcharf zu machen. Am beſten eignen ſich dazu junge Füchſe, an die man den jungen Hund unter dem Beiſtand eines älteren bringt. Sehr gut iſt es, wenn man ſich in feſtem Erdboden eine Röhre anlegt, die oben mit einer Planke bedeckt und mit Erde beworfen iſt. Sie wird an einem Ende völlig geſchloſſen und mit einem jungen Fuchs beſetzt. Es hält meiſtens nicht ſchwer, einen Dackel, der bereits einen jungen lebendigen oder einen alten geſchoſſenen Fuchs tüchtig hat zauſen dürfen, zum Schlieſen zu bewegen. Doch hüte man ſich, Zwang anzuwenden. Man ſetze den Hund vorn in die Röhre und muntere ihn durch Zuruf: „Hulla, Hulla faſſ'!" „Faſſ' Füchschen!" auf. Kehrt er um oder kommt er ſofort rückwärts aus der Höhle, ſo gebe man nach mehrmaligem Wiederholen den Verſuch auf, mit Gewalt läßt ſich das Schlieſen nicht erzwingen. Aber man braucht an dem Hunde nicht zu verzweifeln. Es iſt eine Eigentümlichkeit der Teckel, daß viele von ihnen erſt im dritten, ja vierten Lebensjahr ſchlieſen und ſich dann ganz vorzüglich entwickeln. — Hat man einen jungen Teckel, der willig in die Proberöhre ſchlieft, dann bringe man ihn zuerſt an einen Bau mit jungen Füchſen. Doch Vorſicht dabei! Das heißt, man ſuche vorher die alte Fähe abzuſchießen! Beſſer noch iſt es, wenn man ſich einen ganzen künſtlichen Bau mit Keſſel und Röhren anlegen kann, um ganz ſyſtematiſch den Hund auszubilden. Das empfiehlt ſich jedenfalls für Jäger, die ſich mit der Ausbildung von Hunden beſchäftigen.

Bei dem glatthaarigen Dachshund unterſcheidet man drei Größen, einen ſchweren, mittleren und ganz kleinen Schlag. Der ſchwere Hund iſt nur in leichtem Boden brauchbar, der kleine, der zwar ſehr ſcharf zu ſein pflegt, ermüdet leicht. Deshalb thut man gut daran, den mittleren Schlag zu wählen und dem glatthaarigen vor dem langhaarigen den Vorzug zu geben, denn letzterer hat bei Sandboden öfter das Bedürfnis, den Bau zu verlaſſen, um ſich den Sand aus dem Fell zu ſchütteln.

Daß der Teckel auch als Stöberhund zu verwenden iſt, darf ich als bekannt vorausſetzen. Die Beunruhigung des Wildes durch den kleinen Burſchen iſt ſo geringfügig, daß man ſich deshalb keine Gewiſſensbiſſe zu machen braucht. Und es iſt manchmal die bequemſte Art, um einen Krummen oder einen Bock ſchnell zu beſchaffen. Man ſtellt ſich auf dem Wechſel vor, läßt den Dackel durch einen Begleiter an die Schonung oder das Bruch bringen und wartet der Dinge, die da kommen ſollen. Meiſtens wird man in aller Gemächlichkeit den Schuß anbringen können, denn Haſe und Reh pflegen ſich im allgemeinen vor dem kleinen Hunde nicht ſonderlich zu fürchten.

Abb. 44. Otterhund. Zeichnung von F. Specht.

Abb. 45. Central-Doppelflinte, Marke Adler IIa.

IV. Das Jagdgewehr.

Das eigenartige Gefühl, mit dem der Jäger sein Gewehr zur Hand nimmt, läßt sich nicht beschreiben, es läßt sich auch, wie ich glaube, schwer nachfühlen. Wie dem Künstler die Geige, so ist dem Jäger sein Gewehr kein totes Instrument, sondern ein lieber, treuer Freund. Und wer ein gutes Gewehr sein eigen nennt, mit dem er auch, wenn es erforderlich, einen schwierigen Schuß mit Erfolg wagen kann, der trennt sich nicht leicht davon. Hängt doch von der Güte des Gewehres nicht nur das Renommee des Jägers, sondern auch manchmal seine Sicherheit ab. Zwar haben wir keine gefährlichen Raubtiere mehr in Deutschland. Nur in Ostpreußen und Elsaß-Lothringen werden noch in jedem Jahr einige Wölfe erlegt. Dafür haben wir in vielen Gauen Deutschlands eine große Anzahl von Wildschweinen, in ausgewachsenem Zustande bekanntlich „grobe Sauen“ genannt. Das Eigenschaftswort paßt in diesem Fall ausgezeichnet, denn das Wildschwein wird oft, wenn es angeschossen wird, recht sehr grob.

Abb. 46. Centralfeuer-Buchsflinte ohne Hähne. Selbstspanner-System.

Auf nichts muß jeder beim Erwerb eines Gewehres mehr achten, als darauf, ob es gut „liegt“. Denn davon hängt mindestens ebenso sehr wie von der Güte des Gewehres es ab, ob der Anfänger ziemlich bald einige Fertigkeit im Treffen erlangt. Dem Laien sei bemerkt, daß die Lage des Gewehres beim Schießen von der längeren oder kürzeren Schaftung und von dem Winkel abhängt, in welchem der Lauf zur Achse des Schaftes steht. Schlägt der Schütze das Gewehr an, so darf er von dem ganzen Lauf nichts weiter sehen, als das auf der Spitze sitzende Korn. Sieht er das Korn nicht oder überblickt er einen Teil der Laufschiene, so liegt ihm das Gewehr

Abb. 47. Anson-Deeley Centralfeuer-Selbstspanner-Doppelflinte.

nicht, es ist für die Proportionen seines Halses zu krumm oder zu gerade geschäftet.

Das ist ein Fehler, der auch von dem geübtesten Schützen, der einmal notgedrungen ein solches Gewehr benutzen muß, nicht immer überwunden werden kann, denn beim schnellen Schießen kann man den Anschlag nicht mehr korrigieren, da heißt es, die Knarre an die Backe zu reißen und den Finger krumm zu machen. Beim geübten Schützen wird das Treffen mit der Zeit zu einer mechanischen Fertigkeit, aber nur unter der Vorbedingung, daß sein Gewehr auch beim schnellsten Anschlag so liegt, daß er nicht erst mit dem Korrigieren Zeit verliert. Wie oft kommt es vor, daß man bei der Herbstsuche auf Waldschnepfe das Wild gerade nur für eine Sekunde in einer Lücke zwischen Bäumen zu Gesicht bekommt. Da heißt es, den Schuß gewissermaßen hinzuwerfen. Und wem nicht noch außerdem die Regeln, wo er bei Flugwild hinzuhalten hat (Abb. 59, 60, 61, 62, 63), völlig in Fleisch und Blut übergegangen sind, der mag das Schießen lieber unterlassen, er würde nur ein Loch in die Natur schießen.

Es gibt aber Jäger, die selbst unter den schwierigsten Umständen fast jeden Schuß gut anbringen. Zu diesen gehört auch Kaiser Wilhelm II., der bekanntlich das Gewehr nur mit der rechten Hand, ohne Unterstützung durch die Linke anschlägt. Beim Schrotschuß will das etwas weniger besagen, als beim Kugelschuß aus der Büchse, bei dem die geringste Abweichung vom Ziel verhängnisvoll wirkt. Immerhin ist es eine ganz außergewöhnliche Leistung, daß der Kaiser bei einem Besuch in England in wenigen Stunden nahezu 400 Kaninchen erlegt hat. Das Karnickel, das nach dem Sprichwort stets anfängt, ist ein äußerst flinker Geselle, der auf eine ganz heimtückische Weise „Haken schlägt“, d. h. nach wenigen Sätzen im Winkel von seiner Richtung abbiegt. Darin gleicht dieser kleine Nager der Bekassine (Abb. 62), die als schwerster Schuß gilt.

Der Anfänger, der sich ein Jagdgewehr zulegen will, thut gut, sich dabei den Rat eines erfahrenen Jägers zu sichern und unter dessen Beihilfe mit einem Gewehr den Anschlag zu üben, damit er bei der Wahl bereits weiß, ob ihm ein Gewehr liegt oder nicht. Auf die Art der Schäftung kommt es auch an. Zwar ist es gleichgültig, ob

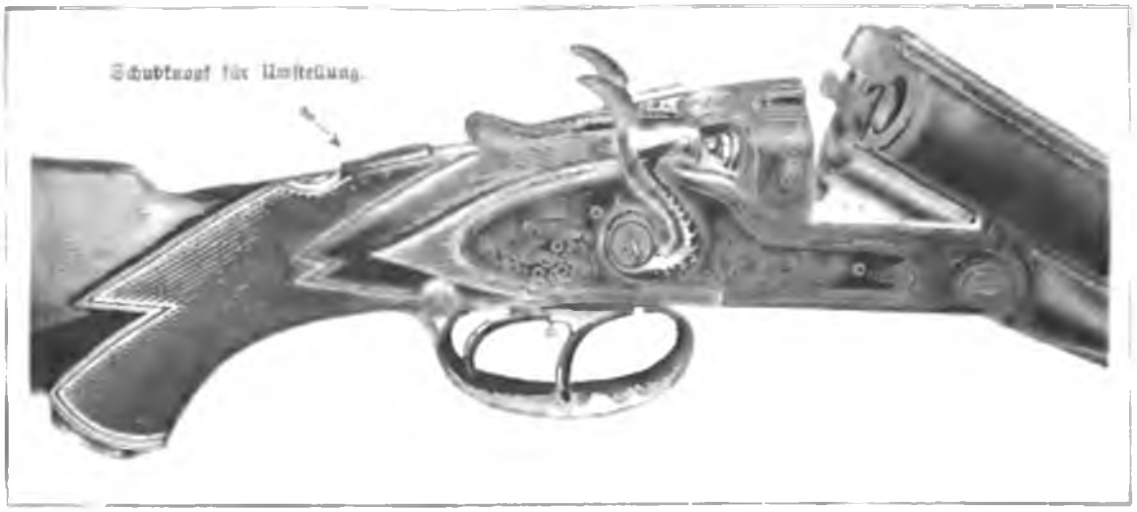


Abb. 48. Neues Dreilaufgewehr, Modell 1901.

der Kolben eine Backe hat oder nicht, ob der Schaft gerade oder in Pistolenform gebaut ist. Er muß nur nicht zu dick sein, so daß der Schütze ihn ganz mit der Rechten umspannen kann. Wer ein Gewehr mit zu dickem Schaft führt, wird den größten Teil des Rückstoßes nicht mit der Hand, sondern mit Schulter und Backe auffangen und die Wirkungen bei rasch wiederholten Schüssen bald recht schmerzhaft empfinden.

Und noch einen guten Rat. Wer sich dem edlen Waidwerk widmen will, darf bei Anschaffung des Gewehres nicht falsche Sparsamkeit anwenden und meinen: es gibt auch billige Gewehre, die gut schießen. Gewiß, das ist nicht ausgeschlossen. Aber das teurere Gewehr ist nicht nur sorgfältiger gearbeitet, es besteht auch aus besserem Material und hält länger. Und bei teureren Gewehren bekommt man von der Waffenhandlung stets die Garantie, daß sie in Bezug auf Deckung und Durchschlagskraft allen berechtigten Anforderungen entsprechen. Die Frage, ob man Läufe aus Damast oder Gußstahl wählen soll, ist nicht zu entscheiden, seitdem der Kruppsche Spezialgewehrlaufstahl sich als völlig ebenbürtig dem Damast erwiesen hat.

Dagegen ist die Frage nach dem System völlig entschieden. Die Perkussionsflinte scheidet aus der Diskussion aus. Sie bedeutete gegenüber dem Feuersteinschloß einen gewaltigen Fortschritt. Sie zündete sicher und schnell und lieferte in Bezug auf Durch-

Abb. 49. Selbstspanner Dreilauf-Gewehr, Modell 1901, hahnlos

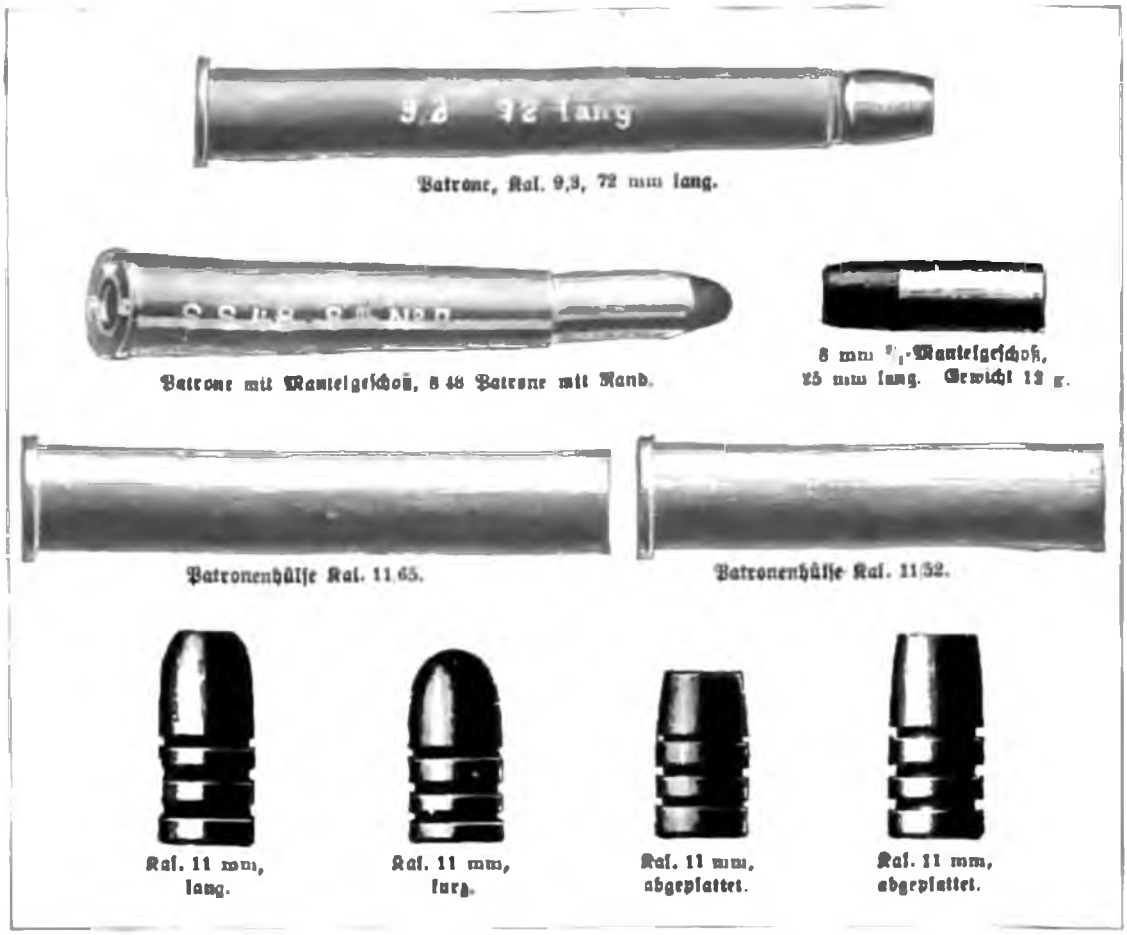


Abb. 50. Kugelpatronen für Reh-, Rot- und Schwarzwild.

ſchlagskraft und Deckung vorzügliche Reſultate, die erſt neuerdings von den Hinterladern übertroffen worden ſind. Das iſt erſt eingetreten, ſeitdem durch drei- und vierfachen Verſchluß die Verbindung zwiſchen Lauf und Schaft ſo innig geworden iſt, daß keine Pulvergaſe unbenutzt entweichen, was bei der Perkuſſionsflinte nie der Fall war. Die Vorzüge des Hinterladers ſind bekannt; ſie beſtehen in dem ſchnellen, bequemen Laden und in der Möglichkeit, das Gewehr in allen ſeinen Teilen nach dem Gebrauch leicht reinigen zu können. Auch die Erhöhung der Sicherheit durch Entladen, das jederzeit ohne Mühe geſchehen kann, iſt ein großer Vorzug des Hinterladers.

Das älteſte Syſtem dieſer Konſtruktion iſt das Lefaucheux-Gewehr, das heute als überwunden betrachtet werden kann. Es hat den Fehler, daß die Zündung nicht ſchnell genug erfolgt, ſo daß man beim Schuß auf flug- und laufendes Wild ein recht beträchtliches Stück vorhalten muß. Auch iſt das Entfernen der abgeſchoſſenen Patrone aus dem Lauf ziemlich beſchwerlich, ja wenn die Patrone, was aus verſchiedenen Urſachen vorkommt, manchmal ſich ſchwer einführen läßt, dann iſt das Laden und Entladen direkt gefährlich, da man dazu den auf dem Zündhütchen ruhenden Stift anhaken muß.

Das Syſtem, das allen Anforderungen gerecht wird und ſich deshalb bereits die völlige Alleinherrſchaft erobert hat, iſt das Lancaſter-, jetzt allgemein Zentralfeuer-Gewehr genannt. Die Zündung erfolgt durch den Schlag eines Stiftes auf das Zündhütchen, das in der Rückwand der Patrone in einer durchlöcherten glockenförmigen Hülſe ſteckt und ſein Feuer in das die Hülſe rings umgebende Pulver wirft. Die Zündung erfolgt deshalb ebenſo ſchnell wie bei der Perkuſſionsflinte. Die Entfernung der abgeſchoſſenen Patrone iſt mit Hilfe des Ausziehers leicht zu bewerkſtelligen, ja es ſind bereits Gewehre konſtruiert, bei denen eine ſelbſtthätige Vorrichtung wie beim Militärgewehr die abgeſchoſſene Patrone nach dem Aufklappen hinauswirft, wodurch

zwei Handgriffe dem Schützen erspart werden.

Abb. 51. Patrone mit Mantelgeschoß, 8 58 Patrone mit Rand.

Die Fortschritte der Waffentechnik haben sich auch auf die Beseitigung der Hähne gerichtet. Die neuesten Systeme sind so konstruiert, daß beim Aufklappen des Gewehres die in dem Schaft liegenden Schlösser durch die Schwere der abwärts sinkenden Läufe gespannt werden (Abb. 44, 45). Dadurch werden wieder zwei Handgriffe gespart. Ältere Jäger stehen zuweilen diesem System ablehnend gegenüber; sie vermissen die Hähne beim schnellen Schießen. Aus einem anderen Grunde muß dem Anfänger die Anschaffung eines hahnlosen Gewehres widerraten werden: der Sicherheit wegen. Es ist nicht so leicht mit einem Gewehr umzugehen, wie der Laie annimmt. Wie oft begeht der Anfänger aus Unachtsamkeit oder im Jagdeifer einen Fehler . . . Der Schuß kracht, ohne daß er weiß, wie er ihn gelöst hat. Deshalb soll jeder Schütze zuerst ein Gewehr führen, bei dem er fortwährend durch den Blick auf die Hähne daran erinnert wird, daß es gespannt ist. Hat er das Stadium der Unsicherheit überwunden, hat er gelernt, mit dem gespannten Gewehr umzugehen, dann erst sollte er zu einem Selbstspanner greifen, der ihm erhöhte Bequemlichkeit bieten wird.

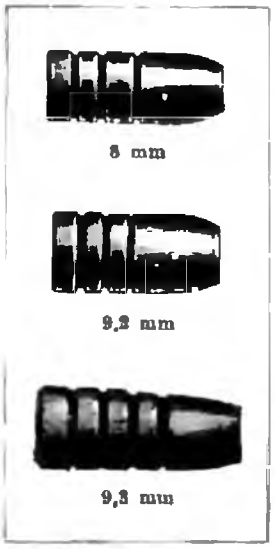


Abb. 52. Legierungsgeschosse.

Unter den vielen Gewehren, die im Lauf der Jahre durch meine Hände gegangen sind, haben mich die Gewehre der Fabrik Eduard Kettner in Köln a. Rh. und Suhl besonders angesprochen. Ich spreche es aus, ohne damit ein abfälliges Urteil über andere Fabrikate fällen zu wollen. Ihre Vorzüge sind: sehr saubere, exakte Arbeit, gefällige Form und gute Ausstattung. Das Gleiche kann man von den Fabrikaten der Firmen Sauer & Söhne in Suhl, H. Pieper-Berlin, H. Leue-Berlin u. a. behaupten. Die Zentralfeuerdoppelflinten der Kettnerschen Marke „Adler" wiegen etwa vierdreiviertel Pfund, besitzen gute rückspringende Schlösser, dreifachen Verschluß mit mattierter, in das Verschlußstück übergreifender Laufschiene. Der Holzvorderschaft ist zum Abheben. Der Schaft ist mit Pistolengriff und der Kolben mit Backe versehen. Die Läufe sind aus Hufnageldamast oder Kruppschem Flußstahl. Die Abb. 45 zeigt die Adlermarke IIa mit geschmackvoller Gravierung und Abzugsbügel aus Horn. Der Öffnungshebel liegt zwischen den Hähnen.

Für den linken Lauf kann man Chokebore wählen oder auch nicht; das ist eine konische Verjüngung des Laufinneren im

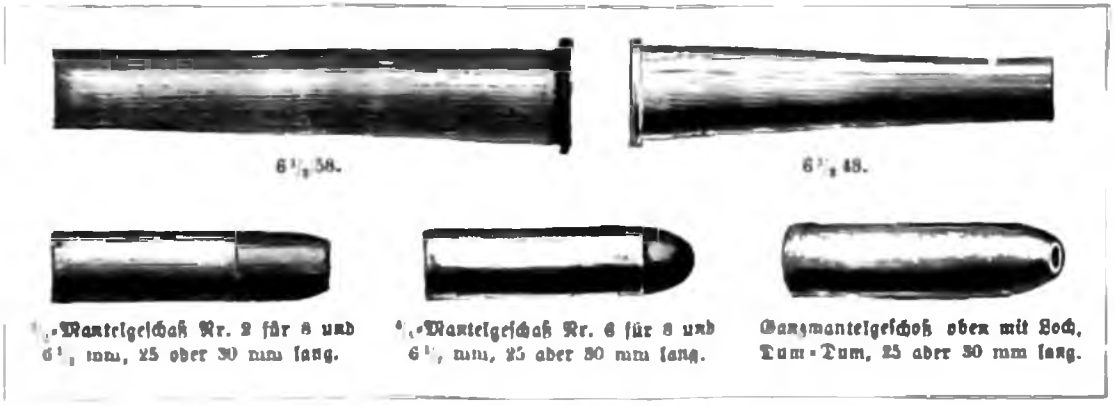


Abb. 53. Patronenhülsen und -Geschosse. Kal. 6½ mm.

Abb 54. Büchſe, Mauſer-Syſtem.

oberen Drittel, die zum Zuſammenhalten der Schrote beiträgt, ſo daß man aus dem linken Lauf auf weitere Entfernungen ſchießen kann. Perſönlich muß ich bemerken, daß ich kein großer Freund des Choke-bore bin. Als die Neuerung aufkam, wurde zuerſt viel Weſens von ihr gemacht. Ich lernte ſie bei einem Jagdgenoſſen, dem Grafen B., auf der Hühnerſuche kennen. Die Hühner lagen feſt, ſie gingen ſo dicht vor unſeren Füßen heraus, daß man regelmäßig auf gute Diſtanz eine Dublette anbringen konnte. Der Graf ſchoß das erſte und zweite Mal mit dem linken Lauf vorbei, beim dritten Mal traf er, aber das Huhn kam als zerriſſener Fleiſchklumpen zur Erde.

Man kann ruhig zugeſtehen, daß die Würgung des Laufes dem erfahrenen Jäger ſo manches Mal zur Erlegung eines Stückes Wild verhelfen wird, wo er aus gewöhnlichem Lauf ſich nicht mehr getrauen würde, hinzuſchießen. Im allgemeinen gilt aber doch die Regel, daß man grundſätzlich nicht mehr als auf fünfzig, allerhöchſtens auf ſechzig Schritte hinſchießen darf. Der Anfänger wird ſogar gut thun, ſich noch mehr Beſchränkung aufzuerlegen. Deshalb ſei ihm geraten, für die erſte Zeit auf Choke-bore zu verzichten.

Die Zentralfeuergewehre ohne Hähne nach dem Selbſtſpannerſyſtem haben als Zeichen der Sicherung auf dem Schaft einen kleinen Schieber. Unſere Abbildung 47 zeigt ein Gewehr mit doppelter Sicherung. Die zweite beſteht in einer Stange, die den inneren Schlaghahn umgreift und die Entladung bei ſtarken Erſchütterungen verhindert. Empfehlenswert iſt die automatiſche Sicherung, die mit dem Spannen ſelbſtthätig eingreift. Entſichert wird durch Vorſchieben des Schlußknopfes. Für Liebhaber engliſcher Syſteme fabriziert Kettner Ge-

Abb. 55. Repetier-Büchſe für Mantelgeſchoß und Blättchenpulver; die untere mit reicher Verzierung

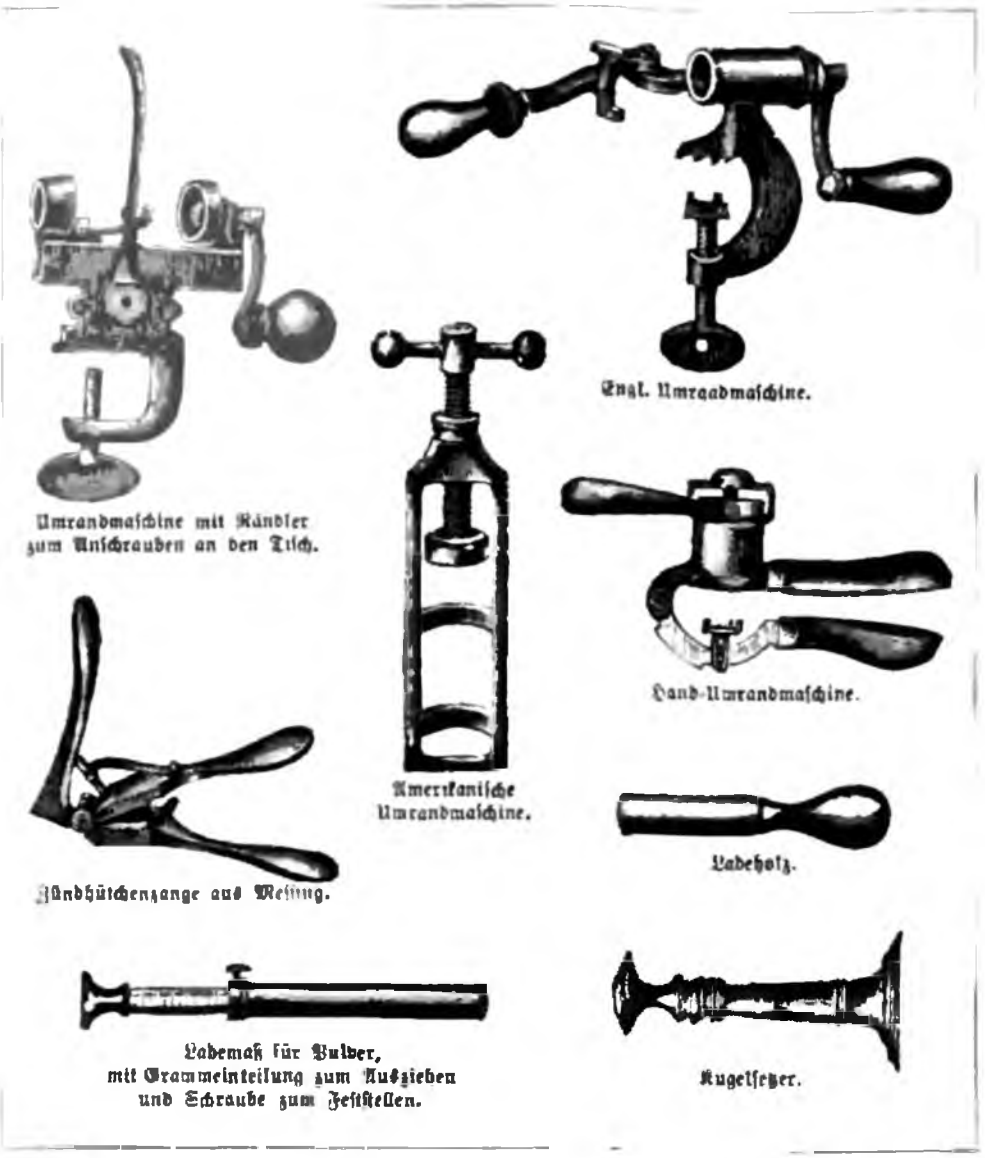


Abb. 56. Lade-Utensilien.

wehre nach dem System Anson & Deeley, das sich sehr gut bewährt haben soll (Abb. 47). Die Schlösser liegen im Verschlußkasten selbst, die Schlaghähne schlagen direkt auf die Zündhütchen der in den Läufen befindlichen Patronen. Die Sicherung ist automatisch.

Die Patrone.

Die Qualität des Schusses hängt nicht nur von den Eigenschaften des Gewehres ab, sondern auch von der Ladung. Jedes Gewehr ist ein Individuum. Zwei aus genau übereinstimmenden Teilen zusammengesetzte Gewehre werden sich nie in ihren Leistungen decken. Deshalb muß bei jedem Gewehr genau die Ladung ausprobiert werden. Das gewöhnliche Verhältnis zwischen Pulver und Schrot ist der Schwere nach 1:6. Das Pulver soll bestes Schwarzpulver (Hirschmarke Nummer 3) sein; das Blättchenpulver, von dem so viel Aufhebens gemacht wird, möchte ich nicht empfehlen; es hat seine Mücken und versagt manchmal aus unerklärlichen Ursachen. Ob man das gewöhnliche weiche Bleischrot nehmen soll oder das Hartschrot, wage ich nicht zu entscheiden. Das englische Hartschrot wird durch einen Härtungsprozeß des Bleies gewonnen, das deutsche Hartschrot besteht aus einer Legierung von Blei, Zinn und Antimon und ist etwas leichter als das Weichschrot. Völlig zufriedenstellende Schußresultate werden mit allen beiden Sorten

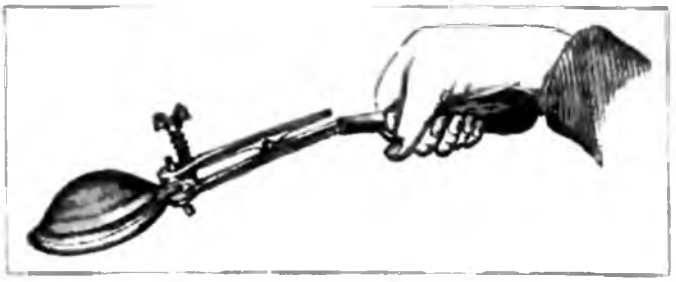


Abb. 57. Thontauben-Handschleuder.

erzielt. Manche Jäger geben dem Hartschrot, das im Lauf beim Ausschuß nicht deformiert, die Schuld daran, wenn das Gewehr „keinen Brand hat", wie der gewöhnliche Ausdruck lautet, d. h. wenn das gut getroffene Wild nicht sofort getötet wird, sondern Kraft behält, abzulaufen oder abzustreichen.

Woran das liegt, läßt sich selten mit Sicherheit feststellen. Ich glaube, es gibt so viel Theorien darüber, wie Jäger. Früher glaubten die Waidmänner, die aus Tradition alle etwas abergläubisch sind, ans Behexen und wandten zur Zerstörung des Zaubers alle möglichen und unmöglichen Mittel an. Man schoß eine Blindschleiche aus dem Lauf und dergleichen. Jetzt versucht man das Verhälinis zwischen Pulver und Schrot zu ändern, aber trotz allen Experimentierens gelingt es selten, das Unheil zu bannen. Einen Fall kenne ich, da wurde das Übel dadurch beseitigt, daß der Besitzer die Läufe innen so einrosten ließ, bis sich kleine Gruben gebildet hatten. Den Erfolg erkläre ich mir daraus, daß das Schrot beim Ausschuß deformierte, scharfe Kanten erhielt, die zur schnellen Tötung beitrugen.

Als Patronenhülse wähle man diejenigen, die als gasdicht bezeichnet werden können, weil sie in ihrem unteren Teile mit einem Blechring innen versehen sind. Die Mehrkosten werden durch bessere Schießresultate eingebracht. Als Hilfsmittel für das Laden bedarf man eines verstellbaren Pulvermaßes, das das Gewicht des Pulvers glatt abgestrichen, genau angibt, dann eines Ladestopfels und einer Würgmaschine. Die Prozedur des Ladens ist ziemlich einfach. Man schüttet das erforderliche Quantum Pulver in die Hülse und setzt zunächst ein Teerblättchen darauf, aber nicht zu fest, damit das Pulver nicht zu sehr zusammengepreßt wird. Dann kommt der gefaltete Filzpfropfen hinein. Früher galt es als ein vorzüglicher Kunstgriff, ihn an der Wand mit Leim zu bestreichen, um ihn fest einzuleimen. Den gleichen Erfolg erreicht man leichter dadurch, daß man das Kaliber des Pfropfens eine Nummer höher nimmt, als das Kaliber des Gewehrs; zu Kaliber 16 nimmt man 14 und zu Kaliber 12 nimmt man 10. Man braucht auch keine Maschine zum Einbringen des Pfropfens, da er, in den Fingern gerollt, sich so weit strecken läßt, daß er in die Hülse paßt. Er wird dann mit dem Ladestöpsel festgedrückt, aber nicht festgestampft. Dann thut man das Schrot hinein, ein weißes, dünnes Pappdeckelchen hinauf und würgt die Patrone, aber nur so weit, daß das Schrot nicht klappert.

Früher setzte man noch Culots unter das Schrot, fingerhutförmige kleine Pappgefäße, die das Schrot im Laufe zusammenhalten sollten. Wiederholte Versuche haben mich keinen Vorteil davon erkennen lassen. Sie scheinen auch ziemlich abgekommen zu sein. Praktisch ist ein Ladefutteral aus hartem Holz, worin man die Patrone beim Eindrücken des Pfropfens steckt, damit keine Ausbauchung entstehen kann.

Die schnelle Anfertigung einer größeren Anzahl Patronen geschieht auf die Weise, daß man bei allen Stücken zunächst die

Abb. 58. Amerikanische Original-Wurfmaschine zu den „Blue Rock"-Tauben oder „Flieg Target".

Abb. 59. Der Schuß im linken Winkel. + Zielpunkt.

gleiche Manipulation vornimmt, doch hüte man sich vor Mißgriffen, daß nicht in eine Hülse die doppelte Pulverladung gelangt, was übrigens beim Aufsetzen des Pfropfens zu erkennen ist. Daß man beim Patronenladen nicht Zigarren rauchen darf, sei allen Leichtsinnigen noch besonders eingeschärft. Früher oder später erfolgt doch bei solcher grenzenlosen Unvorsichtigkeit ein Unglück. Anfängern möchte ich noch den guten Rat geben, strikt nach dieser Anweisung zu verfahren und sich nicht von Unberufenen allerlei Mittel zur Verbesserung der Ladung anraten zu lassen. Als solche gelten: Eingießen der Schrote mit flüssigem Paraffin. Wirkt manchmal so stark, daß die Schrote wie eine Kugel aus dem Lauf fliegen, manchmal gar nicht. Zuschütten der Zwischenräume zwischen den Schroten mit Sand. Wirkt scheußlich auf die Läufe, an die Erhöhung der Schußleistung vermag ich nach den von einem Bekannten gemachten Erfahrungen nicht zu glauben.

Hat man die weißen Deckplättchen mit der Schrotnummer bezeichnet, oder besser noch mit der Stärke des Schrotes nach dem Durchmesser in Millimetern, dann kann man das Gewehr von einem sicheren Schützen anschießen lassen. Bei besseren Gewehren erhält man von der Fabrik bereits die Papierbogen, auf denen die Schußleistungen für die verschiedenen Schrotsorten zu ersehen sind. Kettner und auch andere Fabriken lassen auf Wunsch und Kosten der Besteller jedes Gewehr von der deutschen Versuchsanstalt für Schußwaffen in Halensee prüfen und fügen das Protokoll der Schußleistungen bei.

Hat das Gewehr bei der Prüfung genügende Durchschlagskraft ergeben und hält es so gut zusammen, daß der Raum des zu erlegenden Wildes von jedem Schuß mit der genügenden Anzahl von Schroten gedeckt wird, dann fasse man Zutrauen zu der Waffe und suche nicht bei Mißerfolgen die Fehler am Gewehr, sondern bei sich! Nichts ist verfehlter als ein Herumexperimentieren mit der Ladung! In neunundneunzig von hundert Fällen pflegt der Fehler am Schützen zu liegen. Und wohl dem, der sich das selbst sagt und durch stete Übung die Fehler zu vermeiden sucht.

Das Treffen.

Wer schießen und treffen lernen will, beginne mit Anschlagübungen. Man achte darauf, daß der Kolben richtig in die Schulter eingezogen wird und nicht auf die Muskel des Oberarms zu stehen kommt! Ohne lange zu zielen, markiere man den Druck am Abzug. Und dann ehrlich gegen sich selbst konstatieren, wie man abgekommen ist, ob zu hoch oder niedrig, ob rechts oder links! Das nächste Stadium ist das Zielen (nicht Schießen!) auf Thontauben und Glaskugeln, die von einer Maschine geschleudert werden

(Abb. 57, 58). Es gibt ſolche Apparate, bei denen man den Wurf ſelbſt auslöſen kann, jedoch iſt es beſſer, dies durch einen Gehilfen beſorgen zu laſſen. Hat man nach fleißigem Üben die Überzeugung gewonnen, daß man im ſtande iſt, das fliegende Ziel im richtigen Augenblick zu erfaſſen, dann beginne man zu ſchießen. Aber nicht ohne einen erfahrenen Freund, der unerbittlich den Fehler rügt, den Anfänger nur zu gern und unwillkürlich begehen, indem ſie das Auge beim Abdrücken zukneifen. Für die Vollkommenheit im Schießen iſt unerläßliche Bedingung, daß der Schütze durch das Feuer ſeines Schuſſes hindurch die Wirkung auf das Wild beobachtet.

Erſt nach Erlangung ziemlicher Fertigkeit beginne man auf Wild zu ſchießen. Wer dies ohne Vorbereitung beginnt, wird nie oder ſelten ſich über einen gewiſſen, mittelmäßigen Grad von Kunſtfertigkeit erheben!

Die Regeln für den Schuß auf laufendes und fliegendes Wild beruhen auf zwei Thatſachen. Erſtens: Die Schrote ſenken ſich infolge der Schwerkraft. Zweitens: Der Entſchluß abzudrücken, das Krümmen des Fingers, das Aufſchlagen des Hahnes, die Entzündung des Pulvers und das Fliegen der Schrote nehmen Bruchteile einer Sekunde in Anſpruch, während deren das in Bewegung befindliche Wild ſeine Stelle verändert. Darauf hat der Schütze Rückſicht zu nehmen. Das Mitziehen mit dem Wild kann nur von ſolchen Jägern ausgeübt werden, die auch im Moment des Abdrückens dieſe Bewegung noch fortführen.

Auf laufendes Wild, das mit der Breitſeite vorüber kommt, wird zwei bis drei Hand breit vorgehalten. Kommt der Haſe ſpitz von vorn, ſo hält man ihm ein Stück vor die Vorderläufe. Beim Schuß ſpitz von hinten muß man gerade die Löffel verſchwinden ſehen; kommt noch eine etwas ſchräge Richtung hinzu, ſo muß auch dieſe durch entſprechendes Vorhalten berückſichtigt werden. Auf ſeitlich vorbeiſtreifendes Flugwild wird vorgehalten, auf aufſteigendes Rebhuhn wird darüber, auf bergabſtreichendes darunter gehalten. Das Wild muß in den Schußkegel hineinlaufen reſp. -fliegen. Genaue Diſtanzen ſind für das Vorhalten nicht anzugeben. Das richtet ſich nach der Schnelligkeit der Bewegung. Auch iſt der Zeitraum von dem Entſchluß bis zur Ausführung bei allen Menſchen verſchieden. So minimal der Unterſchied als Zeit gemeſſen auch ſein mag, er iſt doch von Bedeutung und erklärt die Thatſache, daß manche Jäger eine ganz bedeutende Strecke vorzuhalten genötigt ſind.

Alſo Ruhe, offenes Auge und feſte Hand! Lieber einmal zu ſpät ſchießen als zu früh! Mit der nötigen Übung wird man auch lernen, den richtigen Moment zu erfaſſen!

Abb. 60. Der Schuß ſpitz von vorn + Zielpunkt.

Und oft gibt es nur einen einzigen Moment, den Schuß anzubringen. Wird er verpaßt, dann ist es vorbei. Mit meinem Vater ging ich eines Tages ins Revier. Wir wollten mehreren Horsten, die bewohnt waren, einen Besuch abstatten. Von der „Kultur" nahmen wir den Holzmeister mit; er sollte durch Kratzen am Baum den auf dem Gelege sitzenden Vogel zum Abstreichen bringen. An dem ersten Horst angekommen, stellten wir uns, jeder zu einer Seite, auf. Die Kiefer war recht hoch, neben ihr standen einige hochragende Fichten, so daß voraussichtlich nur ein Raum von einem Meter Durchmesser für den Schuß frei blieb. Der Hühnerhabicht stieg auf, der Schuß krachte, im nächsten Augenblick schlug der getroffene Vogel zur Erde. Als ich das Gewehr aufklappe, um zu laden, sehe ich, daß mein alter Herr dieselbe Manipulation vornimmt. Unser Holzmeister macht ein dumm verwundertes Gesicht, er hatte nur einen Schuß vernommen. Beim nächsten Horst passierte dasselbe.

Die Waldarbeiter, die wir später darum befragten, hatten beim erstenmal absolut nur einen Schuß herausgehört, beim zweitenmal aber einen Doppelschlag mit minimalem Zeitunterschied. Das Zusammenfallen der Schüsse erklärt sich daraus, daß eben nur der eine kurze Moment wahrgenommen werden mußte. Auch beim Suchen auf Waldschnepfen ist mir dasselbe passiert.

Die Büchse.

Es würde dem Zweck dieses Buches wenig entsprechen, die alte Streitfrage über die Größe des Kalibers breit zu treten. Sie ist auch durch die Fortschritte der Technik bereits so ziemlich entschieden, insofern, als durch Erfindung der Stahlmantelgeschosse eine Höchstleistung von Rasanz und Durchschlagskraft erreicht worden ist, die kaum noch übertroffen werden kann. Durch Entfernung eines Teiles des Stahlmantels wird die tödliche Wirkung des Schusses gegen früher so bedeutend erhöht, daß nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Im Gegenteil: die zerstörende Kraft der einschlagenden Kugel richtet im Körper des Wildes schon zu starke Verwüstungen an. Als ein Beispiel für die Schußleistung einer 8 mm-Büchse mit Teilmantelgeschoß seien kurz folgende vom Hofjägermeister Freiherr von Sch.-Karlsruhe erzielten Resultate berichtet:

1. Zwei Stücke weibliches Damwild standen auf 150 Schritte dicht beisammen. Das Geschoß durchschlug beide glatt. Das eine Stück blieb im Feuer, das andere that sich nach 100 Schritten nieder und ist krank abgefangen worden.

2. Alter Hase im Dämmerlicht auf 80 Schritte. Die Kugel riß den Hasen nahezu in zwei Stücke; das Gescheide lag neben dem Hasen. (!!)

Abb. 61. Der Schuß soll von hinten. + Zielpunkt.

Abb. 62. Der Schuß auf die hochſtehende Bekaſſine. + Zielpunkt.

3. Beim Rückfahren von der Jagd ſtand ein Alttier auf 300 Schritte oben in der felſigen Bergwand. Ohne Klappe geſchoſſen. Das Tier zeichnete durch Hochflucht und überſchlug ſich nach etlichen raſenden Fluchten wie ein Haſe. Die Kugel war am linken Schulterblatt eingedrungen und blieb vor der rechten Keule ſtecken und zwar das abgeflachte Blei noch in dem zurückgeſtülpten Stahlmantel.

4. Ein Keiler nahm in einem lichten Eichenbeſtand Eicheln auf, Diſtanz 250 Schritte. Frhr. v. Sch. ſchoß aufgelegt. Der Keiler blieb auf dem Fleck, Kugel links vor dem Blatt herein und genau zwiſchen beiden Lichtern heraus.

Das iſt in der That eine unheimliche Präziſion. Und ebenſo unheimlich iſt die Wirkung des Geſchoſſes im Wilde. Deshalb wird wohl jeder, der trotz guter Schußleiſtung auf die Erhaltung des Wildbrets Rückſicht nehmen muß, ſich auch fernerhin einer Büchſe bedienen, die mit Naßbrandpulver und Bleigeſchoß allen billigen Anforderungen Genüge leiſtet. Doch möchte ich dann nicht für ein geringeres Kaliber als $11^1/_2$ mm ſprechen.

Über die verſchiedenen Syſteme braucht man ſich nicht zu ſtreiten, ſie entwickeln alle eine genügende Raſanz und bringen die Kugel auf den Fleck, auf den man abgekommen iſt. Unſere Abbildungen (54) zeigen zuerſt eine Büchſe nach Mauſerſyſtem mit Piſtolenſchaftung, Standviſier mit Klappe, Korn mit Silberpunkt, mattierter Viſierbahn und Stechſchloß. Bleigeſchoß und Naßbrandpulver. Die Länge der Büchſe 110 bis 112 cm, Lauflänge 60 cm, Gewicht ca. 2 kg 750 bis 850 g. Eine tüchtige, zuverläſſige Waffe. In demſelben Syſtem gibt es Mehrlader für fünf Patronen, für Ganz- oder Teilmantelgeſchoſſe in Kaliber 8 oder $6^1/_2$ mm. Die Patronen lagern im Mittelſchaft, werden mittelſt eines Ladeſtreifens in das Magazin eingeſchoben; ſie können auch einzeln in den Lauf eingeſchoben werden.

Die zweite Abbildung (55) zeigt eine Büchſe, die in ihrem Mechanismus völlig dem jetzigen neueſten Militär-Infanterie-Gewehr gleicht. Sie wird mit $^2/_3$, $^4/_5$ und $^{11}/_{12}$ Teilmantelgeſchoß zur Jagd auf Rotwild, Elch und Schwarzwild angewandt und liefert bei unheimlicher Präziſion kaum zu übertreffende Reſultate.

Eine Anweiſung zur Erlernung des Büchſenſchießens zu geben, wäre überflüſſig. Der angehende Jäger, der nicht Soldat geweſen iſt — und ihre Zahl wird ziemlich klein ſein — thut gut, ſich von einem erfahrenen Waidmann ſowohl in die Theorie wie in die Praxis einführen zu laſſen. Zum Schluß dieſes Kapitels ſeien noch dem Drilling einige Worte gewidmet. Vielen Jägern, namentlich Forſtleuten, genügt die Büchsflinte, die Kombination eines Schrot- und eines Kugellaufes nicht. Sie wollen

ein Gewehr haben, das ſowohl als Doppelflinte wie als Büchſe zugleich dient. Dieſem Zweck entſpricht der Drilling in der Konſtruktion, daß das Kugelrohr unter den beiden Schrotläufen liegt. Noch mehr wie bei der Doppelflinte gilt hier der Rat, nicht nach billigen Fabrikaten zu greifen, ſondern einen Preis anzulegen, für den man ein ſauber gearbeitetes, exakt funktionierendes Gewehr verlangen darf. Den Leſern ſei deshalb das neueſte, ideal ſchöne Modell mit Hähnen von Eduard Kettner vorgeführt (Abb. 48). Das Gewehr beſitzt drei Schlöſſer, zwei mit Hähnen und ein zwiſchen dieſen Schlöſſern liegendes drittes Selbſtſpannerſchloß. Wird das Gewehr geöffnet und geladen, ſo ſpannt ſich das Schloß für den unteren Lauf von ſelbſt, beim Schießen des Gewehres ſichert ſich dieſes Schloß in vollkommener Weiſe von ſelbſt. Zum Schuß wird es durch Zurückziehen des Schieberknopfes, der auf dem Kolbenhals liegt, eingeſtellt. Am rechten Abzug, der den rechten Schrotlauf und den Kugellauf bedient, iſt ein Stecher vorhanden. Alle drei Schüſſe können in beliebiger Reihenfolge abgegeben werden. Dieſelben Vorzüge beſitzt der hahnloſe Drilling, bei dem alle drei Schlöſſer beim Schließen des Gewehres geſpannt und das mittelſte automatiſch geſichert wird (Abb. 49).

Abb. 63. Der Schuß hold ſenkrecht nach oben. + Zielpunkt.

Schließlich ſei noch die für glatte Gewehrläufe von Kettner konſtruierte Treibſpiegelkugel erwähnt, von der man ſtets einige bei ſich führen kann, um für vorkommende Fälle einen Kugelſchuß auf größeres Wild anbringen zu können. Die Kugel hat im oberen Teil eine Rille, die durch Umwickeln eines Fadens ausgefüllt wird, wodurch das gasdichte, anſchmiegende Anſaugen an die Rohrwände bewirkt wird. Außerdem ſteckt die Kugel mit einem Zapfen in einem Treibſpiegel, der unten mit Einſchnitten verſehen iſt, die von den Pulvergaſen beim Ausſchuß feſt an die Laufwand gepreßt werden und dem Geſchoß gute Präziſion, ſowie Durchſchlagskraft verleihen.

Dagegen möchte ich vor dem Verſuch, aus einem Choke-bore mit der Kugel zu ſchießen, *direkt warnen*. Das iſt geradezu widerſinnig! Der Kugelſchuß beruht doch auf der ſtetigen Führung durch die Züge oder durch einen Treibſpiegel. Beides iſt bei Choke-bore ausgeſchloſſen. Nimmt man die Kugel dem Kaliber entſprechend, dann kann man ſich den Lauf an der Spitze aufreißen oder wenigſtens aufbauchen, nimmt man eine kleinere Kugel, ſo wird der Schuß ſtets unſicher ſein. Und ein unſicherer Kugelſchuß auf edles Wild . . .!!

Sankt Hubertus. Gemälde von Wilhelm Rauber.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Abb 64. Kaiser Wilhelm II. in Letzlingen. (Aufnahme von M. Zießler in Berlin.)

V. Der Jagdherr.

Unweit der Stadt L . . . . in Ostpreußen liegt ein großes, wertvolles Rittergut, ein echter rechter Edelsitz. Massiv eingebaut bis auf den letzten Stall, guter Weizenboden, über tausend Morgen prächtiger Laubwald und dazu ein fischreicher See, in dessen Rohrdickichten es von allerlei Wassergetier nur so wimmelt. Außer diesen Vorzügen besaß das Gut noch eine absonderliche Eigenschaft: es war das Dorado für alle Schießer und Sonntagsjäger der nahen Kreisstadt. Der Besitzer hatte weder Sinn für die Freuden des Waidwerks, noch eine Zunge für das Wildbret. Jedem, der ihn ansprach, wurde die Erlaubnis zu jagen bereitwillig gewährt. So zogen denn fast täglich die Jagdbeflissenen hinaus und schossen, was ihnen vor die Flinte kam.

Der Besitzer, ein Mann von imposanter Gestalt, mit einem wallenden Vollbart, war nicht als Herr dieses Gutes auf die Welt gekommen. Die verwitwete Gutsherrin hatte ihm zuerst die Bewirtschaftung der Begüterung anvertraut und nicht lange danach die Hand zum Bund fürs Leben gereicht. Als nach einigen Jahren die Frau kinderlos starb, war der arme Inspektor einer der reichsten Großgrundbesitzer der Provinz. Und nach Ablauf des Trauerjahres holte er sich eine neue Herrin ins Haus, eine feine Dame aus vornehmer Familie, natürlich seine Jugendliebe, wie die Welt wissen wollte. Von Stund an verlor das Gut seine Eigenschaft als Dorado für die Sonntagsjäger. Der junge Ehemann trat dem Jagdschutzverein bei, der sich gebildet hatte, als die Stadt Garnison erhielt, und im November des nächsten Jahres veranstaltete der Gutsherr eine Treibjagd, die er als Jagdherr mit gutem Willen und leidlichem Gelingen leitete.

Die kleine Geschichte ist nicht erfunden, sondern dem Leben entnommen. Sie illustriert sehr deutlich einen Vorgang, der sich

in den achtziger Jahren an der Ostgrenze des Reiches abspielte und vornehmlich den Offizierkorps der neuen Garnisonen zu danken ist. Nicht etwa, daß bis dahin alle Gutsbesitzer ihrem Wildbestand gleichgültig gegenüber standen. O nein! Sie hielten sehr eifrig darauf, daß jedes Stück, das auf ihren Fluren jung wurde, in die Küche und in die Bratpfanne gelangte. Es war ein Krieg aller gegen alle nach dem Grundsatz: was ich nicht schieße, schießt mein Nachbar. Zwischen den Gütern lagen überall Bauerndörfer, deren Jagd meistens an Schießer aus der Stadt verpachtet war, denen der Begriff des Schonens unbekannt war.

Die Gründung des Jagdschutzvereins durch die Offiziere wirkte Wunder. Er war mit klugem Vorbedacht nicht als exklusiv vornehmer Klub gedacht, sondern man hatte die Aufforderungen zum Beitritt auch an alle diejenigen gerichtet, die als die ärgsten Schießer bekannt waren. Der Erfolg war wunderbar. Gleich beim ersten Anlauf fand sich eine Gesellschaft zusammen, die mehr als die Hälfte des Kreises in jagdlicher Beziehung beherrschte. Bald galt es nicht nur als Ehre, dem Jagdschutzverein anzugehören, sondern jeder, der außerhalb stand, wurde nicht als waidgerechter, anständiger Jäger betrachtet. Und als der Verein mit der größten Energie gegen einige Aasjäger vorgegangen und ihre Bestrafung wegen Übertretung des Schongesetzes durchgesetzt hatte, war sein Sieg entschieden. Wer noch nicht beigetreten war, suchte eiligst hineinzukommen.

Schon nach wenigen Jahren zeigten sich die segensreichen Wirkungen. Im Stadtwalde, der sonst in jedem Winter bei zwei, drei Treibjagden im ganzen 20 bis 30 Hasen geliefert hatte, wurden auf der ersten vom Verein veranstalteten Treibjagd 155 Hasen geschossen. Für eine Gegend, die bis dahin als wildarm gegolten hatte, ein ganz vorzügliches Resultat, das überall zur Nachahmung anreizen sollte. —

Der einzelne Jagdherr, sei es, daß er als Eigentümer auf eigenem Boden schaltet und waltet, oder als Pächter eine Jagd „beschießt“, wie der Ausdruck bezeichnenderweise lautet, hat an seinem Teil auch Pflichten gegen sein Wild zu erfüllen. Nicht nur, daß er sich beim Abschuß Beschränkungen auferlegt, um seine Wildbahn in

Abb. 65. Kaiser Wilhelm II. auf der Fahrt in der Schorfheide. (Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.)

Abb. 66. Kaiser Wilhelm II. auf dem Anstand in Königswusterhausen.
(Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.)

ihrem Bestand zu erhalten, er muß auch hegen und pflegen. Dazu gehört sowohl das Vertilgen des Raubzeugs wie das Füttern im Winter. Ist der Hausherr selbst nicht ein waidgerechter Jäger, so muß er den Gärtner oder Jäger, dem die Jagd anvertraut ist, mit den Grundsätzen des Hegens bekannt machen. In den meisten Fällen wird die Anleitung, unterstützt durch ein gutes Buch über die Jagd genügen, um aus einem Schießer einen Heger zu machen. Und soviel Hintergetreide und Heu, wie zum Füttern des Wildes im Winter erforderlich ist, wird wohl auf jeder Besitzung überflüssig sein.

Mit Recht wird darüber geklagt, daß der intensive Betrieb der Landwirtschaft die Schlupfwinkel, deren namentlich das Rebhuhn zum Schutze vor den Raubvögeln bedarf, vermindert habe. Das ist richtig. Es braucht aber nicht so zu sein. Auf jeder Begüterung werden Ödländereien, Grabenränder, Feldraine vorhanden sein, die mit Ginster, Hagebutten, Topinambur bepflanzt, dem Wild Unterschlupf gewähren. In der That hat bereits infolge zahlreicher

Mahnungen eine rückläufige Bewegung eingesetzt, die für die Zukunft das Beste erhoffen läßt.

Wer seine Hühnerjagd hoch bringen will, der achte darauf, daß nicht Hunde auf dem Felde herumjachern oder wildernde Katzen sich umhertreiben. Die Einführung der Hundesteuer hat zwar in manchen Ortschaften eine heilsame Verminderung der Fixköter verursacht, aber die Katzen schleichen nach wie vor aus den Hausgärten aufs Feld und thun der Jagd entsetzlichen Schaden. Das Zerstören der Rebhuhngelege durch Hütejungen ist auf dem Lande ein beliebter Sport. Er ist aber auszurotten, wenn man einige Mark Geld daran wagt und den jungen und alten Pisangs eine Belohnung dafür verspricht und gewährt, daß die Gelege nicht ausgeraubt, die brütenden Hühner nicht gestört und beim Mähen nicht ohne einen deckenden Kleefleck bleiben. Genießt der Jagdpächter das Vergnügen, die

wortführenden Pisangs eines Dorfes als Jagdgäste bei sich zu sehen, die mit Vorliebe Sekt aus Henkelgläsern trinken und Gänseleberpastete mit dem Löffel essen, so wird sich eine Beeinflussung zu gunsten der brütenden Hühner nicht schwer ausüben lassen. Aber auch dem grundbesitzenden Jagdherrn sei empfohlen, den Feldarbeitern die Schonung der Gelege ans Herz zu legen. Am Tage vor dem Mähen eines Kleefeldes kann der Jäger das Terrain mit einem ruhigen zuverlässigen Hunde absuchen und die Nester durch einen Stock kennzeichnen. Diese Sorgfalt wird durch Verbesserung der Jagd reichlich belohnt, denn oft wird das brütende Huhn von der Sense auf einem Gelege getötet, aus dem die Jungen schon nach wenigen Tagen ausgefallen wären.

Jeder Jagdherr wird die Freuden der Jagd gern mit guten Freunden teilen. Doch ist es nicht üblich, zur Hühnerjagd eine große

Abb. 67. Kaiser Wilhelm II. besichtigt die Strecke in der Schorfheide.
(Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.)

Abb. 68. Kaiser Wilhelm II. beſichtigt mit Landrat von Studenrauch die Strecke im Grunewald. (Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.)

Geſellſchaft zu laden. Dies Vergnügen genießt man am beſten zu zweien, ſchon der Hunde wegen, die im großen Haufen leichter wild werden, als wenn ſie allein oder nur zu zweien arbeiten. Auch iſt es ein alter Erfahrungsſatz, daß vier, fünf Jäger beim Aufſtehen eines ſtarken Volkes weniger ſchießen, als zwei, die ſich darüber verſtändigt haben, nur nach den Hühnern zu ſchießen, die nach ihrer Richtung aufſtehen. Und wenn das Volk geſprengt wird und zerfällt, dann müſſen ſich die Jäger doch vereinzeln. Sind mehrere Jagdgäſte vorhanden, was in der Nähe der Großſtädte ſehr oft der Fall ſein wird, dann iſt das Teilen in einzelne Paare durchaus zu empfehlen.

Den Anlaß, eine große Geſellſchaft zu laden, bietet dagegen die Treibjagd. Sie wird um ſo beſſer ausfallen, je ſorgſamer ſie der Jagdherr vorbereitet. Dazu gehört vor allem anderen das Einexerzieren der Treiber. Es macht einen fürchterlichen Eindruck, wenn der Jagdgaſt merkt, daß die Treiberwehr vor ihm eine große Lücke aufweiſt oder wenn gar ein Treiber fünf Minuten vor den anderen an der Schützenlinie anlangt. Um ſolche Uebelſtände zu vermeiden, müſſen die Treiber bei einem Probemarſch über den Hof dazu angeleitet werden, gleichmäßig vorzurücken und den richtigen Abſtand zu halten. Das iſt namentlich bei Waldtreiben von großem Einfluß auf das Reſultat der Jagd. Der Jagdherr muß ſich ferner vorher einen Schlachtplan entwerfen, wie er ſein Revier treiben wird, je nachdem der Wind aus dieſer oder jener Richtung ſteht. Am vorteilhafteſten iſt es, wenn die Treiber, an der Schützenlinie angekommen, ſtehen bleiben und in derſelben Richtung weiter treiben können, ſowie die Schützen wieder vorgeſtellt ſind. Zur Vermeidung von Zeitverluſt ſind zu beiden Sei-

ten des Treibens einige Schlitten bereit zu halten, in denen die Schützen zum nächsten Gestell fahren.

Jeder Teilnehmer der Jagd muß von jedem andern annehmen können, daß er mit den allgemeinen Jagdregeln und der Handhabung des Gewehrs hinreichend vertraut ist, um seinen Nebenmann nicht zu gefährden. Personen einzuladen, über deren waidmännische Qualitäten man nicht genau informiert ist, bedeutet nicht nur eine Rücksichtslosigkeit gegen die anderen Gäste, sondern unter Umständen auch eine große moralische Verantwortlichkeit. Solche Vorfälle, wie sie E. v. d. Bosch erzählt, daß z. B. auf einer Jagd ein Teilnehmer sich erkundigte, wie „das Ding" — sein nagelneues Gewehr — zu öffnen und zu laden sei, müßten zu den Unmöglichkeiten gehören.

Abb. 69 Tierstudien. Gemälde von F. Snijders im Museum zu Brüssel.

Beim Rendezvous läßt der Jagdherr, wenn alle seine Schützen versammelt sind, die Nummern ziehen, kleine Papptäfelchen mit einer Sicherheitsnadel, die am Rock sichtbar befestigt werden. Sie geben jedem Gast für jedes Treiben seinen Stand. Nr. 1 beginnt beim ersten Treiben auf dem rechten Flügel, dann Nr. 2 u. s. w., so daß bei niemand der Gedanke aufkommen kann, er sei hintangesetzt oder bevorzugt. Der Jagdherr allein wird in der Regel keine Nummer tragen, sondern die Schützen geleiten und sich dann auf den Haken als letzter anstellen, was übrigens nicht das Schlechteste ist, denn erfahrungsgemäß ist an manchen Tagen der Anlauf auf den Haken größer als nach der Mitte des Treibens. Selbstverständlich hat auch ein Verbot, z. B. auf Reh zu schießen, für jeden zu gelten. Der alte Oberförster W. hatte die Angewohnheit, auf jeder Treibjagd einem einzelnen Schützen die Erlaubnis zu erteilen, auf Bock zu schießen. Sehr oft wurde mir in Vaters Revier dieser Auftrag zu teil. Das war in der Zeit, wenn der Bock abgeworfen hat, ein zweifelhafter Vorzug, denn wie leicht kann man trotz aller Vorsicht eine Ricke zur Strecke bringen! Und dann die Mißstimmung unter den Jagdgästen, von denen sich jeder einzelne zurückgesetzt fühlt!

Nach Verteilung der Nummerkarten soll der Jagdherr an die Gäste eine kleine Ansprache halten, wenn er es vermag, mit humoristischem Anstrich etwa des Inhalts: Er habe die Jagd vorschriftsmäßig bei St. Hubertus angemeldet und dabei den Auftrag

Abb. 70. Kaiser Wilhelm II. auf der Pürschjagd in der Schorfheide. Gemälde von Julius Jolat.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Abb. 71. Der Prinz-Regent Luitpold von Bayern beim Jagdfrühstück im Spessart.
(Aufnahme von B. Titlmar in München.)

erhalten, darauf zu achten, daß kein Verstoß gegen die Regeln des Schutzpatrons ungerügt bliebe. Daß keine Verstöße vorkommen würden, wage er nicht anzunehmen. Deshalb habe er eine Liste der größten Verstöße und Strafen dafür festgesetzt. — Falls nach der Jagd ein gemeinsames Schüsseltreiben abgehalten wird, kann noch hinzugefügt werden, daß ein Jagdgericht diejenigen Missethäter aburteilen werde, die andere, nicht bezeichnete Vergehen begehen würden.

Die Liste darf nicht zu lang ausfallen; sie muß jedoch Strafen enthalten für Fehlschüsse auf Hase und Fuchs, für falsches Tragen des Gewehres, für Nichtentladen bei Beendigung eines jeden Treibens, für Erlegen eines verbotenen Wildes, für das Schießen in den Kessel nach dem Signal, das dieses verbietet u. s. w. Die Höhe der Geldstrafen kann der Jagdherr unter Berücksichtigung des Geldbeutels seiner Gäste bemessen. Fehlschüsse mit 10 bis 25 Pf., das übrige entsprechend. Doch ohne Rücksicht auf den Geldbeutel ist das Schießen und Erlegen eines verbotenen Wildes zu rügen; z. B. einer Birk- oder Fasanenhenne, einer Ricke u. s. w. Ein Betrag von 6 bis 10 Mk. ist als Strafe für den Mißbrauch der Gastfreundschaft nicht zu hoch.

Nach jedem Treiben notiert der Jagdherr die Zahl der Fehlschüsse, die ihm von den Gästen angegeben werden. Doch wird er gut daran thun, in jedem Treiben die Zahl der Schüsse zu kontrollieren, weil Fehlschüsse ungeheuer leicht vergessen werden. Die gesammelten Strafgelder sind an die Geschäftsstelle des Vereins Waidheil in Neudamm abzuführen, von der jeder Jagdherr auf Erfordern die Einladungskarten zur Jagd unentgeltlich zugesandt erhält.

Das Jagdgericht am Abend ist eine amüsante und wohlthätige Einrichtung. Ein älterer mit Autorität bekleideter Waidmann wird zum Richter ernannt, ein anderer zum öffentlichen Ankläger, ein dritter zum Verteidiger. Dem Ankläger werden schriftlich die Thatsachen, die zur Erhebung einer Anklage gegen einen Jagdgenossen Anlaß bieten, mitgeteilt, z. B. „Herr N. N. hat nach Beginn des Treibens seinen Platz gewechselt.“ „Herr X. Y. ist vom Stand bis zum Schlitten mit gespannten Hähnen gegangen.“ Daß ein Verteidiger sein Plaidoyer auf Nichtschuldig mit dem Antrag auf Erhöhung der vom Ankläger beantragten Strafe schließt, ist mir oft genug vorgekommen.

Bietet der Jagdherr seinen Gästen auf der Treibjagd ein Frühstück, so sei die Devise dafür: einfach aber reichlich! An geeigneter Stelle wird ein Feuer angezündet, daneben hält der Schlitten mit der Atzung. Besser als belegte Brote sind Stücke Wurst, die ex faustibus genossen werden, ebenso die warmen Würstchen. Als Getränk ein guter Korn oder Kognak und Warmbier, d. i. gekochtes Braunbier mit Ei abgerührt. Wer hoch hinaus will, mag einen heißen Punsch spendieren, aber nach dem ostpreußischen Rezept: Rum *muß* darin sein, Zucker *kann* darin sein, Wasser ist nicht absolut notwendig. Wird der Imbiß den Gästen von der Hausfrau oder gar von dem holdseligen Töchterlein mit freundlicher Miene dargereicht, so mundet er doppelt und dreifach so gut. Noch einen Wink! Wenn der Jagdherr seinen Gästen auf der Hühnerjagd eine Erfrischung bieten will, so eignet sich an heißen Tagen nichts besser dazu, als eine frisch eingelegte Dillgurke. Auch frisches Obst thut gute Dienste. Wer es noch nicht kennt, der versuche, eine frische, grüne Gurke mitzunehmen. Nichts stillt den Durst besser, als der Saft dieser Frucht. Und schon mancher Jagdkumpan hat von mir diesen Genuß auf der Jagd kennen und schätzen gelernt.

Die Veranstaltung einer *Entenjagd* legt dem Jagdherrn ganz besondere Verpflichtungen in Bezug auf die Auswahl seiner Jagdgäste auf. Auf keiner Jagd passieren soviel Unglücksfälle als bei der Entenjagd, obwohl nicht immer Unvorsichtigkeit und Fahrlässigkeit die Ursache ist. Deshalb sei die Regel hier aufgestellt, unter keinen Umständen wagrecht über das Schilf zu schießen. Der Jagdherr wird gut thun, dies seinen Gästen ganz besonders einzuschärfen und eine hohe Strafe auf die Uebertretung zu setzen. Auch das Schießen noch nicht flügger Enten kann bestraft werden. Fehlschüsse sind mit 10 Pf. zur Genüge bestraft, denn bei der Entenjagd werden stets viel Löcher in die Natur geschossen.

Es sei mir gestattet, hier ein Wort von Gustav Freytag dahin zu variieren, daß es dem Gast eine Ehre ist, gute Bewirtung zu empfangen, dem Jagdherrn aber, freudig zu spenden. Mit der Jagd, wie sie heutzutage von der deutschen Jägerwelt aufgefaßt wird, verträgt sich Protzen und Prunken nicht. Und die gute Bewirtung, die der Jagdherr dem Gast freudig spendet, besteht nicht nur in Essen und Trinken, sondern auch in der guten Vorbereitung der Jagd, so daß alles gut „klappt“. Das Schüsseltreiben soll nie die Hauptsache sein. Doch bin ich weit davon entfernt, einem Jagdherrn, der das Erforderliche in Küche und Keller hat, einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nach der Jagd einen guten Happen und einen guten Tropfen „auffahren“ läßt. In der Beziehung halte ich es mit dem Kandidaten, der bei seiner Probepredigt gegen das Schlemmen und Saufen zu donnern und zum Schluß die Nutzanwendung auf den gestrengen Herrn Patron zu machen hatte, der den Freuden der Tafel nicht abhold war. So wie er hatte noch niemand den Bauern ins Gewissen geredet. Und dann schloß er: Was aber unseren gnädigen Herrn betrifft: der hat's, dem schmeckt's, wohl bekomm's ihm, Amen!

Abb. 72. Der Hubertusorden. Zeichnung von C. L. Becker.

Abb. 73. Angeſchoſſener Keiler. Gemälde von G. v. Maſſei.
(Photographie und Verlag von Franz Hanſtaengl in München.)

VI. Hirſch und Sau.

Ein bißchen viel Stoff für ein Kapitel! Doch es gilt ja nicht, hirſchgerechte Jäger heranzubilden, die in deutſchen Landen ſchon recht dünn geſäet ſind, ſondern den vielen Jagdbefliſſenen, die in ihrem Leben ſelten mit dieſen beiden Wildarten zuſammentreffen, ein Bild von dem Jagdbetrieb zu geben, der ſich im Lauf der Jahrhunderte zu einer Wiſſenſchaft entwickelte, um dann in wenigen Jahrzehnten bis auf wenige Reſte völlig zu verſchwinden. Nur noch an Fürſtenhöfen findet ſich der ganze große Apparat an Netzen, Lappen, der Leit- und Schweißhund. Und immer ſeltener wird der Apparat in Bewegung geſetzt, denn die hohen Jagdherren, wie unſer Kaiſer, der Prinz-Regent von Bayern, der Kaiſer Franz Joſeph von Öſterreich-Ungarn ziehen den Pürſchgang in freier Wildbahn dem Erlegen des eingelappten Wildes vor. Und aus der mit perſönlicher Gefahr verbundenen Parforcejagd auf Schwarzwild iſt ein vergnüglicher Spazierritt geworden, der wie ein höfiſcher Brauch zu pietätvoller Bewahrung der Tradition geübt wird . . .

Abb. 74. Kaiſer Franz Joſeph im Jagdkoſtüm.

Der hirſchgerechte Jäger muß vor allem jede Fährte richtig anſprechen. Das iſt eine Kunſt, die nur unter ſteter Anleitung eines firmen Lehrprinzen durch fortwährende Uebung zu erlernen iſt. Nicht weniger als 72 Kennzeichen an der Fährte werden von alten Jägern angegeben, doch ſind viele davon entbehrlich und nichts weiter als eine Ausartung in überflüſſige Subtilitäten. Die wichtigſten Kennzeichen

jedoch sind auch heutzutage noch nützlich zu wissen für den Jäger, der nur auf dem Pürschgang oder auf dem Anstand einen Hirsch zu erlegen Gelegenheit findet. Ich gebe sie daher nach Dietrich a. d. Winckell, nach der vierten von Jacob von Tschudi bearbeiteten Auflage wieder.

1. Der Schrank oder das Schränken besteht darin, daß, wenn der Hirsch feist ist oder im Schnee, Sand oder Moder fortzieht, die Tritte des rechten und linken Laufes nie gerade hinter-, sondern nebeneinander kommen. An der Weite des Schranks erkennt man zugleich die Schwere und Breite des Hirsches. Das Tier schränkt auch zuweilen, doch gewiß nicht in drei, vier Schritten hintereinander; der Hirsch hingegen ununterbrochen, auch schränkt in der Regel nur das tragende Tier.

2. Der Hirsch schreitet schon in einem Alter von vier Jahren weiter aus, als das älteste Tier. Dies Zeichen heißt der Schritt. Es ist zu allen Zeiten und in jedem Boden, auch beim tiefsten Schnee und im Flugsande bemerkbar und durchaus gerecht. Schreitet er $2^1/_2$ Fuß weit, wobei eine von den zwei hintereinander folgenden Fährten mitgemessen wird, so kann er füglich ein „Gehörn" an 10 Enden tragen. Ich rate dem jungen Jäger, jedesmal, wenn er einen Hirsch an 8, 10 und 12 oder mehr Enden einzeln ziehen sieht, die Fährte aufzusuchen und die Weite des Schritts mit dem Zollstab zu messen.

3. Der Zwang oder das Zwängen entsteht dadurch, daß der Hirsch die im Tritte zusammengepreßte Erde zum Teil mit den Schalen fest an sich und rückwärts zieht. In dem „Geheimen Jagdbuch" Kaiser Maximilian I.: „Von den Zeichen der Hirsche" wird darüber gesagt: „Ich will Dich ein gar gut Zeichen lehren: Der Hirsch geht allemal mit geschlossener und wohlgesetzter Schale, so daß er nichts zwischen der Spalte herausdringen läßt, das heißt das Zwingen. Dies kann eine Hind nicht, daß sie nämlich ihren Tritt so fest schließt, es dringt ihr immer etwas durch den Spalt aufwärts."

Abb. 75. Das Jagdschloß Kaiser Wilhelms II. in der Rominter Heide.

4. Der Burgstall oder der Grimmen stellt sich in der Mitte des Trittes als eine kleine gewölbte, der Länge nach ausgedehnte Erhabenheit dar, die durch das feste Ein- und Vorwärtsdrücken des Ballens gebildet wird. Im feuchten Lehm- und Sandboden ist dies Zeichen deutlich wahrnehmbar und dann sehr gerecht.

5. Wenn die durch die vorderen Schalen

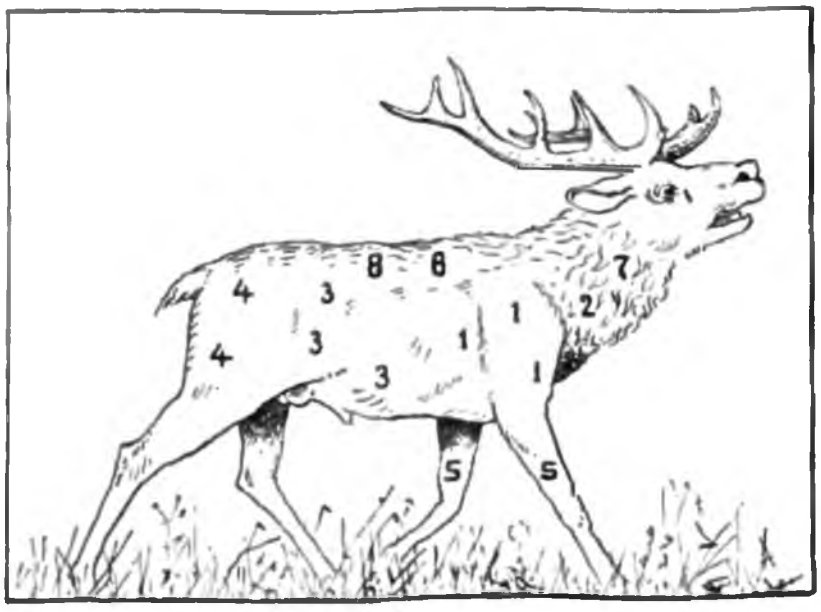


Abb. 76. Anſchüſſe:
1. Blatt-, Herz- und Lungenſchuß; 2. Schuß auf den Stich; 3. Waidwundſchuß; 4. Schlegelſchuß; 5. Vorderlaufſchuß; 6. Kreuzſchuß; 7. Halsſchuß.

gebildeten Tritte von den Tritten der hinteren Schalen gleichſam geſpalten, ſonach kreuzförmig erſcheinen und in dieſen Doppeltritten drei Ballen ſichtbar werden, ſo nennt man dies den **Kreuztritt**. Er wird beim Tier nie bemerkt.

6. Das **Zurückbleiben** oder Hinterlaſſen entſteht, wenn die Tritte der hinteren Schalen zwei bis drei Finger breit gerade hinter den vorderen in den Boden ſich eingedrückt haben. Nur alte Hirſche machen dies Zeichen wegen mangelnder Dehnkraft der Sehnen. Das **alte tragende Tier** bleibt auch zurück, aber man wird bemerken, daß dann die Hinterfährte immer **etwas ſeitwärts** gegen die vordere ſteht.

7. Das Zeichen der **Übereilung** findet man nur bei jungen und ſchlechten Hirſchen, und es wird dadurch bemerkbar, daß der Hintertritt ganz gerade **vor** den vorderen geſtellt iſt.

8. Eins der ſicherſten Zeichen iſt das **in gutem Boden eingedrückte Geäfter oder die Oberrücken**. Beim Hirſch iſt der Eindruck faſt ſo ſtark wie ein Mannesdaumen, beim **Tier ſpitz und ſchmal**. Beim Hirſch erſcheinen die Eindrücke des **Geäfters** in die Breite, beim Tier in die Länge geſtellt; beim Hirſch ſteht es bei ruhigem Gange wie bei der Flucht $2^1/_2$ bis 3 Zoll, beim Tier kaum 2 Zoll vom Ballen entfernt.

9. Die Schalen des Hirſches ſind durch das ſtete Zwängen und durch die Schwere ſeines Leibes vorn ſtumpfer, als die ſpitzig

Abb. 77. Waidwunder Zehnender.
Ölſtudie von J. Chr. Teiler.

bleibenden des Tieres. Dies Zeichen heißt die Stümpfe.

10. Das Fädlein. Durch den ſtets beſchloſſenen Gang und durch das Zwängen mit den Schalen wird beim Zuge des Hirſches auf gutem, zuſammenhaltendem Boden bewirkt, daß in der Mitte des Trittes ein kleiner ſchmaler, erhabener, oben zugeſchärfter Längsſtrich ſich darſtellt, der das Fädlein genannt wird.

11. Das Inſiegel. Wenn nach langer Dürre ein kurzer, aber ſtarker Regen gefallen iſt und der Hirſch in fettem Boden zu Holze zieht, ſo behält er ganze Stücken Erde in und an den Schalen, die oft faſt ſo groß wie ein Teller ſind. Da, wo er zuerſt auf Raſen tritt, fällt das Stück im ganzen ab. Das iſt ein ſehr gerechtes Zeichen und heißt das Inſiegel.

12. Die Himmelsſpur. Das Schlagen und Fegen mit dem Geweih an den Bäumen iſt gleichfalls ein untrügliches Zeichen des Hirſches, und man muß darauf vorzüglich in hartem Boden, wo man die Fährten nicht finden kann, acht haben. Je ſtärker der Hirſch iſt, an deſto ſtärkeren Holzſtangen fegt er und deſto höher hinauf erſcheinen dieſe von der Rinde entblößt.

Auch am Näſſen iſt der Hirſch zu erkennen, weil er mitten zwiſchen die vordere und hintere Fährte brunſtet, das Tier näßt zwiſchen die Hinterfährte. Hirſchgerechte Jäger vermögen aus langer Erfahrung auch aus der Form und Beſchaffenheit der Loſung den Hirſch anzuſprechen. Doch genug von dieſem Thema, das ich mit den Worten des kaiſerlichen Lehrprinzen beendigen will: „Wenn du ein guter Jäger werden willſt, ſo jage den Hirſch lange und tüchtig, dann wirſt du eine Menge Zeichen ſehen, die ich dir nicht vollſtändig beſchreiben kann. Und ſei unverdroſſen und laß nicht ab, ſo erjagſt du das Wild, denn der ſchlafenden Katze läuft die wachende Maus ſelten ins Maul und das nur, wenn ſie's aufſperrt!“

Abb. 78. Königswusterhausen, das Jagdſchloß Kaiſer Wilhelms II.

Ja, unverdroſſen mußte ein hirſchgerechter Jäger ſein, der mit dem Leithund arbeitete. Und ein gutes Gedächtnis mußte er haben, für all die ſchönen „Wäydgeſchreye“, mit denen er ſein Tagewerk zu begleiten hatte, zumal in jener Zeit, in der die Jäger ſich als eine Zunft fühlten und in allerlei abſonderlichen Gebräuchen ihre Ehre ſetzten. Einige davon ſeien als Kurioſum mitgeteilt:

„Wann ein Jäger deß Morgens auffſtehet | der jagen wil | ſoll er den Tag jägerlichen außſchreyen vnd die mit ihme jagen wöllen | alſo auffwecken, wie hernach folgt:

Abb. 79. Speisesaal (Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.) im Jagdschloß Königswusterhausen.

Wolauff wolauff wolauff der liechte Morgen | der ist heut auch auff.

Wolauff | wolauff | wolauff | Herrrn vnd Frawen | laßt vns heut ein edlen Hirschen beschawen.

Wolauff wolauff wolauff der Kelner vnd der Koch | Vnd der Gadner auch!

Wann nun der Jäger hinauß zeucht auff den Versuch | so sol er mit seinen Hunden also jägerlich reden:

Gesell | Gesell | hinwider laß sehen | hinfür lieber Gesell | etwa heut sehen ob dir etwas guts von dem edlen Hirsch wöll beschehen.

Hinfür lieber Gesellmann hinfür hinfür lieber der Wäyd nach | dieser zeit Jars solte der edel Hirsch gern hergohn | als deß edlen Hirsch Vatter vor offt vnd dick auch hat gethan."

Zwiegespräche zwischen dem Jäger und dem Knecht, natürlich ebenso geistreichen Inhalts, werden von alten Jagdbüchern mit derselben Gewissenhaftigkeit angegeben, wie die feststehenden Rufe für jede Phase der Jagd. Zum Beispiel:

„Wenn der Hund Einer die Hirschfahrt erlanget, sol er (d. h. der Jäger!) ein Bruch werfen vnd schreyen: Der Hund sagt recht hat recht | dahinauß hat recht | sagt recht.

Von all diesen Zunftgebräuchen ist so gut wie gar nichts übrig geblieben. Nur einige stereotype Kommandoworte, die wie bei der Führung des Hühnerhundes unentbehrlich sind, haben sich erhalten. Die Anwendung des Leithundes bei der Hochwildjagd hat etwa im vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts schon ziemlich aufgehört, und in den sechziger Jahren stellte v. Tschudi die Behauptung auf, daß in ganz Deutschland kaum ein Dutzend hirschgerechte Jäger zu finden sein dürften, die im stande wären, einen Leithund regelrecht zu arbeiten oder ein Jagen im Zeuge einzurichten. Damals schien auch nirgends mehr eine rein fortgezüchtete Rasse von Leithunden vorhanden zu sein. Ob inzwischen eine Besserung nach dieser Richtung eingetreten ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, dagegen hat die Zucht der Schweißhunde,

Abb. 80. Jagdschloß Hubertusstock in der Schorfheide.

für die sich die beiden Vereine „Nimrod-Oppeln“ und „Nimrod-Schlesien“ ganz besonders interessieren, seit 1879, wo die Rassekennzeichen einer ganzen Anzahl von Stämmen zu einem Normalschweißhund zusammengeschmolzen wurden, einen neuen Aufschwung genommen. Der Schweißhund hat als Begleiter beim Pürschgang und auf dem Anstand noch eine gewisse Existenzberechtigung. Sie schrumpft aber mit der Verbesserung der Schußwaffen, die jetzt tödlicher wirken als ehedem, immer mehr zusammen. So ist es denn kein Wunder, wenn nach dem Zeugnis von E. v. d. Bosch auch die Zahl derjenigen Jäger, die im stande sind, einen Schweißhund zu arbeiten, immer geringer wird. Viele Jäger ersetzen in neuerer Zeit den Schweißhund durch den Hühnerhund, der die Aufgabe, auf einer Schweißfährte nachzuhängen, nach einiger Übung mit Leichtigkeit bewältigt.

In der Schilderung des „Hauptjagens“ auf Hirsch will ich mich kurz fassen, schon aus dem Grunde, weil es mir so geht, wie dem Altmeister D. a. d. Winckell, dem sich, wie er offen gesteht, „während seines sechsunddreißigjährigen Waidmannslebens keine einzige Gelegenheit darbot, an der Einrichtung eines Hauptjagens mitzuarbeiten oder auch nur der Abhaltung desselben beizuwohnen“. Er war also bereits genötigt, bei seiner Schilderung auf ältere Jagdschriftsteller, wie Döbel und Flemming zurückzugreifen.

Als völlig der Vergangenheit angehörend kann man die französische oder Parforcejagd auf Edelhirsch bezeichnen. Sie bestand darin, daß man einem Hirsch mit einer beträchtlichen Anzahl von Jagdhunden so lange auf der Fährte folgte, bis er durch die Flucht ermüdet, nicht mehr von der Stelle wich, sondern sich den Hunden stellte, bis diese ihn entweder niederzogen oder er von den Jägern erlegt wurde. Die Hauptbedingungen für diese Jagdart waren erstens eine vorzügliche Meute von 80 bis 90 Hunden, die nur auf der Hirschfährte, auf der sie angelegt wurden, fortarbeiteten, zweitens ein vollkommen hirschgerecht ausgebildetes Personal, das z. B. in Dessau aus einem Direktor, einem Oberjäger, drei Jägern, zwei Piqueurs, einem Hundearzt, vier Hundewärtern und sechs Jagdpfeifern bestand, drittens eine Anzahl ausdauernder trefflich gerittener Pferde, deren jeder Jagdteilnehmer vier Stück zur Verfügung haben mußte, viertens ein reicher Wildstand und fünftens das nötige Gelände zur Ausübung der Jagd.

Abb. 81. Hubertusbild in der Schorfheide.

Der Parforcejagd entstammt eine Bezeichnung des Hirsches, die von der deutschen, die Enden des Geweihes zählenden, völlig abweicht. Man nannte den Hirsch, der das zweite Gehörn aufsetzte, einen Hirsch vom zweiten Kopf, im vierten Jahr einen Hirsch vom dritten Kopf, im fünften vom vierten Kopf. Mit dem sechsten Jahre wurde er als schlecht jagdbar, mit dem achten als „jagdbar vom zweiten Kopf“ u. s. w. angesprochen. Diese Art der Bezeichnung nahm nur auf die Stärke und Perlbesetzung der Stangen

Abb. 87. Jäger mit Schweißhund.

und Rosen Rücksicht und sprach danach mutmaßlich das Alter an, näherte sich also der von Professor Blasius aufgestellten zoologischen Betrachtungsweise.

Die Parforcejagd muß den Teilnehmern viel Vergnügen bereitet haben; der Laut der Meute, das Juchzen und Blasen, setzte die Jäger in Feuer und verjüngte Greise. Nur den Jagdpfeifern wird sie weniger Vergnügen als Anstrengung verursacht haben, denn sie hatten jede Phase der Jagd mit Signalen zu begleiten und zum Schluß das Halali zu blasen. In der Litteratur ist die Parforcejagd, auch abgesehen von den Gelegenheitspoemen höfischer Reimkünstler, recht oft, meistens allerdings in polemischer Art behandelt worden. Im Volksbewußtsein gab sie das Vorbild für die wilde Jagd, den Umzug des Allvaters Wodan ab. Die Maler haben sie, die ihnen als Vorwurf eine prächtige Hirschfigur, aufgeregte Hunde, Pferde und Menschen darbot, in sehr zahlreichen Bildern verherrlicht.

Zur Hetzjagd auf Schwarzwild wurde eine Art von Hunden verwendet, deren Bezeichnung als Blendlinge darauf hinweist, daß sie einer Kreuzung, wahr-

Abb. 88. Jagdschloß Grunewald.

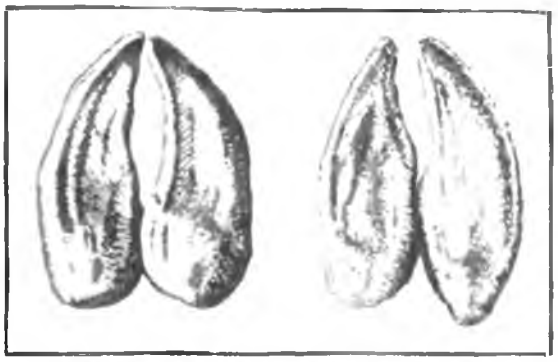


Abb. 84. Fährten: Hirschtritt, Tiertritt.

scheinlich von englischen Doggen und Windhunden entsprossen waren. Zu einer Meute gehörten zwölf bis vierzehn Stück; acht bis neun gute Hunde mußten auch das stärkste Schwein festmachen; ja in Dessau nahm man nie mehr als sechs Hunde für eine Hatz, doch verrät Winckell, der dort beamtet war, daß man die Meute „nicht gerne auf dreijährige Keiler und starke Sauen überhaupt anlegte, weil sie sich zu früh stellten und der Meute sehr gefährlich wurden".

Abb. 85.
Hirschfährte in der Flucht.

War das Schwein gedeckt, das heißt von den Hunden so fest gepackt, daß es nicht vorwärts konnte, dann wurde es ausgehoben. Ein oder mehrere Jäger hoben ihm die Hinterläufe in die Höhe und hielten sie so lange, bis der Jagdherr herankam und mit der Schweinsfeder oder dem Hirschfänger das Schwein abfing. Mitunter scheint es recht lange gedauert zu haben, bis der Jagdherr auf dem Platz erschien, denn es war an einigen Orten Sitte geworden, die Sau zu knebeln und sie dem Jagdherrn entgegenzutragen! Diesen Vorgang, der sehr wenig Waidmännisches an sich hat, beschreibt Hartig in seinem Lehrbuch für Jäger folgendermaßen:

„Soll eine Sau geknebelt werden, wozu mehrere beherzte Gehilfen nötig sind, so sucht man sie, nachdem sie ausgehoben ist, an den Gehören zu fassen und auf die Seite zu werfen, wie es die Metzger oder Fleischer machen, wenn sie ein Schwein schlachten wollen. Hierauf bringt man ihr den Knebel zwischen dem Gebrech hinter das Gewerf (Gewehr), bindet vermittelst der am Knebel befestigten Leine den oberen und unteren Teil des Gebrechs fest zusammen; faßt zu beiden Seiten am Knebel, an den Gehören und an den Läufen an, schiebt nötigenfalls einige Jagdstöcke oder Prügel unter und trägt nun die Sau dahin, wo sie entweder abgefangen, oder wenn sie nicht zu sehr beschädigt ist, vielleicht in einen Kasten gebracht werden soll."

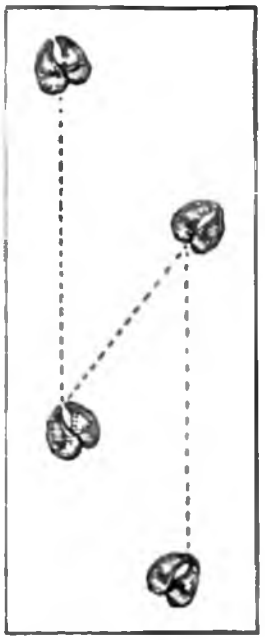


Abb. 86. Der Schrank.

Abb. 87.
Das Gesäfter:
Hirschtritt, Tiertritt.

Leicht und ungefährlich ist diese Prozedur sicherlich nicht vor sich gegangen und wohl nur bei geringen Sauen versucht worden. Hatte der Jagdherr ein Hauptschwein abgefangen — hohen Gästen wurde diese Handlung als Ehrenbezeugung überlassen — dann wurde die passende Fanfare dazu geblasen, während die gesamte Jägerei in ein dreimaliges „Hillo" ausbrach. Hierauf wurde dem Herrn der Jagd vom Chef der

Abb. 88. Der Beitritt.

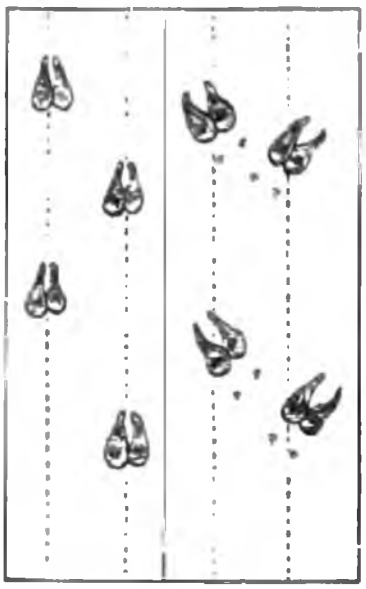


Abb. 89.
Fährte des Damhirsches, im Schritt und in der Flucht.

Jägerei ein grüner Bruch überreicht, und danach steckten alle Jäger Brüche „auf“, d. h. an den Hut.

Zu den eingestellten Treibjagden auf Hirsch und Sau, die noch heutzutage bei reichen Jagdbesitzern üblich sind, bedarf man Blend- und Sperrzeug. Zu dem ersteren gehören die sogenannten Tuchlappen. Sie bestehen aus 150 Schritt langen Leinen von der Dicke eines kleinen Fingers, an denen in Abständen von 2 Fuß etwa fußlange und ebenso breite Lappen von gebleichter grober Leinwand — meistens mit dem Wappen des Jagdherrn bedruckt — befestigt sind. Zu jedem Bund Lappen gehören 10 sechs Fuß lange Stellstäbe, die in Abständen von 15 Schritt aufgestellt werden. Sie haben in der Mitte eine Gabel, auf der eine zweite Reihe von Lappen aufgehängt wird, wenn man „dublieren“ will. Eine Hauptregel für das Stellen der Tuchlappen ist, daß man spitze Winkel vermeidet und die Lappen stets 5 bis 6 Schritt von jedem Dickicht entfernt hält, damit das Wild sie rechtzeitig bemerkt und nicht mit Gewalt durchbricht.

Ein Jagen im Zeug habe ich in der Provinz Posen mitgemacht. Der Schauplatz war ein niedriger Bruchwald, der zum Teil aus undurchdringlichen Rohrdickichten bestand und von den Hirschen aus den höher gelegenen Nachbarrevieren an heißen Tagen des Suhlens wegen aufgesucht wurde. Schon am Tage vorher waren in diesen Revieren verlorene Treiben abgehalten worden, und am Jagdtage kurz nach Sonnenaufgang wurde der Bruchwald, der etwa 400 Morgen bedeckte, eingelappt und dubliert; bei dem weichen Boden eine Hundearbeit. Die acht Schützen standen an einem 10 bis 12 Meter breiten Damm, der auf beiden Seiten von einem Graben eingefaßt war. Er teilte

Abb. 90. Auf der Saujagd. Nach dem Gemälde von Otto Reichnagel (Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt von Dr. E. Albert & Co.)

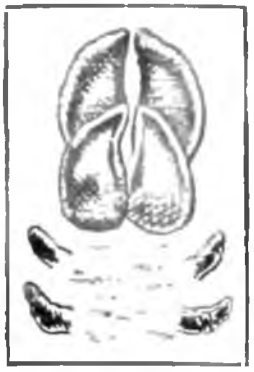


Abb. 91.
Schwarzwildfährte.

den verlappten Distrikt an der schmalsten Stelle in zwei ziemlich gleich große Hälften. Die Treiber waren in zwei Gruppen eingeteilt, die an den beiden Enden des langgestreckten Reviers aufgestellt waren. Zuerst ging eine Gruppe vor, trieb bis an die Schützenkette und ging dann zurück, worauf die andere Gruppe sich in Bewegung setzte. Auf diese Weise wurde das Wild hin und her über den Damm getrieben. Nachdem dies Manöver vier- bis fünfmal wiederholt war, mußte eine längere Pause gemacht werden, denn das Wild überfiel den Damm in rasender Flucht oder es ging sogar durch die Treiberwehr zurück.

Bis zur ersten Pause waren sieben Hirsche erlegt, etwa dreißig waren eingelappt. Dann begann das Vorbeischießen. Nachmittags um 2 Uhr fiel der letzte Schuß, der den stärksten Hirsch, einen Zwölfender, zur Strecke brachte. Im ganzen waren 14 Stück Wild erlegt. Für die Bauern, die mit ihrer Gemeindejagd auf der einen Längsseite etwa zur Hälfte, auf der anderen sogar zu zwei Dritteln angrenzten, war der Tag ein Freudenfest. Sie hatten den ganzen Landsturm auf die Beine gebracht, auch aus den benachbarten Städten waren Jagdfreunde herbeigeeilt, die die Grenze in der Hoffnung besetzt hielten, daß das eingelappte Wild schließlich doch ausbrechen würde. Ihre Erwartung hatte sie nicht getäuscht. Gegen 12 Uhr überfielen die beiden ersten Stücke Wild, ein Kapitalhirsch und ein altes Tier, die Lappen, um nach fünfzig Schritt unter dem Kreuzfeuer der Bauern zu enden. In kurzen Zwischenräumen folgten dann die meisten anderen Stücke, teils einzeln, teils zu zweien und dreien auf derselben Stelle, die ihnen wohl günstige Bedingungen zum Absprung bot. Einige Tiere blieben trotz wiederholten Treibens in den Rohrdickichten, sie waren nicht an die Schützenkette zu bringen.

Mit wenigen Worten sei nun noch der Sperrzeuge gedacht, die zum Einsperren des Wildes dienen. Sie bestanden aus 6 bis 7 oder auch 9 bis 10 Fuß hohen Tüchern, die straff gezogen und am Boden befestigt wie eine Wand den eingehegten Distrikt abgrenzten. Besondere Einrichtungen ermöglichten es, das Tuch an einzelnen Stellen schnell hinabzulassen und wieder hoch zu ziehen, um einzelne Stücke Wild in besondere Kammern zu treiben oder ins Freie zu lassen. Zum Absperren des Wildes wurden auch starke Prellnetze verwendet. Bei Saujagden wurden meistens die Tücher noch durch Prellnetze dubliert, nament-

Abb. 92. Aus dem Trieb hinaus. Gemälde von G. von Maffei.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

lich da, wo das Jagen anfing eng zu werden.

Sollten dem Jagdherrn nur jagdbare Hirſche zugetrieben werden, dann wurden die Tücher an einzelnen Stellen ſoweit angehoben, daß die Tiere und die Sauen entweichen konnten. Geringe Hirſche ſuchte man durch Lappen von den Kapitalhirſchen zu trennen und ebenfalls aus dem eingehegten Diſtrikt zu entfernen. Der enge Raum am Ende des Triebes, in dem der Jagdherr von ſeinem bequem eingerichteten und geſchmückten Stand die Hirſche ſtreckte, hieß die Kammer. Sie war von dem eigentlichen Trieb gewöhnlich durch ein Rolltuch abgeſperrt, das von zwei ſtarken Männern bedient wurde. Auf ein Zeichen wickelten die beiden Männer, die in der Mitte an dem von oben bis unten reichenden Spalt ſtanden, das Tuch durch ſchnelle drehende Bewegung um ſich, ſo daß eine Öffnung entſtand, durch die das Wild in die Kammer treten konnte. Auf ein zweites Zeichen liefen ſie in drehender Bewegung wieder zuſammen, um die Kammer ſo lange zu ſchließen, bis das eingetretene Wild zur Strecke gebracht war.

In der Ausgeſtaltung dieſer Jagdart haben vergangene Geſchlechter Großes geleiſtet. Ohne jede kritiſche Bemerkung ſei nur erwähnt, daß wo es ging, die Kammer vor dem Jagdſchirm des Jagdherrn durch Anſtauen eines Baches zu einem Waſſerſpiegel geſtaltet wurde, der von dem Wild durchwatet oder durchſchwommen werden mußte. Daß das eingelappte Wild in einem Engpaß rund um den Jagdſchirm paſſieren mußte und dann denſelben Weg noch ein- oder mehrmals zurücknehmen mußte, galt als Regel.

Wie zu einem Hauptjagen das Wild von einem Flächenraum, der manchmal mehrere Quadratmeilen umfaßte, auf einen kleinen Platz zuſammengetrieben wurde, ſei kurz geſchildert. Zunächſt wurde ein Diſtrikt eingelappt, oder vielmehr mit Tüchern umſchloſſen; dann wurde das geringe Wild ausgeſondert, das jagdbare in einen zweiten eingehegten Diſtrikt getrieben u. ſ. w. Je mehr ſich das Wild in dem Raum anhäufte, in dem es zur Strecke gebracht wurde, deſto ſchwerer war es am Ausbrechen zu hindern. Am Tage ſtanden Poſten in wenigen Schritt Entfernung voneinander, nachts wurden die Tücher verfeuert, d. h. es brannten rings um den großen Diſtrikt Feuer. Die Arbeit, die geleiſtet werden mußte, um einem hohen Jagdherrn das Vergnügen zu bereiten, in wenigen Stunden 400 bis 500 Stück Hochwild zu erlegen, läßt ſich heutzutage gar nicht mehr abſchätzen. Man kann nur ſtaunen, wenn man lieſt, daß in Württemberg alljährlich mehrere ſolcher Hauptjagen abgehalten wurden.

Tempi passati! Ich glaube nicht, daß ein Jägerherz jenen Zeiten noch eine Thräne nachweint. Auch hierin hat ſich im Begriff des Waidmänniſchen eine heilſame, der edlen Jägerei nur zum Ruhm und Vorteil gereichende Änderung vollzogen. Und darum allen Waidmännern, vom regierenden Fürſten bis zum einfachſten Waldläufer, die mit der treuen Büchſe in der feſten Hand den König der Wälder, den Edelhirſch auf freiem Pürſchgang zur Strecke bringen, oder den Schwarzkittel mit ſicherem Blattſchuß auf dem Anſtand erlegen, ein donnerndes

Waidmannsheil!

Abb. 93. Grobe Sau. Ölſtudie von J. Chr. Deiler.

Abb. 84 Hirschgeweihe.

VII. Geweih und Gehörn.

Der Kopfschmuck, mit dem die hirschartigen Wiederkäuer von der Natur beschenkt worden sind, hat von jeher das Interesse der Jäger stark erregt. In den ältesten Zeiten lieferte das Geweih den Naturvölkern die Spitzen zu ihren Speeren, die Handgriffe zu ihren Steinbeilen, das Blatt zu den Sägen, deren Zähne aus Splittern des Feuersteins bestanden. Noch heutzutage werden die einzelnen Stangen des abgeworfenen Geweihes zu allerlei Geräten für Jagdzimmer verarbeitet.

Die schädelechten Geweihe und Gehörne dagegen, die durch Erlegen des Trägers gewonnen sind, gelten als ehrenvolle Jagdtrophäen, mit denen jeder Waidmann, im Fürstenschloß wie im einfachsten Jägerhaus, gern sein Heim schmückt. Auf ein schmuckloses grüngestrichenes Brettchen oder eine kunstvoll geschnitzte Eichenplatte befestigt, mit dem Datum und der Ortsangabe des glücklichen Schusses versehen, wie die beigefügten Abbildungen zeigen, bilden die Geweihe und Gehörne den wertvollsten Besitz eines echten Waidmanns. Jedes einzelne Stück erzählt ihm in stillen Stunden der Erinnerung von fröhlichem Waidgang im taufrischen Wald, von Minuten, in denen das Jägerherz in fröhlicher Erregung schlug.

Mit lautem Heilruf wurde deshalb die Aufforderung des Kaisers, alljährlich die erbeuteten Jagdtrophäen in einer öffentlichen Ausstellung zu vereinigen, von der gesamten deutschen Jägerwelt begrüßt. Alljährlich gewinnt jetzt der Waidmann einen willkommenen Überblick über den Ertrag der deutschen Wildbahn und lernt hervorragende Stücke kennen, die sonst nur den Bekannten des Besitzers zu Gesicht gekommen wären. Aber nicht nur der Jäger erfreut sich an diesen Ausstellungen, auch dem Zoologen bieten sie reiches Material zu Forschungen über die Gesetze, nach denen sich diese merkwürdigen Auswüchse des Schädels bilden.

Das herrlichste dieser Gebilde trägt der männliche Edelhirsch. Schon im siebenten Monat seines Lebens bilden sich bei ihm die Stirnzapfen, die zunächst den Rosenstock tragen, eine von rundlichen Auswüchsen, den Rosen, umgebene Scheibe, die Basis des Geweihs. In jedem Jahr wirft der Hirsch seinen Kopfschmuck ab, die Kapitalhirsche bereits Ende Februar, die geringeren Hirsche später, bis zu Anfang April. Wenige Tage darauf tritt das junge Gebilde aus dem Rosenstock und wächst, je nach der guten oder schlechten Äsung, in 10 bis 16 Wochen aus.

Dann erſt beginnt das Fegen des Geweihes, d. h. das Abreiben des Baſtes, der es bis dahin zum Schutz eingehüllt. Nunmehr erſcheint das Geweih beinahe weiß, bräunt ſich aber in kurzer Zeit bis auf die äußerſten Ecken, die ſtets weiß bleiben. Es iſt jetzt völlig hart, die Zirkulation des Blutes oder Saftes, die ſein Wachstum vermittelte, hat aufgehört.

Jedes friſch aufgeſetzte Geweih unterſcheidet ſich von dem vorhergehenden, wenn auch nicht ſtets in der Zahl der Enden, ſo doch immer durch eine Entwickelung der Form, die es dem Kenner ermöglicht, auch den abnormen Geweihen den Platz anzuweiſen, den ihnen die rein jagdmäßige Zählung der Enden verſagen muß. Dieſe Kenntnis gewinnt man durch Betrachtung der Hauptſtange. Sie hat — nach Profeſſor Blaſius-Braunſchweig, der dies Naturgeſetz gewiſſermaßen erſt entdeckt hat — anfangs nur eine einzige gleichmäßige und ſchwache Krümmung, von den Roſen an nach außen, die Spitzen ſind nach innen gekehrt. Das iſt der Fall beim Spieß- und Gabelhirſch.

Dann erhält ſie plötzlich eine knieförmige Biegung in diagonaler Richtung nach außen und vorn, an der Stelle, wo die Mittelſproſſe entſteht. Die Hauptſtange biegt ſich hier umgekehrt, wie die Lage des Knies, rückwärts. Die Spitze der Hauptſtange bleibt fortwährend nach innen gerichtet. Dieſe erſte knieförmige Biegung tritt beim Sechſer ein und verliert ſich in allen folgenden Entwickelungsſtufen nicht wieder.

Eine zweite knieförmige Biegung erhält die Hauptſtange in der Krone des Zwölfers; die Hauptſtange biegt ſich wieder rückwärts und macht am Fuß der Krone einen Winkel. Eine dritte Biegung rückwärts tritt beim Sechzehnender, die vierte beim Zwanzigender ein u. ſ. w.

Ein zweites Geſetz iſt in der Bildung der Krone zu erkennen. Beim Achtender tritt zum erſtenmal eine Endgabel auf, aus zwei Enden beſtehend, beim Zwölfender tritt zum erſtenmal die Krone auf, aus drei Enden beſtehend. Beim Vierzehnender hat ſich die Hauptſtange verlängert und bildet wieder mit dem neu hinzugekommenen Ende eine Gabel. Der Sechzehnender hat wieder eine Krone aus drei Enden, der Achtzehnender eine Gabel, der Zwanzigender eine Krone u. ſ. w. Doch will ich gleich hinzufügen, daß ich nur zur Veranſchaulichung der Entwickelung einen Verſtoß gegen den waidmänniſchen Ausdruck begangen habe, der vom Zwölfender an die über dem Mittelſproß ſtehenden Enden ſtets als Krone bezeichnet. Es heißt alſo: der Vierzehnender hat eine Krone von vier Enden, der Sechzehnender eine Krone von fünf Enden u. ſ. w.

Nun zur Betrachtung der ſogenannten Baſalſproſſen, d. h. der Augenſproſſen, der zweiten Augen- oder Eisſproſſe und der Mittelſproſſe. Die Entwickelung der Augenſproſſe iſt recht merkwürdig. Zunächſt ſteht ſie ziemlich hoch, entfernt von der Roſe und tritt mit dem Verlauf der Jahre der Roſe immer näher, bis ſie zuletzt mit der Roſe faſt in gleicher Höhe ſich loslöſt.

Eine zweite Verſchiedenheit zeigt ſich in der Richtung. Anfangs ſteht ſie mit ihrer Baſis von der Hauptſtange aus in die Höhe und bildet mit ihr einen ſpitzen Winkel. Dieſer Winkel an der Baſis vergrößert ſich mit jedem Jahr, überſchreitet bald einen Rechten und zuletzt ſenkt ſich die Augenſproſſe von der aufſtrebenden Hauptſtange an abwärts.

Die dritte beſteht darin, daß die Augenſproſſe mit den Jahren an Stärke, Länge und Krümmung zunimmt. Die Geſamtrichtung der Augenſproſſen bleibt unverändert nach vorn, die äußerſte Spitze iſt normal immer in die Höhe gekehrt. Die Augenſproſſe tritt zuerſt am Gabelhirſch hervor und ſenkt ſich zuerſt von der Hauptſtange ab beim Zehner.

Eine ähnliche Veränderung geht mit der Mittelſproſſe vor, die zuerſt beim Sechſer auftritt. Sie entſpringt unverändert an der erſten knieförmigen Biegung der Hauptſtange. Beide Eigentümlichkeiten ſind als notwendig miteinander verbunden zu denken. In der Hauptrichtung bleibt ſie beſtändig, an der Baſis ſchräg nach vorn und nach außen gekehrt, auch ſteigt die Spitze immer in die Höhe und wendet ſich wieder etwas nach innen. Die Veränderung des Winkels zur Hauptſtange erfolgt ebenſo wie bei der Augenſproſſe, auch die Zunahme der Stärke, Größe und Krümmung. Die

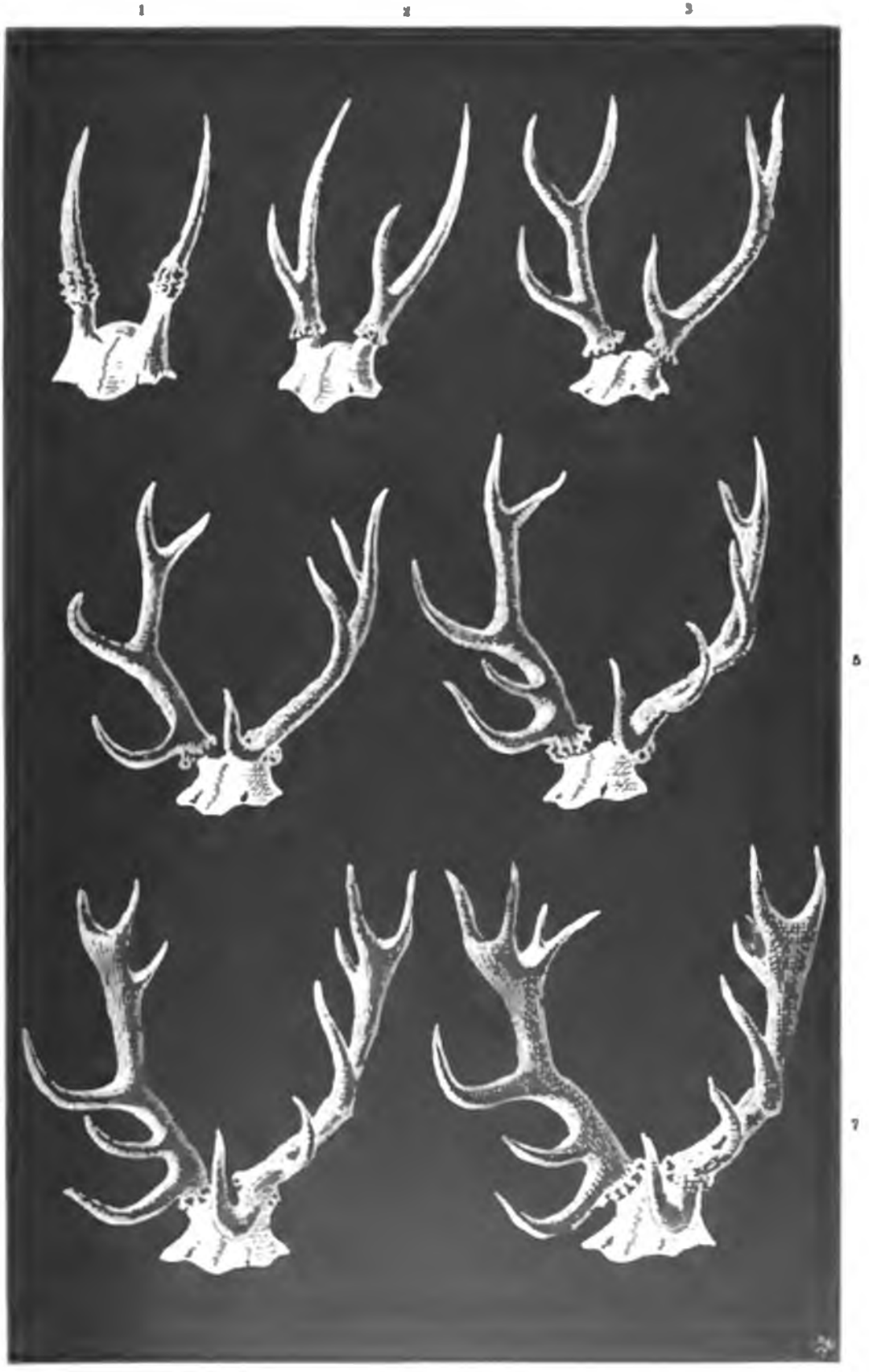


Abb. 95 Die einzelnen Stadien des Hirschgeweihes:
1 Spießer, 2 Gabler, 3 Sechsender, 4 Achtender, 5 Zehnender, 6 Zwölfender, 7 Vierzehnender.

Abb. 96. Mit einem Baumstomm verwachsenes Geweih. Im Jagdschloß Königswusterhausen.

sie vom Zehner an, bei dem sie zuerst auftritt, in den meisten Fällen vorkommt, so gehört sie offenbar in die Norm der Reihe und darf beim Zählen nicht vernachlässigt werden.

Der Zoologe, der nach diesen Gesetzen das Geweih betrachtet, gerät vielfach in Widerspruch mit der jagdlichen Zählung der Enden. Diese Betrachtung wird aber wohl auch dem erfahrenen Jäger willkommen sein und namentlich dem Besitzer einer Anzahl von Geweihen, denn sie gibt ihm Aufschluß darüber, was gewisse Unregelmäßigkeiten bedeuten und welchen Rückschluß man daraus auf die jagdliche Bedeutung des Hirsches zu

Senkung nach abwärts beginnt beim Zehner.

Die Eissprosse steht zwischen Augen- und Mittelsprosse, aber näher der ersteren auf einer scharfen Kante des Geweihes. Eine Änderung der Hauptstange ist mit ihr nicht verbunden; eine Andeutung, daß sie für die Entwickelungsreihe des Ganzen nicht von unbedingter Bedeutung ist. In der ersten Zeit ist sie nur schwach entwickelt, oft nur durch eine Wulst oder durch eine erhöhte scharfe und glatte Kante der Hauptstange angedeutet; sie erreicht nie die Größe der beiden anderen Basalenden.

In der Richtung hält sie immer die Mitte zwischen Augen- und Mittelsprosse. Da

Abb. 97. Der von Kaiser Wilhelm II. erlegte Zweiundvierzigender.

ziehen hat. Besser als theoretische Auseinandersetzungen läßt sich dies an einzelnen Beispielen klar machen.

An beiden Stangen kann die Mittelsprosse fehlen. Daß sie fehlt, erkennt man aus der kniesörmigen Biegung der Hauptstange! Ein Gabelhirsch, der keine Mittelsprossen, aber diese Biegung aufweist, ist daher als Sechser anzusprechen. Ja es können sogar die Augensprossen fehlen, und der Spießer mußte trotzdem der Biegung wegen als Sechser angesprochen sein!

Abb. 88. Zwölfundzwanzigender.

Beim Achtender fehlt manchmal die Nebensprosse der Gabel, sie wird angedeutet durch die Winkelbildung der Hauptstange nach innen. Es ist also ein Achter mit sechs jagdmäßigen Enden. Ja es gibt sogar Achter, bei denen außer der Nebensprosse noch die Mittelsprosse fehlt, so daß sie jagdlich nur als Gabler angesprochen werden!

Beim Zehnender treten Verkümmerungen ein durch Verschwinden der Eissprosse, die oft nur durch eine scharfe glatte Kante oder eine glatte längliche Wulst vorn an der Hauptstange angedeutet ist. Auch die äußere oder Nebensprosse der Gabel verkümmert oft und ist nur durch eine Biegung oder eine scharfe äußere Kante der Hauptstange angedeutet. Treten beide Verkümmerungen, der Eissprosse und äußeren Gabelsprosse, zugleich ein, so zählt man trotz Form und Stärke des Zehners nur sechs Enden. Solche Geweihe sind gar nicht selten und gelten ihrer Stärke wegen bei den Jägern für Merkwürdigkeiten; sie sind aber nach dieser Anleitung zoologisch leicht zu erklären. Zehner, bei denen auch noch die Mittelsprosse fehlt, sind äußerst selten und jedenfalls die merkwürdigsten „Gabler", die es gibt.

Beim Zwölfender, bei dem zum erstenmal die aus drei Enden bestehende Krone auftritt, fehlen recht häufig die Eissprossen, man nennt sie dann Kronzehner. Es gibt auch Achter, die zoologisch als Zwölfer gelten müssen, weil die verkümmerte äußere Kronsprosse außer der fehlenden Eissprosse mitzurechnen ist.

Ich glaube, es ist jetzt hinreichend klar, wie aus der Form der Krone und der Hauptstange das Fehlen der Mittelsprosse und Eissprosse zu erkennen ist und wie aus den Biegungen der Hauptstange in der Krone das Fehlen einer Kronstange festzustellen ist. Mit Hilfe der beigefügten Abbildungen auf Seite 87 mag jeder Besitzer von Geweihen jetzt seine Geweihsammlung durchmustern; er wird sie fortan mit anderen Augen betrachten! Die Form des Geweihes ist die Hauptsache, die Zahl der Enden schließt sich der Form als das Unwesentliche an. Entsprechen die Enden der Form, so hat man ein normales Geweih vor sich, ist dies nicht der Fall, so nennt man es abnorm.

Zu diesen gehören auch die sogenannten ungeraden Geweihe, bei denen die Enden

Abb. 98. Die verſchiedenen Stadien des Gehörnes des Rehbockes: 1 Spießer, 2 Gabler, 3 Sechſer, 4 Achter, Gabelung des Stangenendes, 5 Achter, Gabelung der Hinterſproſſe.

nach der größeren Endenzahl der einen Stange gezählt werden. Sehr oft entſpricht aber auch die größere Zahl der Enden nicht der Form, man hat dann eine doppelte Abnormität vor ſich. Ziemlich häufig iſt die Zerteilung der Nebenſproſſen, die jede Verzweigung der Hauptſtange treffen kann, aber auf die Normalform keinen Einfluß ausübt. Die Zerteilung kommt ſehr häufig in den Enden der Krone von alten Hirſchen vor, ſeltener bei der Mittel- und Eisſproſſe.

Es kommt auch vor, daß ſich von der Hauptſtange Seitenſproſſen an ungewöhnlichen Stellen abzweigen, die ſowohl in der Richtung wie in der Höhe von der normalen Reihe abweichen. In allen dieſen Fällen erniedrigt die zoologiſche Betrachtung die Zahl der jagdlich gezählten Enden. Sie kann ſogar auf Grund ihrer Regeln das Maximum der normalen Endenzahl, zu der ein Hirſch es bringen kann, feſtſtellen. Mehr als zwanzig normale Enden ſind ſehr ſelten. Berühmte Geweihe, wie der Sechsundſechzigender auf der Moritzburg, der vom Kurfürſten Friedrich III. 1696 bei Fürſtenwalde geſchoſſen wurde, der Vierundvierzigender, den der Kaiſer in Rominten erlegte, ſind natürlich ſehr ſeltene Abnormitäten.

Auch im allgemeinen ſchreitet die Endenzahl nicht regelmäßig mit den Jahren fort. Sehr oft wird der Gabelhirſch und der Achter überſprungen. Noch häufiger kommt das Wiederholen der Endenzahl vor, ganz beſonders bei zehn und mehr Enden. Die Geweihe werden dabei ſtärker, die Baſalſproſſen ſenken ſich mehr, ohne daß die Endgabel oder Krone ſich weiterentwickelt. Sehr oft wird das Geweih auf eine geringere Endenzahl zurückgeſetzt. Eine auffallende Grenze in dieſer Beziehung bildet der Zehnender, der zuerſt als jagdbarer Hirſch angeſprochen wird, inſofern, als ein Hirſch, der einmal eine Krone getragen hat, niemals weiter als bis auf den Normalzehner zurückſetzt.

Das Geweih iſt nicht nur ein Schmuck, es iſt auch das Zeichen der Mannbarkeit, die Waffe, die zur Bekämpfung der Nebenbuhler in der Brunſtzeit dient. Der Zuſammenhang der Geweihbildung mit dem Kurzwildbret iſt dadurch hinlänglich erklärt. Hirſche, die während der gehörnloſen Zeit eine Verletzung am Kurzwildbret erleiden, ſetzen kein Gehörn mehr auf, ſondern unförmliche, mit Baſt bezogene Auswüchſe. Iſt nur ein Hoden verloren gegangen, dann treten nur an der Seite, auf der der Verluſt ſtattgefunden hat, Knollenbildungen an Stelle der Stange auf. Tritt der Verluſt des Kurzwildbrets zu der Zeit ein, wenn der Hirſch ein völlig verecktes Geweih trägt, ſo wirft er nie mehr ab, ſondern behält dasſelbe Geweih für die ganze übrige Zeit ſeines Daſeins.

Die größte Abnormität iſt das Vorkommen von Hirſchen ohne Geweih. Von ganz einwandfreier Seite, wie z. B. von dem derzeitigen königlich preußiſchen Oberförſter v. Meyerinck in Letzlingen, iſt bezeugt, daß bei den im Dezember 1860 abgehaltenen Hofjagden zwei Hirſche erlegt worden ſind, die kein Geweih

trugen, keine Verletzung am Kurzwildbret aufwiesen, vielmehr von der Brunstzeit her noch ganz schwarz unter dem Leibe waren. Die Veröffentlichung dieser Thatsache zeitigte die Mitteilung von gleichen Beobachtungen. Auch Hartig, der zu den klassischen Jagdautoritäten gehört, erzählt in seinem „Lehrbuch für Jäger", daß er selbst einen erlegten Hirsch gesehen und untersucht hat, an dessen Kopf nicht die geringste Andeutung eines Rosenstockes, viel weniger eines Gehörns bemerkbar war. Am Kurzwildbret

Abb. 100. Gerader Achter.
Erlegt am 1. Aug. 1898 auf dem Rittergute Tüssin in Mecklenburg-Schwerin von Richard Skowronnek, prämiiert auf der Geweihausstellung 1899.

sei auch nicht die mindeste Verletzung oder Unvollkommenheit wahrzunehmen gewesen, sondern alle Anzeichen, daß der Hirsch gebrunstet habe.

Der Kopfschmuck des Elches besitzt keinen einheitlichen Namen. Im Frühling des zweiten Jahres bilden sich die ersten Kolben, die sich zu Spießen auswachsen. Der Prozeß des Wachstums und Fegens dauert bis in den September. Im April des nächsten Jahres werden die Spieße abgeworfen und Gabelstangen aufgesetzt. Im vierten Jahr zeigt das normale Geweih sechs stumpfe Enden, im fünften Jahr beginnt die Schaufelbildung, die sich mit jedem Jahr verstärkt. Die Zahl der endenartigen Fortsätze ist verschieden, pflegt jedoch mit dem Alter zuzunehmen. Auch stimmt die Endenzahl an beiden Schaufeln meist überein. Mit zunehmendem Alter erfolgt das Abwerfen immer zeitiger, meistens schon Anfang Januar. Bis Juni sind die Schaufeln vereckt und gefegt. Der Bast ist schwarzbraun, das gefegte Geweih bei

Abb. 101. Abnormes Rehgehörn.

Abb. 102. Perückenbock

jüngeren Hirschen hellbraun, bei Kapitalschauflern dunkelbraun gefärbt. Die Richtung der Stangen geht stets gleichmäßig vom Stock nach den Seiten und etwas abwärts. An die Stange, die immer ohne Sproffen bleibt, schließt sich die bauchige, handförmige Schaufel.

Auch der Damhirsch bildet ein Schauselgeweih aus. Im Alter von sechs Monaten sind bereits die Stirnzapfen vorhanden, aus denen im nächsten Februar die mit gelbem Bast bedeckten Kolben treten, die im August gefegt, etwa fünf Zoll lang, als Spieße angesprochen werden. Bis zum dritten Jahr gleicht nun die Geweihbildung der des Edelhirsches. Dann erscheinen zwei kurze Augensprossen, auch zwei oder mehrere Enden an jeder Stange. Mit dem fünften Jahr beginnt die Bildung der Schaufeln, die in endenartige Spitzen auslaufen. Diese kürzeren und längeren Enden erscheinen in ganz verschiedener Anzahl. Kapitalhirsche setzen breite, dicke Schaufeln auf. Der am Kurzwildbret verletzte Kümmerer setzt nur Knollen auf, die mit Bast belegt sind und nicht abgeworfen werden.

Abb. 103. Sechser.

Der Rehbock trägt ein Gehörn, nicht ein „Geweih", wie man es manchmal von Leuten hören kann, die sich einbilden, Jäger zu sein. Dagegen wird der Ausdruck „Gehörn" von den älteren Jagdschriftstellern, z. B. Winckell, auch auf das Geweih des Hirsches angewendet, was jetzt aber abgekommen ist. Neueren Datums scheint der Ausdruck „Rehkrone" statt Gehörn zu sein.

Abb. 104. Abnormes Rehgehörn.

Die Entwickelung des Gehörns verläuft folgendermaßen: Im Alter von vier bis fünf Monaten treten aus der Wölbung des Stirnbeins beim Kitzbock kleine kolbenartige Erhöhungen hervor, die sich im Laufe des Winters zum Rosenstock ausbilden und schließlich zu zwei dünnen Spießen mit schwacher Rose an der Wurzel der Stange verlängern. Im März und April werden die Spieße gefegt und im Dezember abgeworfen.

Im nächsten März hat der Bock bei normaler Entwickelung sein Gabelgehörn aufgesetzt. Die Stange erscheint ungefähr in der Mitte geteilt. Die Hauptstange richtet sich von der Teilung in einem Winkel nach hinten, die Nebensprosse nach vorn. Setzt ein Sechserbock, was sehr oft vorkommt, zurück, oder erscheinen im zweiten Jahr statt des Gabelhorns Spieße, so ist doch stets oder fast immer die Biegung vorhanden, die bei dem eigentlichen Spießergehörn fehlt.

Beim Sechserbock — der Ausdruck hat sich Bürgerrecht in der Jagdsprache erworben, obwohl Diezel das Ansprechen der

Gehörne nach ſechs oder mehr Enden für unſtatthaft erklärt — teilt ſich die nach hinten gebogene Hauptſtange zum zweitenmal und biegt ſich von der Teilung nach vorn vor, während ſich die zweite Nebenſproſſe nach hinten wendet. Dieſe zweite knieförmige Beugung der Hauptſtange iſt charakteriſtiſch für den Sechſerbock und ein untrügliches Kennzeichen, auch wenn beide Nebenſproſſen fehlen.

Mit dem Sechſergehörn iſt die normale Entwickelung abgeſchloſſen. Bei keiner Wildart jedoch kommen ſoviel widerſinnige Bildungen vor, wie beim Reh, daß man ſich nicht zu wundern braucht, wenn ſich das Gehörn unter regelmäßiger Vermehrung der Endenzahl in ſcheinbar normaler Weiſe weiter entwickelt. So gibt es Achter, bei denen die Hauptſtange ſich zum drittenmal gabelt, und Zehner, bei denen die beiden oberſten Enden des Sechſers ſich gablig zerteilen. Dietrich a. d. Winckell erwähnt noch als ziemlich häufig, daß ſich unterhalb der nach vorn gerichteten Mittelſproſſe eine auffallend lange Perle nach hinten entwickelt, die jagdmäßig als Ende gezählt werden kann.

Widerſinnige Gehörne ſind ſo häufig und ſo gänzlich verſchieden in ihren Abweichungen von der Norm, daß es unmöglich iſt, ſie in einer kurzen Beſchreibung erſchöpfend zu behandeln. Die Urſachen ſind in den Krankheiten zu ſuchen, denen der Rehbock ausgeſetzt iſt. Verletzungen des Kurzwildbrets, Verletzungen durch einen Schrotſchuß während der Gehörnbildung rufen ganz merkwürdige Formen hervor. So hatte z. B. ein Bock zwei ſtarke Stangen aufgeſetzt, von denen die eine abwärts gerichtet bis über das Geäſe reichte und den Bock an der Nahrungsaufnahme hinderte.

Gehörnte Ricken wurden früher in den Bereich der Fabel verwieſen, aber mit Unrecht. Außer den älteren Berichten liegen aus den Jahren 1881 und 1882 zwei, von dem Fürſten Egon von Fürſtenberg und Ludwig Beckmann bezeugte Fälle vor, in denen je eine Ricke mit allerdings abnormem Geſtänge erlegt worden iſt!

Abb. 105. Abnormes Rehbockgehörn.

Abb. 106. Rückkehr Kaiser Wilhelms II. von der Bärenjagd. Gemälde von Julius Falat.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

VIII. Die Jagd in Einzelbildern.

Eine Einleitung dazu? Weshalb? Weil gute Vorred' die Nachred' spart!

Jetzt soll für mich der fröhliche Teil der Arbeit beginnen, der hoffentlich auch dem Leser ein heiteres Stündchen bereitet. Sauer genug ist's mir geworden, in wohlgesetzten Worten die graue Theorie zu behandeln. Und vielleicht nur zu oft hab' ich einen Haken in die Praxis geschlagen, in die Erinnerungen, die aus alten Zeiten in mir lebendig wurden, wenn ich von der Arbeit aufsah an die Wand, wo zwischen den Rehgehörnen die Lieblingsflinte meines Vaters hängt, die er mir dediziert, weil ihm wegen hohen Alters das Licht der Augen knapp geworden ist. Und daneben über dem verwitterten Rucksack die ‚Matka', mit der ich meinen ersten Hasen erlegt ... Wie manchmal nehme ich sie in die Hand, um mit ihr Zwiesprach zu halten von alten Zeiten ...

Einzelbilder sollen es werden mit möglichst wenig guten Lehren. Denn die kann der erfahrene waidgerechte Jäger leicht entbehren. Der Anfänger mag sie suchen. Und er wird sie finden, denn sie liegen nicht zu sehr versteckt, auch in der humoristischen Schilderung.

Dem Laien aber, der dies Buch zur Hand nimmt und die Ausführungen über „Waidmännisch", Dressur des Hundes und Jagdgewehr mehr oder minder interesselos durchgeblättert hat, sollen die anspruchslosen Schilderungen einen Begriff davon geben, welchen Platz die Jagd im kurzen Leben des Menschen einnimmt, welchen Wert sie für Herz und Gemüt, für die Erfrischung des Körpers und des Geistes entwickelt. Ihm sei noch besonders versichert, daß ich kein Jägerlatein spreche, er also alles für bare blanke Münze zu nehmen hat, die er unbesehens weiter geben kann. Und der Sonntagsjäger wird hoffentlich mitlachen, wenn er sich getroffen fühlen sollte. Was ich übrigens als gutes Zeichen ansprechen und mit dem guten Rat verbinden möchte, dies Büchlein recht fleißig zu studieren.

Jetzt schieße ich los:

IX. Der Anſtand.

In einem oſtpreußiſchen Forſthauſe war's, unweit der ruſſiſchen Grenze, an einem wunderbar milden, ſtillen Herbſtabend. Von der weinumſponnenen Veranda ſah man weit hinaus auf einen See, deſſen glatter Spiegel im Schein der Abendſonne glänzte. Die Förſtersfrau, klein aber behäbig, mit freundlichem Geſicht und klugen Augen, hatte die fleißigen Arme mit der Näharbeit in den Schoß ſinken laſſen und nickte ihrem Älteſten zu, der ihr gegenüber am Tiſch ſaß und fleißig Vokabeln „aufſchlug“, um ein Stück der Odyſſee zu überſetzen.

Wie im Selbſtgeſpräch begann ſie: „Zu dumm! Vater iſt heute und morgen nicht zu Hauſe, der Jahn — der Hilfsjäger — läßt ſich nicht ſehen, und ich brauche zu übermorgen, wenn Onkel Eduard kommt, noch einen Haſen. Ein paar Hechte wirſt du mir ja mit Stomber fangen ...“

Die Augen des Dreizehnjährigen blitzten auf. „Muttchen, ſei ſtill, ich ſchieß' dir den Haſen! Ich nehme die ‚Matka‘, und ſtelle mich heute abend an. Nicht am Feld, ſondern an dem kleinen Feldweg, wo Vater gewöhnlich ſteht.“

Sein Vorſchlag ſtieß auf ſchwere Bedenken, aber ſchließlich gelang es ſeiner Überredungskunſt, die Erlaubnis zu dem erſten Jagdgang der Mutter abzuſchmeicheln. „Aber ſei vorſichtig und nimm Diana mit, damit der Krumme nicht verloren geht, wenn du ihn krank ſchießt.“

Eine halbe Stunde ſpäter wanderte der ſtämmige Burſch mit einer Flinte auf dem Rücken, die beinahe ſo lang war, wie er ſelbſt, dem Walde zu. Die ‚Matka‘, die er trug, war ein altes Familienerbſtück und ein ehrwürdiges Inſtrument. Sie beſaß ein Kaliber, das zur Jagd auf Rhinozeroſſe und Nilpferde ausgereicht hätte. Vater — *mein* Vater — hatte ſie in ſeiner Jugend geführt, als ſie noch mit einem Feuerſteinſchloß verſehen war. Später hatte ein findiger Dorfſchmied das Zündloch erweitert, ein Piſton eingeſchroben und einen anderen Hahn angeſetzt. In dieſem Stadium ſtand ſie, als ich damals zum erſtenmal mit ihr

Abb. 107. In der Suhle. Originalzeichnung von Richard Friese.

Abb. 108. Der Rehbock mit ungefegtem Gehörn
Originalzeichnung von Richard Friese.

auszog. Noch ſpäter, nach 1871, avancierte ‚Matka', — die Mutter, wie ſie wahrſcheinlich ihres Kalibers wegen genannt wurde — zum Hinterlader. Ein Jäger hatte aus dem Kriege ein Tabatierengewehr mitgebracht, wie es die Engländer, unſere guten Freunde, den von Gambetta aus der Erde geſtampften Armeen lieferten. Nach dieſem Muſter hatte der Dorfſchmied alle Einſpänner der Umgegend zu Hinterladern umgearbeitet ...

Vaters Stand, auf dem er alljährlich die ‚Küchenhaſen' erlegte, befand ſich ziemlich vorn im Walde am Rande einer mannshohen Kiefernſchonung. An der Oſtſeite der Schonung lief ein ſchmaler, von Gras bewachſener Waldweg bis in die Schluchten der Tartarenberge hinein. O, ich wußte ſchon ganz genau, weshalb Vater lieber dort ſaß und nicht am Feldrande. Im Walde kommt der Krumme früher angehuppelt und viel vertrauter ... Mit dem Rücken an eine uralte Kiefer gelehnt, die viel breiter war als ich, vorn gedeckt durch eine niedrige Fichte ſtand ich da, ‚Matka' ſchußbereit in den Händen. Zu meinen Füßen lang ausgeſtreckt lag Diana, den Kopf auf den Vorderläufen.

Die Zeit wurde mir nicht lang. Aus der dichten Schonung kam mit graziöſen Sprüngen ein Eichkater, machte einen Augenblick auf dem Wege Halt und nahm dann den nächſten Kiefernſtamm, an dem er in ſpiralförmigen Windungen rings um den Baum emporkletterte, bis er im Wipfel verſchwand. Als ich meine Augen wieder auf den Weg richtete, ſaß eine Amſel vor mir, die emſig mit vorgeſtrecktem Schnabel hin- und herlief. Ab und zu richtete ſie ſich hoch auf und wippte mit dem Schwanz.

Nur er, auf den ich mit fieberhafter Erregung wartete, kam nicht. Die Sonne mußte bereits eine Weile unter dem Horizont verſchwunden ſein, denn ſchon begann das Zwielicht, in dem jeder Gegenſtand Leben zu gewinnen ſcheint, der Stein, das dunkle Grasbüſchel, der kleine Strauch ... Jetzt galt es, doppelt ſcharf aufzupaſſen. Die Erſcheinung kannte ich, denn ſchon manchesmal hatte ich zur Übung auf dem Anſtand ſtehen dürfen, aber ohne Flinte. Und jetzt ſollte ich vergeblich harren ... Mir war doch nichts Schlechtes begegnet, weder ein altes Weib noch eine Unglück krächzende Krähe ... Und die Mutter hatte mir das Taſchentuch nachgeworfen und gerufen: „Brich Hals und Bein!"

Doch jetzt ... ja das iſt er, das muß er ſein. Langſam kommt er den Waldweg angehuppelt ... Nun einen Blick auf Diana, die, wie ich am Fuße fühle, vor Erregung zuſammenſchaudert. Aber ſonſt rührte ſich nichts an ihr. Nur die Wurzeln des Behanges heben ſich an. Jetzt iſt's Zeit, langſam und unmerklich die Flinte zu heben ... Jetzt gilt's, erſt die Erregung niederzukämpfen, denn das Blut ſchlägt bis zum Halſe hinauf und pocht in den Schläfen,

daß man glauben könnte, der Krumme müßte es mit ſeinen langen Löffeln erlauſchen. Aber nein, ganz vertraut hockelt er weiter, ja er hält ſogar an, um ein zartes Grashälmchen zu äſen.

Nun die Flinte feſt in die Schulter gezogen, einen Moment den Atem angehalten ... Der Schuß kracht, aber ich kann nicht ſehen, ob ich getroffen habe, der Pulverdampf verdeckt mir für einen Augenblick die Ausſicht. Doch da kommt ſchon Diana an, gravitätiſch trägt ſie im Fang den Haſen. Ein gewaltiger Kerl, ſeine zehn Pfund wiegt er ganz ſicher!

Was ich in jenem Augenblick gefühlt? Nichts weiter, als den glühenden Wunſch, einen Menſchen bei mir zu haben, einen Menſchen, dem ich mein Jagdglück erzählen, dem ich ſchildern durfte, wie vorſichtig ich die ‚Matka‘ an den Kopf gebracht, wie genau ich gezielt hatte. Das letzte war entſchieden ein Zuſatz meiner Phantaſie, denn in Wirklichkeit habe ich nicht gewußt, wie ich abgekommen war, und die gute ‚Matka‘ hat das Beſte zum Erfolg hinzugethan! Ach wie viel verſchwiegenes Glück habe ich in jenen Tagen ſtill für mich tragen müſſen! Nach dreimaligem Erzählen lehnte Mutter die weiteren Wiederholungen ab, und meine Altersgenoſſen in der Schule glaubten mir nicht. Und Vater? Er hatte natürlich von Mutter alles erfahren, aber er ſprach nicht darüber. Als ich jedoch vierzehn Tage ſpäter das Zeugnis mit der Verſetzung nach Unterſekunda brachte, da erhielt ich feierlich Flinte und Jagdzeug als Eigentum und leihweiſe die alte Diana, von der ich lernen ſollte, was man einem jungen Hunde beizubringen hat.

* * *

Ja, der Anſtand! Er iſt die Jagdart, mit der jeder junge Jäger beginnen muß! Dabei lernt man ſehen und ſich beherrſchen! Und jeder Fehler wird meiſtens auf der Stelle hart geſtraft, wenn man ſehen muß, wie das Wild, das man ſchon als ſichere Beute betrachtete, mit ſchneller Flucht das Dickicht gewinnt und auf Nimmerwiederſehen verſchwindet.

Man kann den Anſtand ſowohl des Abends wie des Morgens betreiben. Ich ziehe für Reh, Fuchs und Haſe den Morgen vor. Es iſt zwar ein herrlicher Genuß,

Abb. 109. Prinzregent Luitpold von Bayern.
(Aufnahme von H. Tittmar in München.)

das „zu Rüste gehen“ der Natur zu beobachten, aber nur kurz ist die Zeit, in der man einen sicheren Schuß anbringen kann, denn schnell bricht die Dunkelheit herein. Und ist nicht das Erwachen der Natur viel schöner? Dazu kommt der weitere Vorteil, daß am Morgen das Wild viel vertrauter heranzieht, daß sich mit jeder Minute das Licht verstärkt und daß man viel längere Zeit ausharren kann, weil der Fuchs und auch der Hase manchmal erst eine Stunde nach Sonnenaufgang vom Felde in den Wald zurückwechselt.

Die erzieherische Wirkung dieser Jagdart für den angehenden Jäger habe ich schon betont. Sie ist die unerläßliche Vorbereitung für den Pürschgang, bei dem man nach jedem Schritt aufs neue mit einem Blick das vorliegende Terrain in allen Einzelheiten überschauen muß, um sofort regungslos stehen zu bleiben, ehe das Wild den Jäger eräugt. Diese Fertigkeit fliegt keinem von selbst an, sie will erworben sein. Und dazu dient der Anstand. Nicht mit schnellen Wendungen darf man die Umgebung mustern. Nein, nur langsam und unmerklich müssen die Bewegungen des Kopfes geschehen. Alle Sinne spannen sich an, denn oft genug sagt dem Jäger das Ohr, daß ein Stück Wild sich nähert. Entweder fliegt hastig ein kleiner Vogel auf, oder Eichelhäher oder Drossel stoßen warnende Töne aus. Manchmal knackt ein dürres Ästlein unter dem Tritt des Wildes, manchmal raschelt das Laub. Sehr oft vergehen dann noch Minuten, bis man das bereits in der Nähe befindliche Wild zu Gesicht bekommt.

Das sind die aufregendsten Augenblicke, in denen der Jäger mit starker Willenskraft eiserne Ruhe bewahren muß. Denn manchmal wird er schon von dem Wild, ohne daß er es weiß, mißtrauisch beobachtet. Nicht immer gelingt es; ein Jucken im Gesicht, eine Mücke, die langsam den Rüssel einsetzt, kann den Jäger zu einer hastigen Bewegung veranlassen. Trotzdem möchte ich das Rauchen auf dem Anstand als eine Unsitte bezeichnen. Erfahrungsgemäß verscheucht der Tabaksrauch die Mücken nicht, selbst wenn man wie ein Fabrikschlot raucht. Besser ist es, sich vor dem Gang zum Anstand Hals, Gesicht und Hände zu waschen und noch feucht mit Essig einzureiben. Oder man schützt die Hände mit Handschuhen und den Hals mit einem Gazeschleier und hält im übrigen den Mückenstichen tapfer Stand. Das hinterher auftretende Jucken vertreibt man leicht durch Betupfen mit Salmiakgeist, aber wohlgemerkt erst zu Hause, nicht auf dem Stand.

Um dem Jäger für längere Zeit auf dem Anstand etwas mehr Bewegungsfreiheit zu gewähren, benutzt man Gruben oder Kanzeln. Die Gruben werden am besten vierzig bis fünfzig Schritt vom Walde entfernt auf dem Felde angelegt und ringsum mit niedrigem Strauchwerk verblendet. In solch einer Grube hat man ziemlich viel Bewegungsfreiheit, man kann sogar rauchen, wenn der Wind gut steht, aber aufmerksam und vorsichtig muß man doch bleiben. Auch darf man nicht einschlafen, was mitunter den Jagdschindern, die mit der Schrotspritze in mondhellen Nächten dem Hirsch auflauern, passieren soll.

Die Kanzel ist ein auf dem Baume angebrachter Sitz. Sie ist nur dort anwendbar, wo man bei starkem Wildbestand sichere Wechsel kennt, auf denen das Wild regelmäßig nach dem Felde austritt. Aber die Kanzel ist unbequem, sogar sehr unbequem. Man kann die eingenommene Stellung nicht so oft ändern, wie es notwendig ist, um das Einschlafen eines Beines zu hindern, man ist bei hastigen Bewegungen in Gefahr, abzustürzen, und thut deshalb gut, sich mit einem Strick oder Gurt festzubinden. Daß unter der Kanzel das Wild arglos heranzieht und man von der Windrichtung unabhängig ist, läßt sich nicht bestreiten.

Der Anstand wird oft auch als „Ansitz“ bezeichnet, weil viele Jäger es für besser halten, zu sitzen. Teils aus Bequemlichkeit, teils in dem Glauben, in sitzender Stellung vom Wild nicht so leicht bemerkt und erkannt zu werden. Ich teile diesen Glauben nicht. Wer die nötige Vorsicht und Aufmerksamkeit anwendet, wird auch im Stehen vom Wild nicht erkannt. Beim Sitzen, namentlich am Waldrande, wo man nach rechts und links aufpassen muß, verliert man die Bewegungsfreiheit nach der rechten Seite. Deshalb ist jedem Jäger zu raten, daß er es lernt und übt, die Flinte sowohl rechts wie links anzuschlagen. Manche Menschen behaupten zwar, das

linke Auge nicht offen halten zu können, wenn sie das rechte schließen, aber das läßt sich bei einiger Übung lernen. Noch besser ist es, stets mit beiden Augen offen zu schießen. Sehr bald gewöhnt sich das eine Auge daran, selbständig allein zu visieren, namentlich wenn man das andere Auge durch die emporgehaltenen Finger der Hand, die die Flinte oder die Büchse trägt, abblendet. Das Gewehr ruht dabei auf dem wagerecht ausgestreckten Daumen. Der große Vorteil dieser Art zu zielen, liegt darin, daß das Schußfeld viel heller bleibt! Wer hat nicht schon beobachtet, namentlich in der Dämmerung, daß ihm der Hase, den er noch deutlich genug mit beiden Augen erblickte, beim Anschlag und Zudrücken des einen Auges geradezu unerkennbar wurde!

Ein gutes Hilfsmittel beim Anstand auf Fuchs und Hase, das recht wenig angewendet wird, ist das Stellen von Federlappen. Das dazu erforderliche Material sind die weißen und hellgrauen Schwungfedern der Gans.

Abb. 110. Beim Wechsel. Zeichnung von C. v. Dombrowski.

Die Pose der einen Feder wird zur Hälfte abgeschnitten, die andere fest eingesteckt.

Diese Doppelfahnen werden im Abstand von einem Fuß in einen starken Bindfaden eingeschlengt. Erwünscht ist es, wenn man sich zwei solcher Schnüre von etwa je 150 Fuß Länge herstellen kann. Am Orte, wo man sich anstellen will, läßt man eine Lücke von zehn bis zwölf Schritt und spannt nun die beiden Schnüre nach rechts und links

aus. Dazu braucht man an jedem Ende einen fußlangen, angeſpitzten Stock und für jede zehn Schritt der Schnur kleine, oben gegabelte Ruten, die man im Notfall an Ort und Stelle ſchneiden kann. Die Schnur wird darauf etwa zehn bis zwölf Zoll über dem Erdboden aufgehängt. Fuchs und Haſe reſpektieren dieſe Federlappen und gehen daran entlang, bis ſie die freie Stelle finden, an der ſie dem Jäger zum Schuß kommen. Man thut gut, ſich zum Aufſtellen der Lappen eine halbe Stunde früher auf den Weg zu machen.

Abb. 111. Rebhühner, im Schritt und in der Flucht.

Überhaupt iſt es nicht gut, erſt mit Sonnenuntergang auf dem Platz, wo man ſich anſtellen will, einzutreffen. Man braucht doch eine gewiſſe Zeit, ſich den beſten Platz auszuſuchen, wenn man nicht einen feſten Stand eingerichtet hat. Außerdem iſt zu berückſichtigen, daß das Wild manchmal früher als gewöhnlich rege wird und ſich am Rande des Waldes herumdrückt, bis ihm die Zeit gekommen ſcheint, auszutreten.

Ein Vergnügen eigener Art iſt der Anſtand auf den Haſen bei Schnee und Mondlicht. Da meiſtens zu dieſen beiden Wettererſcheinungen eine dritte, nämlich ſtrenge Kälte, gehört, ſo thut man gut, ſich recht warm anzuziehen und hauptſächlich die Füße gut zu ſchützen. Wer es haben kann, nehme ein Paar alte große Waſſerſtiefel und laſſe vom Pantinenmacher Holzſohlen anbringen. Sind dieſe Stiefel ſo groß, daß man eine Lage von Stroh hineinthun kann, das oft erneuert werden muß, ſo wird man ſtundenlang ſitzen können, ohne an den Füßen zu frieren. Eine Decke als Unterlage für den Sitz iſt ſehr zu empfehlen. Die Hauptſache aber iſt ein großes weißes Laken. Auf der Winterſaat angekommen, auf der man ſich anſetzen will, ſucht man ſich eine Furche aus, um nicht zu unbequem zu ſitzen, tritt den Schnee feſt an und überdeckt ſich völlig mit dem Laken. Zu dem Zweck macht man in eine Ecke einen Knoten und ſetzt dieſe Ecke wie eine Kapuze auf, den Zipfel nach innen untergeſchlagen.

Dieſe weiße Decke genügt nicht nur als Schutz für die Haſen, die ſie wahrſcheinlich nicht von der Schneefläche unterſcheiden können, ſie hält auch warm. Ich will nicht verſchweigen, daß dieſe Methode in Oſtpreußen, Weſtpreußen und Poſen viel und mit Erfolg von wilddiebenden Bauern angewendet wird. Sie verſchmähen ſogar das Laken, wenn ſie einen neuen Schafspelz beſitzen, der unbezogen mit dem glänzend weißen Fell nach außen getragen wird. Dabei ſoll es nicht ſelten vorkommen, daß Meiſter Lampe, der große Neigung für das Trommeln zu beſitzen ſcheint, dem ahnungsloſen Schützen einen Wirbel auf dem Rücken ſchlägt. Die Sache klingt zwar etwas nach Münchhauſen, ſie iſt mir aber nicht nur häufig berichtet, ſondern auch von einem Manne, an deſſen Glaubwürdigkeit kein Zweifel erlaubt iſt, verbürgt worden. Daß die Haſen ſich dem im Laken ſitzenden Schützen bis auf Armlänge mit unglaublicher Sorgloſigkeit nähern, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen.

In einigen Gegenden iſt auch der Abendanſitz auf Rebhühner gebräuchlich. In manchen Jahren beginnen die Hühner ſchon nach drei, vier Wochen nicht mehr zu halten, namentlich da, wo die Felder um dieſe Zeit bereits kahl ſind, weil keine Lupinenfelder vorhanden ſind und das Kartoffelkraut zu dürren Stengeln von der Sonnenglut verbrannt iſt. Früher wendete man in dieſer Zeit des Jahres Netze an, in die man die Hühner trieb. Jetzt wird dieſe Jagdart nicht mehr betrieben, weil ſie zu koſtſpielig iſt; ſie gilt ſogar als nicht waidmänniſch. Aber der Anſitz auf Hühner fällt wohl nicht unter dieſen Geſichtspunkt, deshalb ſei er hiermit empfohlen.

Als einziges Hilfsmittel gebraucht man eine Locke, die leicht herzuſtellen iſt. Man nimmt einen großen Schneiderfingerhut, der an beiden Seiten offen iſt, ſpannt über die weitere Öffnung als Membran ein Stück

Schweinsblase, das recht straff festgebunden werden muß. Dann sticht man mit einer Nadel ein Loch durch die Membrane und zieht ein starkes Pferdehaar hindurch, das am Ende einen Knoten trägt. Streicht man nun mit nassem Zeigefinger und Daumen das herabhängende Haar, dann ertönt vernehmlich der Lockruf: „Tschirrwitt, Tschirrwitt!" Wenn man gegen Abend die Rebhühner locken hört, setzt man sich nicht weit davon an einer Stelle an, wo man sie beim Heranlaufen erblicken kann. Wen das Glück begünstigt, der kann an einem Abend in kurzer Zeit mehr Hühner erlegen, als tagsüber auf der Suche.

Der schönste Anstand, der die ganze Poesie des Jägerlebens in sich begreift, ist der auf die Waldschnepfe, auf die „Langschnäbelige". Man stellt sich dazu an einer moorigen Stelle des Waldes an, am besten da, wo schmale Wiesen oder Brüche, nur von niedrigem Gebüsch bestanden, nach zwei Seiten einen weiteren Ausblick gewähren. Aber nicht ungedeckt, denn die gazellenäugige Waldfee ist vorsichtig und schlägt blitzschnell zur Seite, sowie sie den Jäger wahrnimmt, besonders wenn er hastig die Flinte an die Backe reißt. An milden, warmen Abenden, bei ruhiger Luft, kündigt sich die Schnepfe durch ein ziemlich vernehmbares, zwei-, dreimal wiederholtes Quarren an. Dazwischen ertönt ein scharfer, einem heiseren Pfiff nicht unähnlicher Laut, der sich mit „Püitz, Püitz" am besten wiedergeben läßt.

Manchmal ist die Schnepfe, wenn sie laut und langsam gezogen kommt, ein recht leichter Schuß. Oft aber erscheint sie wie aus der Pistole geschossen und dazu stumm, so daß auch der geschickteste Schütze nicht immer im stande ist, seinen Schuß mit Sicherheit anzubringen. Und vor allem: man gehe nie ohne Hund auf den Schnepfenstrich! Sonst geht manche Schnepfe, die man anschießt, verloren. Diese Lehre brachte mir eine junge Hündin, die noch nicht ein halbes Jahr alt war, bei. Sie zeigte sich sehr anstellig, apportierte auch alles, so daß ich sie, weil ich damals keinen firmen Hund besaß, zum Notbehelf mitnahm. Das Jagdglück war mir hold.

Noch bei gutem Licht kam ich zum Schuß. Ich höre die Schnepfe aufschlagen und gehe hin, um sie in dem dichten Gebüsch zu suchen. Minerva, meine kleine Hündin, folgt mir auf dem Fuße. Ich suche und suche, finde aber die Schnepfe nicht. Meine Begleiterin springt neben mir her. Es wird dunkel, die Schnepfe ist nicht zu finden. Verstimmt begebe ich mich auf den Heimweg. Nun wird das angeschossene Wild eine Beute des Fuchses! Unterwegs fällt mir das Gebaren der Hündin auf. Sie bleibt öfter zurück und faucht und prustet ... Ich beuge mich zu ihr hinab: sie trägt im Fang die Schnepfe!

Zum Schluß noch eine kleine tragikomische Geschichte, die ich miterlebte. Zu dreien waren wir auf den Schnepfenzug gegangen. Nur einer war vom Glück begünstigt: er hatte einen starken Eulenkopf geschossen. Als wir beiden anderen ihn von seinem Stand abholten, ließen wir natürlich uns die Beute zeigen, und mein Freund, ein Förster, dessen Hund den Vogel noch nicht kannte, warf ihn mit dem ermunternden Zuruf: „Apporte!" seinem Nimrod vor. Aber der Vogel kam nicht zur Erde ... Mitten im Wurf spannte er seine Schwingen auf und strich davon ... Die Auseinandersetzung zwischen den beiden Grünröcken nahm, dank meiner freundschaftlichen Vermittelung, allmählich eine versöhnliche Form an ....

Abb. 112. Ein Eulenkopf. Studie von Ch. Kröner.

Abb. 113. Ein Kernschuß. Gemälde von Ch. Kröner.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

X. Pürschen und Blatten.

Die Grenzmark im Osten hat von jeher als ein wildarmes Gebiet gegolten. Nicht ganz mit Recht und auch nicht ganz mit Unrecht. Wo die bäuerliche und städtische Schießlust sich ohne Schranken ergehen konnte, wie noch heutigen Tages in einem großen Teil Masurens, verarmten die Felder und Wälder so sehr, daß keine Pflege und Schonung seitens der größeren Grundbesitzer den Wildstand zu heben vermochte. Wo aber Großgrundbesitz und Königliche Forsten überwiegen, da ist jetzt ein Wildbestand herangewachsen, auf den Ostpreußen stolz sein darf.

Obenan steht natürlich die prächtige Rominter Heide, das Lieblingsrevier des Kaisers. Sie verdankt ihren ganz außerordentlichen Reichtum an Edelwild dem großen Nonnenfraß der fünfziger Jahre. Mit dem Aufgebot aller verfügbaren Kräfte war es der Forstverwaltung nicht möglich, das abgestorbene Holz niederzulegen und fortzuschaffen. So brachen denn weite Bestände in sich zusammen, und über dem Trümmerfelde bildete der Aufschlag von Buchen, Birken und Eichen in wenigen Jahren mannshohe Dickichte, undurchdringlich für Jäger und Wildschütz. Damals zogen aus ganz Ostpreußen die Hirsche nach der Rominter Heide, so daß manche Reviere völlig verarmten. Was führte sie dorthin, was gab ihnen Kunde von den waldgekrönten Bergkuppen, zwischen denen die an Forellen reiche Rominte wie ein richtiger Wildbach dahinschießt, von den weiten Waldwiesen mit Gräsern, wie Roggen so hoch?

Schon lange genießen die ostpreußischen Hirsche den Ruf, die stärksten Geweihe zu tragen. Den Beweis dafür erbringt die jetzt alljährlich ausgestellte Jagdbeute des Kaisers. Auch die Rehböcke gedeihen den harten Wintern zum Trotz in der Ostmark besser als anderswo in Deutschland. Ein Bock, der nicht seine 60 Pfund auf den Schalen trägt, wird nicht als stark angesprochen. Ja, vor einigen Jahren wurden

infolge einer Wette sogar einige Kapitalböcke von 72—75 Pfund konstatiert.

. . . . Im Sommer vergangenen Jahres war ich wieder einmal auf die Einladung eines befreundeten Grünrocks nach der Heimat zurückgewechselt. Die Pürschbüchse, die so lange verträumt im Gewehrschrank gehangen, hüpfte ordentlich in meiner Hand, als ich sie in das schützende Futteral that. Wie lange war es her, daß sie unter grünem Dach ihren Mund gegen einen stolzen Bock aufgethan! Jetzt sollte sie, wenn St. Hubertus mir hold war, nicht nur einige Kapitalböcke, sondern auch einen Geweihten zur Strecke bringen.

Das Ziel meines Ausflugs war die Schoreller Forst, ein Teil des gewaltigen Waldkomplexes, der sich von der Memel südwärts unweit der preußisch-russischen Grenze bis in den Kreis Pillkallen hinzieht. Ein herrliches Revier. Stellenweise reiner Eichenbestand. Auf großen Strecken ein Gemisch von Weißbuchen, Birken, Aspen und Fichten, die der Volksmund Tannen nennt. Mitten hindurch schlängelt sich, von ertragreichen Wiesen umsäumt, die Inster als schwacher Bach, der im Hochsommer zu kleinen Tümpeln versiegt. Mehr als ein Drittel der Oberförsterei besteht aus Wiesen; auf höher gelegenen Plätzen stehen wie Oasen prächtige Gruppen uralter Eichen, die jedes Malerauge mit Entzücken erfüllen würden.

Kurz vor Sonnenuntergang traf ich im Forsthaus B . . . . . ein. Die Fahrt auf der staubigen Chaussee im heißen Postwagen war nicht schön gewesen. Um so freudiger genoß ich den Waldfrieden des einsamen Forsthauses. Lange saßen wir beisammen auf der geräumigen Veranda mit dem Blick auf das weite Insterthal, auf dem die Abendkühle leichte Nebelschwaden aufsteigen ließ. Ringsum zirpten die Maulwurfsgrillen, der Wachtelkönig schnarrte, und um die blühenden Lindenbäume flatterten im Mondlicht die Fledermäuse. Schwarz und schweigend stand vor uns der Wald.

Und die prächtigen Menschen dazu! Der Förster, wie ein alter moosbewachsener Eichenstamm, knorrig und rauh, aber kernfest. Seine rundliche Frau mit den Silberfäden im dunkelblonden glatten Scheitel strahlte ordentlich vor Freude, einen lieben Gast nach ostpreußischer Sitte, die in der Devise: „Viel und gut“ gipfelt, bewirten zu können. Ebensogut gefiel mir der junge Hilfsaufseher, der in den nächsten Tagen mein Begleiter auf dem Pürschgang sein sollte. Schlank und rank war er, aber unter dem leichten Rock spielten die sehnigen Muskeln. Und in dem sonnengebräunten Gesicht blitzten in harmloser Lebenslust die klaren blauen Augen. Weither aus Schlesiens Bergen war er dorthin verschlagen worden, und mit geringer Freude hatte er die Reise nach der russischen Grenze angetreten. Aber bald hatte er sich eingewöhnt und begehrte nimmer zurück, seitdem er in die braunen Augen der bildschmucken Försterstochter geschaut hatte.

Abb. 114. König Albert von Sachsen.

Der hellere Schimmer am

Horizont, der dem verschwundenen Tagesgestirn folgt, war schon bedenklich nach Mitternacht zu gerückt, als wir unser Lager suchten. Nur wenige Stunden der Ruhe waren mir nach den Strapazen der Reise gegönnt, aber lange noch lag ich wach; die Erinnerung an das Elternhaus war über mich gekommen . . . bis mich schließlich die Mücken mit leisem Summen in den Schlaf sangen. Vorsichtig tappten wir im Morgengrauen die steile Treppe hinab, um niemand zu stören. Aber unser Bemühen war vergeblich. Auf der Veranda stand schon der Morgenimbiß in verlockender Fülle, und das schmucke Försterskind wartete bereits, um uns den Kaffee zu kredenzen. Als wir nach kurzer Rast davon schritten, flog uns ein zierlicher Morgenschuh nach, und eine helle Stimme rief: „Brecht Hals und Bein!“ Schmunzelnd sah mich mein Begleiter an und nickte vergnügt, als wenn er sagen wollte: ‚Nicht wahr, die ist von guter Art.‘ Ich hatte es auf den ersten Blick gemerkt, wie es um die beiden stand. Die armen Menschenkinder! Noch zehn Jahre mußten sie warten, bis er als älterer Forstaufseher daran denken konnte, seinen eignen Herd zu gründen.

Auf schmalem Steg hatten wir die Inster überschritten und wanderten gemächlich auf fester Kieschaussee dahin, zur Linken den Wald, zur Rechten die weiten Wiesenflächen, von denen der leichte Morgenwind die Nebelschwaden trieb. Wir hätten gleich hinter der Försterei unseren Pürschgang beginnen können. Bei jeder Krümmung des Weges bekamen wir Wild zu Gesicht. Meistens Ricken, Schmalrehe und Spießer, die sich vertraut äsen und uns ruhig vorübergehen ließen. Hin und wieder zeigte uns das Glas auch einen starken Bock, weitab mitten auf der Wiese.

Unser Ziel war heute die große Plinis, ein ausgedehntes Hochmoor, aus dem die Inster entspringt. Dort stand ein Kapitalbock, der ein Gehörn von acht Enden aufgesetzt hatte. Erst in der vergangenen Woche, so erzählte mir mein Jagdkumpan, war der Forstinspektor da gewesen und hatte drei Tage, morgens und abends, sich vergeblich bemüht, ihn zum Schuß zu bekommen.

„Er ist zu schlau, der alte Einsiedler! Abends tritt er ganz spät aus und morgens wechselt er ganz früh zurück, aber nie denselben Weg.“ Ich sah meinen Begleiter an und lächelte. „Lieber Freund, trotzdem könnte ich heute den alten Pfiffikus doch zu Schuß bekommen, vorausgesetzt, daß Sie mir dazu verhelfen. Sie werden doch einem Försterssohn nicht vorreden, daß Sie nicht wissen, wo der Bock steht.“

Mit treuherzigem Blick reichte er mir die Hand. „Er ist Ihnen zugedacht schon seit gestern abend, als Sie so warm von Ihrem Elternhaus erzählten. Doch so genau, wie Sie meinen, kenne ich seine Schliche nicht. Aber jetzt wollen wir auf dem geradesten Wege zur Plinis.“

Wir bogen vom Wege ab ins hohe Holz. Nun begann ein beschwerlicher Gang. Bis zum Leibe reichte uns stellenweise das hohe, tauschwere Gras. Dazwischen starkes Dickicht von Haselsträuchern, Brombeeren und Birkenaufschlag, das wir umgehen mußten. Nach einer guten halben Stunde stießen wir auf ein schmales Wiesenthal, von einem schmalen Bach durchzogen. Mein Begleiter flüsterte mir zu: „Das ist ein Abfluß der Plinis. Jetzt aber Vorsicht! Hier pflegt er manchmal um diese Zeit zu stehen.“

Jetzt begann der eigentliche Pürschgang, bei dem man alle Spannkraft des Körpers zusammenfassen muß. Kein Fußtritt darf gethan werden, ohne genau darauf zu achten, wohin man tritt. Das Knacken eines trocknen Ästleins, das unter dem Tritt zerbricht, genügt, um das scheue Wild zu verscheuchen. Und die Waldvögel sind seine geheimen Verbündeten. Die Elster, die uns dahinschleichen sieht, der Eichelhäher, die Schnarrdrossel, alle erheben warnend ihre Stimme. Jedes andere Tier versteht den Ruf, auch der Bock. Er weiß nicht, ob er einem Fuchs gilt, den der wachsame Vogel im Dickicht erspäht hat, oder dem Jäger, aber ohne sich zu besinnen, trollt er vom Wiesenrande einige Schritte in den Wald. Da heißt es regungslos minutenlang ausharren . . .

Langsam rückten wir vorwärts. Das enge Thal wand sich in zahllosen Krümmungen durch einen mittelhohen Bestand von Kiefern, der wenig Deckung bot. Hie und da stand ein Reh im hohen Grase, dann mußten wir im weiten Bogen durch den Wald vorwärts, um es nicht zu ver-

Abb. 115. Rehe mit Kitzchen. Gemälde von A. Thiele.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

grämen. Der Gesuchte aber blieb unsichtbar.

Endlich lag die Plinis vor uns. Eben stieg uns gegenüber im Osten die Sonne über die weite Fläche empor, die durch eine seltsame Luftspiegelung wie ein Berg in die Höhe zu ragen schien. Je mehr aber die Sonne sich am Himmel hob, desto mehr sank das Moor nach unten, bis drüben der dunkle Wald sichtbar wurde. Ein leiser Luftzug trug uns den starken Duft des wilden Rosmarins, dort Porsch genannt, herüber, der in mannshohen Sträuchern das Moor deckt. Dazwischen hohe Kampen des harten Riedgrases und niedrige krüppelhafte Kiefern.

Abb. 116. Ein Wilderer. Studie von Adolf Lüben.

Eine halbe Stunde mochten wir in sicherer Deckung gestanden haben, doch die Zeit war uns nicht lang erschienen. Vor uns auf der Waldwiese, die sich scharf gegen das Hochmoor abgrenzte, stand eine Ricke mit zwei Kitzchen, die munter um die Mutter sprangen. Drüben am Waldrand kam ein starker Fuchs angeschnürt, setzte sich auf die Keulen und äugte mit schiefem Blick nach den Kitzlein. Ich hatte beinahe den Zweck unseres Pürschganges vergessen, als mein Jagdgeselle mich anstieß und mit dem Blick nach links wies. Da stand er, nicht 150 Meter vor uns. Er mußte eben auf die Wiese getreten sein, denn er sicherte noch nach allen Seiten mit den Lichtern und dem Gehör. Ein kapitaler Bock! Durch das Glas konnte ich deutlich das mächtige Gehörn sehen. Rosenstöcke, wie bei einem geringen Hirsch, und die Stangen bis über die Hälfte hinauf stark beperlt. Vertraut zog er auf uns zu, aber spitz seitwärts, zog die Büchse fest in die Schulter, und nun kam auch die Ruhe wieder. Noch wenige Meter, dann stand er frei an dem erhöhten Grabenrand. Mit unmerklichem Druck auf den gestochenen Abzug krümmte sich der Finger, ein scharfer Knall . . . mit gewaltigem Satz überfiel der Bock den Bach . . . noch eine scharfe Flucht von dreißig Schritt, dann warf er um.

Die Büchse hatte ich auf einen Ast der Fichte, hinter der wir standen, aufgelegt. Aber als ich sie an die Backe brachte, da ging der Lauf wie ein Lämmerschwanz. Das Jagdfieber hatte mich erfaßt, das Blut schlug mir bis zum Halse hinauf und hämmerte in den Schläfen. Gewaltsam kämpfte ich die Erregung nieder. Was sollte mein Waidgeselle von mir denken, wenn der erste Schuß mißlang! Nein, jetzt gerade mußte ich freihändig schießen. Ich trat einen halben Schritt

Hinter mir knackte es. Mein Begleiter brach einen kleinen Fichtenzweig und reichte ihn mir zum Schmuck für den grünen, verwitterten Hut. Ich drückte ihm glückstrahlend die Hand. War das eine Freude im Forsthause, als wir ankamen! Niemand neidete mir mein Jagdglück, und der Dankesblick, den die Tochter des Hauses meinem Begleiter spendete, zeigte mir, wem ich es eigentlich zu danken hatte.

Vierzehn Tage später kehrte ich von einem Ausflug nach der samländischen Küste wieder in das gastliche Forsthaus an der Inster zurück. Mir sollte noch das Vergnügen zu teil werden, einige Böcke beim Blatten zu schießen. Der Hilfsaufseher war

ein Meiſter in dieſer Kunſt, die ſchwerer iſt, als man denkt, obwohl man nicht mehr, wie früher, auf einem Linden- oder Buchenblatt den ſehnſüchtig klagenden Lockruf des Schmalrehes nachzuahmen braucht, ſondern auf kleiner Pfeife mit leicht anſprechender Metallzunge. Aber wehe, wenn die Tonbildung einmal mißlingt! Dann iſt es auf der Stelle mit dem Blatten vorbei. Der Bock, der manchmal ſchon ganz nahe ſteht, ſpringt ab und ſchreckt aus ſicherer Entfernung.

Am frühen Vormittag gingen wir hinaus in lichten Beſtand. Weite Ringe von etwa zehn Schritt Durchmeſſer, in denen das Gras von den Schalen des Wildes niedergetreten war, ließen erkennen, daß der Bock ſchon eifrig das ſpröde Schmalreh trieb. In einem dichten Himbeergeſträuch, das uns nach allen Seiten deckte, knieten wir nieder. Erſt nach einer langen Weile holte mein Begleiter das kleine Pfeifchen vor. Zwei-, dreimal verklang leiſe zitternd der Lockruf durch den ſtillen Wald. Lange Pauſe, nichts rührt ſich . . . noch einmal der Lockruf. Da ſtürmt etwas auf uns zu . . . dreißig Schritt vor uns ſteht eine alte Ricke. Mißtrauiſch äugt ſie nach allen Seiten. War der Ton zu hoch genommen? Glaubt ſie ein Kitzchen in Gefahr, dem ſie beiſtehen will? O nein, es iſt nichts weiter als Eiferſucht, die ſie auf den Lockruf des Schmalrehs herbeieilen läßt. Mißtrauiſch äugt ſie herüber und klappt mit den Vorderläufen auf, als wollte ſie ihre Nebenbuhlerin zum Kampfe herausfordern. Endlich trollt ſie davon. Nun nochmals der Lockruf. Jetzt wird er ſichtbar, auf den wir gewartet. Vorſichtig ſchleicht er heran, alle Augenblick ſichernd. Jetzt noch ein leiſe verſchwimmender Ton, da ſtürmt er bis dicht vor das Geſträuch. Ein Knall, das Spiel iſt aus.

Noch mehrmals verſuchten wir in den nächſten Tagen unſere Kunſt, manchmal ſprang der Bock auf das erſte Blatten, manchmal ſaßen wir eine halbe Stunde lang auf einer Stelle, ohne ein Wild zu Geſicht zu bekommen. Das Schönſte jedoch an der ganzen wohlgelungenen Jagdfahrt waren die herrlichen Sommerabende im Kreiſe der frohgelaunten Grünröcke, die mit herzlicher Freude von ihrem Walde erzählten. Wohl dem Lande, das ſolche pflichteifrige, genügſame Beamte beſitzt! Ihnen allen einen herzlichen Gruß und Waidmannsheil!

Abb. 117. Silhouette von Albert Richter.

Abb. 118. Waldhornbläser bei der Ankunft Kaiser Wilhelms II. zur Treibjagd.
(Photographie von M. Biesler in Berlin.)

XI. Wald- und Kesseltreiben.

Stoßweise fährt der eisige Nordost über die schneebedeckten Felder. Vom Bergeshang reißt er die weißen, körnigen Massen und fegt sie vor sich her über Steg und Weg, bis sie an den Hecken und Zäunen sich zu kleinen Wällen aufhäufen. Zitternd beugen sich die dünnen Bäume an der verwehten Straße vor dem Winde und strecken ihre kahlen Äste wie klagend in die Luft. Mühsam ringt sich ein einsamer Wanderer durch Wind und Schnee vorwärts. Er ist auf der Walze, und das schützende Obdach liegt noch stundenweit entfernt. Den Kopf hat er tief in den hochgeschlagenen Rockkragen gezogen, die Hände suchen in den Taschen Schutz. Mit grimmigem Neid sieht er dem Schlitten nach, der, von zwei Rappen gezogen, an ihm vorbeisaust. Seine Insassen liegen in ihren dicken Pelzen vergraben so behaglich da ...

Ueber das verschneite Feld streicht verdrossen Meister Reinecke. Schon vier- oder fünfmal hat er versucht, sich an einen „Krummen" anzupürschen. Aber stets ohne Erfolg, denn der hartgefrorene Schnee knirscht unter seinem leichten Tritt so vernehmlich, daß Freund Lampe vor dem entscheidenden Sprung aus dem Lager fährt. Und die Rebhühner sind ganz verschwunden; sie haben sich auf der Wintersaat unter dem fußhohen Schnee lange Gänge gegraben ... Wenn die nächtliche Jagd auf Mäuse an den Getreideschobern ihn nicht erhielte, wär' Reinecke lange Hungers gestorben. Und wenn er nicht so vorsichtig gewesen, hinge sein Balg bereits, wohl getrocknet, in der Kammer des Jägers, der ihn unermüdlich mit allerlei Brocken in den „Schwanenhals" zu locken versucht. Aber Meister Reinecke kennt die Gefahr. Ohne Scheu nimmt er die zwei, drei Sperlinge auf, die der Jäger rings um das Eisen gelegt. Doch den letzten Köder, der so schön nach Entenspeck und Majoran duftet, rührt er nicht an. Stundenlang hat er auf den Keulen davor gesessen, das Wasser ist ihm im Maul oder Gebiß, wie der Jäger sagt, zusammengelaufen, aber seitdem ihm im letzten Winter das Eisen den rechten Vorderlauf, mit dem er den Brocken an sich

ſcharren wollte, beinahe zerſchmetterte, kennt er die Gefahr . . .

Da, dicht vor ihm, iſt ein Hamſterloch. Wäre der Erdboden nicht fußtief gefroren, dann würde er die Mühe nicht ſcheuen und den alten Einſiedler, der ſich an ſeinen Vorräten ſicherlich eine dicke Fettſchicht angemäſtet, ausgraben . . . Ein ungewöhnliches Geräuſch reißt ihn aus ſeinen Betrachtungen . . . Es knirſcht und dröhnt, als wenn viele Menſchen mit harten Tritten dahergeſchritten kommen. Vorſichtig ſchiebt er ſich in einer tiefen Furche vorwärts, bis zum Gipfel des Hügels, von dem er das Feld überſehen kann. Da kommen 40 oder 50 Mann angegangen. Jetzt weiß er, was bevorſteht: es iſt Treibjagd, und das ſind die Treiber, die bald mit ihren Stöcken und Holzklappern einen ſo greulichen Spektakel vollführen werden, daß ſelbſt der ſchlaueſte Fuchs nicht weiß, wohin er ſich wenden muß, um der Gefahr zu entrinnen.

Lange hatte der Jagdherr gezögert, bis er die Einladungen verſchickte; denn bis dahin hatten die Haſen auf der ſtark eingegrünten Saat noch reichliche Äſung und nahmen ſichtbarlich an Größe und Rundung zu. Aber nun, da der Schnee die Felder deckte, war es Zeit, das Reſultat der gutgepflegten Jagd einzuheimſen. Nicht eine einzige Abſage war auf die Einladungen erfolgt. Wußte doch jeder die Ehre und das Vergnügen einer Treibjagd bei Baron von Braun zu ſchätzen. Und der alte Herr lud auch nicht jeden aus ſeiner Bekanntſchaft ein, der eine Flinte zu führen pflegte. Nein, das mußte ſchon ein waidgerechter Jäger und guter Schütze ſein, dem die Ehre der Einladung zu teil wurde. Leute, die ihrem Nebenmanne oder gar den Treibern gefährlich werden, ſind überhaupt auf einer Jagd nicht zu gebrauchen.

Zuerſt wurden, wie ſtets, die Waldtreiben vorgenommen. Der alte Kämmerer, der die Treiber kommandierte, war mit ſeiner Horde ſchon abmarſchiert und hatte ſie kunſtgerecht in regelmäßigen Abſtänden an der Grenze aufgeſtellt. In mehreren offenen Holzſchlitten kamen die Jäger angefahren. Die Reihenfolge der Schützen war ſchon vorher ausgelooſt: ein jeder trug ſeine Nummer ſichtbar an der Mütze. Der alte Baron ſtellte ſelbſt an. Schweigend ſchritt die Geſellſchaft vom Platz des Rendezvous die ſchmale Schneuſe entlang. Ein Wink des Jagdherrn: Nummer Eins bleibt ſtehen. Der dicke Oberamtmann iſt es; die Zeit hat ihm eine überreiche Körperfülle beſchert; aber das Auge iſt klar und die Hand feſt geblieben, und wo er aus ſeinem „Kaliber zwölf“ hinlangt, da pflegt etwas liegen zu bleiben. Neben ihm kommt der Herr Forſtaſſeſſor zu ſtehen. Er iſt erſt ſeit dieſem Herbſt in der Gegend und hat auf der Hühnerjagd ganz gut geſchoſſen; wie er ſich aber auf der Treibjagd be-

Abb. 119. Anſtellung der Treiber. Gemälde von Sozanski.

währen wird, bleibt abzuwarten . . . Und dann kommen in bunter Folge die Gutsherren der Umgegend, der Herr Landrat, der Herr Amtsrichter und ein paar Offiziere der nächsten Garnison an die Reihe. Das Treiben ist nicht breit, die Schützen stehen dicht am Trieb und haben nur nach einer Seite, nach links zu schießen . . .

Jetzt, ein schriller Pfiff des Jagdherrn, der als letzter „auf den Haken“ gegangen ist. Noch ist von den Treibern nichts zu hören; aber jeder Schütze hebt schon schußbereit das Gewehr und späht gespannt in das Waldesdickicht, denn wenn Meister Reinecke im Treiben ist, dann pflegt er sich beim ersten Angehen der Treiber aus dem Staube zu machen . . . Nun hört man von weitem bereits das dumpfe Geräusch der Treiber, die mit ihren Stöcken an die Stämme schlagen und sich fortwährend durch allerlei Zurufe in der Reihe zu halten suchen. Da kracht auf dem rechten Flügel der erste Schuß . . . bald folgen mehrere . . . hier und dort sucht Herr Lampe in rasendem Lauf die schmale Schneuse zu überfallen, auf der ihm die Gefahr droht.

Abb. 120. Halali.
Zeichnung von Sozański.

Nun sind die Treiber herangekommen; sie nehmen die geschossenen Hasen auf, während die Schützen in der umgekehrten Reihenfolge, in der sie aufgestellt waren, abmarschieren, um auf den Schlitten schnell vor den nächsten Trieb zu fahren; jedoch erst, nachdem jeder die Zahl seiner Schüsse

Abb. 121. Ohne Rast und Ruh. Gemälde von Th. Kröner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)
(Copyright 1894 by Photographische Gesellschaft.)

und ſeiner Beute dem Jagdherrn angegeben hat.

Gegen Mittag iſt das Treiben im Walde beendet. Am Feldrand, wo ein mit jungen Fichten beſtandener Berg Schutz vor dem Oſtwind bietet, wird das Frühſtück eingenommen. Die Frau des Hauſes hat es ſich nicht nehmen laſſen, den Jägern die Erfriſchung ſelbſt darzubieten. Auf lodernbem Feuer brodelt der Punſch in umfangreichem Keſſel, ein zweiter ſpendet die heißen

Abb. 122. Am Waldesrand. Aquarellſtudie von Th. Kröner.

Würſtchen, die in der kalten Winterluft doppelt gut munden. Die Treiber ſtehen abſeits am Waldesrand; zwiſchen ihnen kreiſt eine dickbauchige Flaſche, gefüllt mit ſtarkem Korn, der zu dem Grobbrot und dem Stück geräucherten Specks vortrefflich ſchmeckt.

Unter den Jägern fällt manch neckendes Wort. Und mit Schrecken hört der Herr Amtsrichter, daß ſein Nebenmann ganz deutlich geſehen, wie er den Fuchs verpaßt, der beim zweiten Treiben ihm ſo unvermutet, aber dicht vor den Füßen die Schneuſe überfiel ... Das wird am Abend noch eine ſchwere Anklage geben ... Doch jetzt geht's weiter, aufs Feld zum Keſſeltreiben. Ein Schütze, dann zwei, oder drei Treiber, ſo ſchiebt ſich links und rechts die Kette vorwärts, um ſich allmählich zum Kreiſe zu ſchließen, der Schritt vor Schritt nach dem Mittelpunkt vorrückt.

Solches Keſſeltreiben auf freiem Felde pflegt, wenn der Wildſtand einigermaßen gut iſt, viel Vergnügen zu bereiten. Bald hier, bald dort fährt ein Krummer aus dem Lager. Schon lange hat er die Löffel in Bewegung geſetzt, denn das Knirſchen des Schnees und das Dröhnen des hartgefrorenen Erdbodens haben ihn unruhig gemacht. Weit vor dem Schuß ſteht er auf und macht ſich davon. Aber da, wo er hin will, kommen ihm auch Menſchen entgegen. Er weicht ſeitwärts aus ... vergeblich, überall Menſchen; und je enger der Kreis wird, deſto eiliger ſein Lauf. Jetzt ſtürmen zwei, drei Krumme auf die Menſchenkette los ... Die Treiber geraten in Ekſtaſe; ſie ſchwingen ihre Klappern,

schreien wie besessen und werfen ihre Stöcke nach den Flüchtlingen, die zwischen ihnen durchbrechen wollen. Schon kracht Schuß auf Schuß . . . Mit Mühe sind die Treiber in regelmäßiger Reihe zu halten, das Jagdfieber hat auch sie erfaßt. Nun ein schriller Pfiff des Jagdherrn: nach innen, in den Kessel darf nicht mehr geschossen werden, weil die von dem harten Erdboden abprallenden Schrote den anderen Schützen und den Treibern Gefahr drohen . . . Zum nächsten Treiben teilt sich die Kette in zwei Abteilungen, die im Halbkreis geformt aufeinander zugehen, um das Band schnell zu schließen. Jetzt kommt auch Meister Reinecke in Gefahr. Den Wald hatte er klugerweise gemieden und am Feldrain in dichtem Brombeergestrüpp Zuflucht gesucht. Nun ist er, ehe er's gedacht, mitten im Treiben. In hastigem Lauf fährt an ihm ein Krummer vorüber, er hält es für besser, sich in einer tiefen Furche zu drücken. Doch jetzt muß er aufstehen, denn ein Mensch, noch dazu mit einer Flinte bewaffnet, kommt gerade auf ihn zu . . . Der lange Forstassessor ist es . . . Wie aus der Pistole geschossen fährt der Rotrock an ihm vorüber . . . bautz . . . bautz . . . Prasselnd schlagen die Schrote um ihn, aber ohne zu treffen . . . Triumphierend hebt er die Lunte . . . für diesmal hätte er's wohl noch glücklich überstanden!

An langer Tafel sitzen die Jagdgenossen einige Stunden später fröhlich beisammen; die Winterluft hat die Begierde zum Mahl gereizt, und nach dem Kesseltreiben ist das Schüsseltreiben eine sehr angenehme Abwechslung. Nur eins stört manchem das Behagen: das Jagdgericht, das zu beginnen pflegt, wenn die Damen des Hauses sich zurückgezogen haben. Dann wird feierlich ein Gerichtshof erwählt, ein Ankläger und ein Verteidiger ernannt und Klage erhoben gegen alle, die sich eines Versehens gegen die Regeln von St. Hubertus schuldig gemacht haben. Und wehe dem, der ein Stück Wild verpaßt oder gar, wie der Herr Assessor, einen Fuchs vorbeigeschossen. Doch geschickt verteidigt der dicke Oberamtmann jeden der Angeklagten, sein Hauptgrund, mit dem er stets mildernde Umstände erzielt, bleibt die Erwägung, daß doch auch für nächstes Jahr etwas Wild übrig bleiben müßte. Also hätten sich eigentlich die „Herren Vorbeischützen" sogar ein Verdienstchen um die Jagdpflege erworben . . .

Abb. 123. Heimkehr von der Treibjagd. Gemälde von Tóth Thomassin.

Abb. 124. Die Jagd auf Enten. Nach J. Morland, Lithographie aus dem Jahre 1791.

XII. Sumpf- und Wasserjagd.

Wie doch die Ansichten verschieden sind! Altmeister Diezel urteilt über die Wasserjagd, sie sei ermüdend und angreifend, sie wirke oft nachteilig auf die Gesundheit, sie bringe nur wenig reellen Vorteil, sie richte die Hühnerhunde vor der Zeit zu Grunde und koste auch viel Zeit. Etwas anders urteilt E. v. Dombrowski. Er schreibt: „Wer in Nord und Süd alles genossen, was die keusche Göttin Diana zu bieten vermag, der wendet sich jenen Jagdarten zu, die am meisten Abwechslung bieten, jenen Jagdarten, die bei jedem Schuß immer wieder neue, vielleicht früher nie heimgetragene Beute liefern. Und unter diesen Jagdarten nimmt die in Sumpf und Ried wohl für jeden nicht von Gicht oder Rheuma geplagten Jäger den ersten Rang ein. Wer vollends nicht bloß das Schießen liebt, sondern Jäger im echten Sinne des Wortes und als solcher auch mehr oder weniger Zoologe ist, der steht bei der Wasser- und Sumpfjagd vor einem unerschöpflichen Born, der in ewigem Wechsel immer wieder neues Material zu hochinteressanten Beobachtungen hervorsprudelt.“

Kein Zweifel, daß dies letztere Urteil das richtigere ist. Der alte gute Diezel hat vielleicht nie in seinem Leben ein richtiges Moor kennen gelernt, womit ich nicht etwa ein kleines von Rohr umsäumtes Sumpfloch meine, sondern die weiten Flächen, auf denen Wasser, Wiese und Moor zu einem Gebilde vereinigt sind, das seine ureigenste Flora und Fauna besitzt.

An solchen Gebilden ist Ungarn reich, das überhaupt mit Recht als ein jagdliches Dorado gilt. Aber auch die norddeutsche Tiefebene ist noch nicht ganz arm an Mooren. Besonders Ostpreußen besitzt an

Abb. 125. März-Enten. Zeichnung von M. Botteler.

den sumpfigen Niederungen, die das Kurische Haff umsäumen, an den Hochmooren in Litauen — ich nenne nur die Kakschumbalis und die große Plinis — an den Torfmooren Masurens wirkliche Paradiese für jegliches Geflügelwild.

Eines davon sei mit kurzen Strichen gezeichnet. Durch die weite Ebene, die im Norden und Süden von den mit dunklen Wäldern gekrönten Höhen der uralisch-baltischen Erdwelle begrenzt wird, schlängelt sich in zahllosen Windungen ein Fluß. Mühsam schiebt er sich vorwärts, denn sein Bett ist fast gänzlich von Rohr- und Binsenkampen, von Kalmus oder Piepgras angefüllt. Die schmale Wasserrinne beherbergt auf ihrem Grunde selbst noch große Bestände von Charen, Nitellen, Elodea und Wasseralse.

Oft teilt sich der Fluß in mehrere Arme, zwischen denen bei niedrigem Wasserstand im Sommer Schlammbänke hervortreten. So sieht der Nährvater dieses Paradieses aus. In den Rohrwäldern buddeln die Enten, die Hurbeln und Knellen. Im seichten Wasser steht der Reiher und schaut melancholisch in die Flut, bis er mit Blitzesschnelle den spitzen Schnabel vorwärtsschnellt, um seine Beute zu erfassen.

Das niedrige Gelände zu beiden Seiten des Flusses ist nicht etwa einförmig und langweilig. Im Gegenteil: Da findet man Wiesen mit ziemlich festem Boden, aber auch gefährliche Stellen, an denen die dünne Grasdecke über flüssigem Moder von unergründlicher Tiefe liegt. Dann das Moor selbst. Entweder bedeckt von wildem Thymian, auch Porsch genannt, und den Sträuchern der Trunkelbeere oder von krüppelhaften Kiefern, Birken und Erlen. Dazwischen uralte Torflöcher, gefüllt mit grünschillerndem Wasser, überwuchert von Riedgras und Binsen.

Das Bild wäre nicht vollständig, wenn man die kleinen Erhebungen vergessen wollte, die, meist nur einen bis zwei Morgen groß, mit niedrigem Eichengebüsch bestanden sind. Hier herbergt manch alter Einsiedler von Bock, aber auch das vierbeinige Raubgesindel.

Wer nicht inmitten eines solchen Moores eine Frühjahrsnacht durchgemacht, der weiß nicht, was Frühlingsleben in der Nacht bedeutet. Ist das ein Höllenlärm! Es ist, als ob jedes Getier mit Eifer die Nachbarn zu überschreien trachtet. Den Grundton geben die Frösche an, sie sind am ausdauerndsten und in tausendfacher Überzahl. Wenig nach stehen die Enten, die die ganze Nacht hindurch schnattern. Dann kommt die Ralle an die Reihe, besser Wiesenschnarcher genannt.

In den hellen Nächten um Johanni wird's die ganze Nacht nicht still. Ein klein wenig stillt ja der Lärm gegen Mitternacht ab. Aber sowie der matte Schein, den das versunkene Tagesgestirn hinterläßt, über den nördlichen Himmel nach Osten gerückt ist und sich rötlich zu färben beginnt, setzt das Konzert mit neuer Kraft ein.

Außer den Schwänen, Enten, den Sumpf- und Wasserhühnern nisten in solchem Terrain noch Birkhuhn, Kraniche, die Pfuhlschnepfen, Bekassinen, Strandläufer, Brachvögel, Rohrdommeln u. s. w. Auch an geflügeltem Raubzeug fehlt es nicht. Die Rohrweihe streicht ruhelos hin und her, um Nester zu suchen, die sie ausrauben kann, der Hühnerhabicht zieht geschwinden Fluges dahin, und hoch oben in der blauen Luft zieht der Seeadler, der mächtigste Raubvogel Deutschlands, seine Kreise. Leider muß ich unter den Begriff Raubzeug auch einen Vogel stellen, den die meisten Menschen als einen friedfertigen Hausgenossen betrachten, den Storch. Es wird wohl keinen Naturforscher geben, der nicht ganz genau wüßte, daß der Storch seinen Jungen ab und zu ein ganzes Nest mit jungen

Lerchen oder einen Junghaſen zuträgt. Und die Hausfrauen auf dem Lande werden beſtätigen, daß der ſo ehrbar ausſchauende Vogel die kleinen Kücken und Entlein nicht verſchont, wenn er unbemerkt eins erwiſchen kann.

Auf dem Moor, das ich beſchrieben, ſtehen Hunderte von Störchen. Sie haben nicht einmal die Entſchuldigung, daß ſie für eine ewig hungrige Nachkommenſchaft zu ſorgen haben, denn ſie ſind gelte Einſpänner, die nicht niſten. So ſorgfältig ſuchen ſie tagsüber die Wieſen ab, daß man ſich wirklich wundern muß, wie überhaupt einige Neſter der brütenden Sumpfvögel ihrem Spürſinn entgehen können.

Es bedarf wohl keiner beſonderen Verſicherung, daß die Jagd auf ſolchem Terrain ſehr reizvoll, wenn auch etwas beſchwerlich iſt. Sie erfordert vor allem ein Paar tüchtige Waſſerſtiefel. Im Hochſommer, wenn man ſich nicht vor Erkältungen zu fürchten braucht, genügt Schuhzeug, das die Füße nur gegen Verletzungen zu ſchützen hat. In den anderen Jahreszeiten aber thut man gut, ſich auch gegen die Berührung mit der Näſſe zu ſchützen. In die alte Klage, daß es nicht mehr möglich ſei, waſſerdichte Stiefel zu erhalten, ſtimme ich nicht ein. Ich ſetze bei jedem richtigen Jäger voraus, daß er ſein Schuhwerk nicht in einem ſogenannten Laden fertig erſteht, ſondern bei einem tüchtigen Handwerker nach Maß anfertigen läßt. Es gibt noch tüchtige Handwerker, allerdings recht ſelten. Sie können aber mit ſchlechtem Material nichts Gutes leiſten. Und das nach den neuen Methoden gegerbte Leder iſt ſchlecht! Man thut deshalb gut, ſich ein Paar echte ruſſiſche Juchtenſchäfte zu kaufen und von einem tüchtigen Schuſter den Unterboden mit einfacher Sohle anfertigen zu laſſen. Dann ſtellt ſich ein Paar der allerlängſten Stiefel auf 25 bis 30 Mark. Sie bleiben bei ſorgfältiger Behandlung jahrelang brauchbar und waſſerdicht. Sollte irgendwo eine Naht undicht werden, dann behandelt man ſie folgendermaßen: Man löſt feingeſchabtes Paraffin in Benzin auf und gießt die Miſchung mehrmals auf die gefährdete Stelle. — Ich hoffe, mir mit dieſer Einſchiebung den Dank aller derjenigen zu verdienen, die in ihrem Beruf genötigt ſind, lange Stiefel zu tragen. Denn die ruſſiſchen Juchten haben noch den weiteren Vorteil, daß ſie außerordentlich leicht ſind.

Doch nun zur Jagd! Im Frühjahr und Herbſt iſt der Anſitz an den Waſſerblänken und ſtillen Flußarmen zu empfehlen.

Abb. 126. Auf der Entenjagd. Zeichnung von Ch. Bolteler.

Abb. 127. Kleiner Säger.

Da hat man oft Gelegenheit, seltenes Wassergeflügel zu erlegen, das von kundiger Hand ausgestopft, die Erinnerung an den erfolgreichen Waidgang festhält . . . Es gibt kaum ein poetischeres Jagdvergnügen, als den Anstand auf dem Entenzug. Der Wind, der tagsüber kräftig über die Felder brauste, schläft ein, sobald die Sonne unter dem Horizont versinkt. Nur leise flüstert das geschwätzige Rohr in dem schwachen Hauch, der kaum die Oberfläche des Wasserspiegels kräuselt. Vom fernen Dorfe her tönt gedämpft Hundeblaffen oder ein Ruf herüber . . . Auch das Leben in der Natur ist trotz der vorgerückten Jahreszeit noch nicht erstorben. Die kleinen Strandläufer und Bekassinen huschen wie Fledermäuse durch die Luft, oder sie sammeln sich auf einer Sandbank im seichten Fluß, wo sie eifrig nach Würmern und Schnecken stechen. Die Wasserratte kriecht aus ihrem Uferloch und geht ihrer Beute nach. Wer Glück hat, bekommt auch den scheuen Otter zu sehen. Vor Jagdpassion zitternd, sitzt der Hund zu Füßen seines Herren. Ihn schreckt nicht das kalte Wasser, in dem er bald ein Bad nehmen wird; nein, mit angestrengten Sinnen harrt er des Augenblicks, da er in Thätigkeit treten darf.

Am Abendhimmel beginnt das Rot, das weit bis zum Zenith hinauf die dünnen Wolkenstreifen erleuchtete, zu verbleichen. Der Abendstern erscheint am Himmel, und im Osten verkündet ein schwacher Schimmer das Aufgehen des Mondes. Das ist die Zeit, in der die Ente zu ziehen beginnt. Einzeln — paarweise — manchmal in größeren Trupps kommen sie in sausendem Flug herangezogen. Dem lauschenden Ohr des Jägers wird ihr Herannahen schon von weitem durch den zischenden, pfeifenden Ton kund, den die Ente beim Fliegen hervorbringt. Rechtzeitig bringt der Schütze das Gewehr in Anschlag, denn der Schuß im Zwielicht ist schwer, und nur dem geübten Jäger gelingt es, eine Dublette anzubringen. Kaum hat Nimrod die Beute apportiert, als schon wieder zwei Enten daherſausen. Diesmal macht der Jäger nicht Dampf, denn er hat erkannt, daß sie ihren rasenden Flug zu hemmen beginnen. Klatschend fallen sie auf dem Wasserspiegel vor ihm ein. Einen Augenblick sichern sie mit emporgerecktem Halse, dann fangen sie an, genau so wie die zahmen Enten im Schlamm zu buddeln. Nun erst kracht der Schuß, der beide dicht nebeneinanderschwimmenden Vögel erlegt.

Nicht immer ist das Resultat so günstig. Heftiger Wind oder dunkle Wolken erschweren mitunter das Schießen und Treffen, deshalb thut man gut, an solchen Abenden seine Zeit anderswie zu verwenden. Wer es irgend ermöglichen kann, sollte nicht verfehlen, eine Lockente anzuwenden. Dazu eignet sich jede zahme Ente, die in der Färbung der wilden März-Ente gleicht. Sie wird vorsichtig mit einem weichen Band, das beide Flügel dicht am Leibe umschlingt, gefesselt, nicht an einem Ruder, wie in manchen Jagdbüchern angegeben wird. An einem langen dünnen Bindfaden läßt man

Abb. 128. Pfeif-Enten. Zeichnung von Th. Botteler.

die Ente auf den Fluß hinausschwimmen. Sobald die wilden Enten hörbar werden, beginnt die zahme gewohnheitsmäßig zu locken, was in den meisten Fällen die wilden zum Einfallen veranlaßt. Man muß dabei allerdings auf das Schießen im Fluge verzichten.

Die Treib- oder Stöberjagd auf Enten beginnt am 1. Juli. Schon vorher kann man, wo es angeht, die mausernden Erpel, die sich von der brütenden Ente getrennt und mit einigen Leidensgefährten vereinigt haben, abschießen. Geradezu zur Pflicht wird es bei den Fischräubern, die im Interesse der Fischerei vertilgt werden müssen, den Kormoranen und dem großen Buttervogel (Mergus merganser). Vielfach kann man auch den Rat vernehmen, dem Geheck junger Enten die Mutter wegzuschießen. Das ist sehr leicht auszuführen, denn die Alte bietet sich dem Jäger — eigentlich ist der Ausdruck hier nicht am Platze — selbst als Opfer für ihre Jungen dar. Sie flattert nur wenige Schritte davon, und thut so, als wenn sie ganz leicht zu fangen wäre, um den Feind von den Jungen wegzulocken.

Abb. 127. Entenfall. Gemälde von G. von Maffei.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)
(Copyright 1893 by Photographische Gesellschaft.)

Es wäre eine Roheit sondergleichen, diese rührende Mutterliebe mit einem Schuß zu beantworten, abgesehen davon, daß der Zweck der Maßregel in den allermeisten Fällen nicht erreicht werden dürfte. Man will nämlich hindern, daß die alte Ente ihr Geheck von dem kleinen Sumpfloch, wo es erbrütet ist, auf ein größeres Gewässer davon führt, was regelmäßig geschieht, sobald die Jungen eine gewisse Größe erreicht haben. Um seinen Zweck ganz zu erreichen, müßte man die Jungen in einer Größe erlegen, in der sie noch keinen Wert als Wildbret besitzen. Denn sowie ihnen die Schwungfedern zu wachsen beginnen, tritt ein Wandertrieb bei ihnen auf, der sie bald nach einem großen offenen Gewässer entführt. Mehr als einmal bin ich mutterlosen jungen Enten begegnet, die über Land wanderten.

Die Stöberjagd auf Enten kann sehr interessant verlaufen, sie kann aber auch recht gefährlich werden. Namentlich auf den Gewässern, die in der Nähe großer Städte liegen, thut man gut, sich von den Treibjagden fern zu halten, die unter einem großen Aufgebot von Hunden, Schützen und Kähnen veranstaltet werden. Wer einmal auf solcher Jagd die Schrote hat pfeifen oder im Schilf hat klappern hören, der dürfte sehr geneigt sein, Diezels Gründe gegen die Wasserjagd um einen recht triftigen zu vermehren.

Eine Entenjagd in hohem Schilf ist in der That lebensgefährlich, wenn sich unter den Jägern hitzige Schützen befinden, die sich über die gebotenen Vorsichtsmaßregeln hinwegsetzen. Die erste und wichtigste lautet: „Man darf niemals in Mannshöhe über das Schilf schießen!“ Jede Beschränkung durch einen Zusatz etwa derart: „falls man sich nicht überzeugt hat, daß das Schußfeld frei ist“ — muß durchaus zurückgewiesen werden! Lieber eine Ente unbeschossen durchlassen, als einem Menschen eine Schrotladung auf Kopf oder Brust applizieren! Geradezu thöricht ist es, in das Schilf hin-

ein auf den Wasserspiegel zu schießen, wenn man nicht genau weiß, was sich dort regt. Auf diese Weise wurde vor meinen Augen von einem voreiligen jungen Menschen ein braver Hund erschossen. Die Einreibung mit ungebrannter Asche, die ihm dafür zuteil wurde, wird hoffentlich in seiner Erinnerung recht lange fortgelebt haben, der Hund jedoch blieb tot.

Den Vorwurf, den Diezel der Entenjagd macht, daß sie die Hunde vorzeitig zu Grunde richte, kann ich nicht als berechtigt anerkennen, wenn ich auch zugestehe, daß sie dem Hühnerhund ganz bedeutende Anstrengungen zumutet. Es ist keine Kleinigkeit, stundenlang in scharfem Tempo hinter den Enten zu schwimmen oder sich durch dickes Röhricht und Morast hindurch zu arbeiten. Da gilt es eben, wie in allen Dingen, Maß zu halten. Im Spätherbst und im Winter läßt man den Hund nicht stundenlang hinter einer geflügelten Ente arbeiten. Aber eine Ente ihn apportieren zu lassen, das kann man ruhig wagen.

Bei der Wasserjagd im Sommer wird der Hund sich seine Gesundheit nicht ruinieren. Die alte „Diana" wurde jahraus, jahrein in den Sommermonaten nicht nur zur Entenjagd, sondern auch zur Suche auf Pfuhlschnepfen und Bekassinen verwendet. Und im Herbst bis zum Zufrieren hatte sie an recht vielen Abenden mehrmals ein Bad zu nehmen, um eine geschossene Ente zu apportieren, es hat ihr aber nicht geschadet!

Wer im Sommer seinen Hund schonen will, kann ihn, wenn es möglich ist, seine Jagdpassion soweit zu zügeln, im Kahn oder bei Fuß behalten und das Treiben im Schilf einem Fixköter überlassen. Fast jeder Bauernhund läßt sich dazu verwenden, denn fast alle eignen sich bei ihren privaten Spaziergängen in Wald und Feld soviel Passion an, als erforderlich. Bedient man sich doch auch zum Aufstöbern des Fischotters aller möglichen Hunde, deren Rasse festzustellen zu den Unmöglichkeiten gehört.

In der Litteratur, selbst in derjenigen, die in Jägerlatein abgefaßt ist, wird die Wasserjagd recht stiefmütterlich behandelt. Am bekanntesten dürfte wohl Münchhausens Erzählung sein, wie er mit Hilfe eines Bindfadens und eines Stückes Speck eine ganze Kette Enten aufsädelt und mit ihr davon fliegt. Nebenbei bemerkt: eine Reminiscenz an eine früher viel geübte, jetzt nur noch von Wilddieben angewendete Methode, Enten mit einem Köder an einem Angelhaken zu fangen. Außerdem ist mir eine Jagdschnurre bekannt, die von zwei guten Freunden und tüchtigen Jägern handelt. Der eine hat sein Pulver verschossen und bittet vergeblich den anderen um ein wenig Munition. Da fällt dem Ungefälligen sein gefülltes Pulverhorn ins Wasser. Unverzüglich stürzt sich der andere hinterher und — füllt unten auf dem Grunde des Sees stehend das ihm verweigerte Quantum Pulver in sein Horn.

Die dritte Geschichte, die ich kenne, endet tragisch. Ein unvorsichtiger Jäger, der sich in ein unwegsames Moor wagte, ertrinkt elend im Sumpf. Doch da diese Thatsache stets von dem Ertrunkenen selbst erzählt wird, pflegt sie an der Tafelrunde ungetrübte Heiterkeit auszulösen. Nur einer pflegt nicht einzustimmen: das ist der Neuling, der in der kunstvoll berechneten Pause die Frage that:

„Na und wie ging es Ihnen denn?"

„Ich ertrank!" ....

Weniger beschwerlich und gefährlich ist das Suchen der Pfuhlschnepfe mit dem Vorstehhunde. Der Name „Pfuhlschnepfe" wird von den Naturforschern auch den drei Familien der Sumpfwater (Limosa) beigelegt. Die Jäger dagegen bezeichnen damit die größere der beiden Bekassinenarten (Ascolopax major), auch Moor- oder Doppelschnepfe genannt. In Süddeutschland wird sie im Frühjahr und Herbst als Zugvogel einzeln angetroffen; in ganz Norddeutschland dagegen macht sie auf größeren Bruchflächen ihr Geheck und ist von Mitte Juli ab schon sehr genießbar! Anfang August kommen die Züge aus dem Norden, und wer die der Pfuhlschnepfe zusagenden Plätze kennt, kann an einem sonnenklaren, warmen Sommertage in wenigen Stunden eine ganze Menge schießen. Wer dazu öfter Gelegenheit hat, kann an Schrot und Pulver die Hälfte sparen, denn die Pfuhlschnepfe liegt so fest und streicht so langsam ab, daß auch der ungeübte Schütze auf 20 bis 25 Schritt Dampf machen kann. Der Flug ist schwerfällig, weil der Vogel so fett ist, daß die Haut berstet, wenn das Tier nach dem Schuß herabfällt. Aber ein delikater Bissen, nur vergleichbar mit einer jungen Wachtel!

In jeder Beziehung ein Gegenſatz zur Pfuhlſchnepfe iſt ihre kleinere Verwandte, die Bekaſſine (Ascolopax Gallinago). Die Beweglichkeit, die jener abgeht, beſitzt dieſe im Übermaß. Der Schuß auf dies Wild iſt der Prüfſtein für jeden Jäger. Und wer zwanzig Bekaſſinen hintereinander ohne einen Fehlſchuß erlegt hat, kann ſich getroſt für einen ausgezeichneten Flugſchützen halten. So lautet freilich die Tradition, von der ich etwas abweiche. Bekanntlich ſchlägt die Bekaſſine beim Aufſtehen blitzſchnell drei Haken, ehe ſie geradeaus davonzieht. Wer flink genug iſt, kann, wenn er will, den Schuß anbringen, ehe der Vogel den erſten Haken ſchlägt. Mit den weittragenden Hinterladern hat man das nicht nötig, beſonders wenn die Bekaſſine hält und dicht vor dem Hunde aufſteht, wobei ſie ſtets recht vernehmlich den Angſtlaut „Ätſch!“ ausſtößt. Dann wartet man ohne Aufregung, bis ſie ihre drei Haken abſolviert hat, und holt ſie auf 40 bis 45 Schritt Entfernung bequem herunter. Schwer iſt der Schuß nur, wenn an windigen Tagen bei rauhem Wetter die Bekaſſine nicht gut hält. —

Dann thut man überhaupt gut daran, Pulver und Blei nicht zu verſchwenden. Ich erinnere mich eines ſolchen Tages ... Bei jedem Schuß ſtiegen ringsum auf der Moorfläche zehn oder zwölf Bekaſſinen auf, auch die kleine ſtumme Bekaſſine war anweſend, tummelten ſich zwei, drei Minuten auf der Fläche umher, um einzufallen und beim nächſten Schuß wieder aufzuſtehen. Der Erwähnung wert iſt auch folgender Vorfall: An einem heißen Tage fand ich bei der Hühnerſuche auf einem großen Kartoffelſchlag ſoviel Bekaſſinen, daß ich alle meine Patronen verbrauchte, ehe ich an die Hühner gelangte. Das Wild lag ſo feſt, daß der Hund, ein temperamentvoller Köter, ſtets in die Verſuchung gebracht wurde, zuzuſchnappen. Unzweifelhaft war es eine große Reiſegeſellſchaft, die

Abb. 130. Jagd auf die Bekaſſine. Nach J. Marland, Lithographie vom Jahre 1791.

Abb. 131. Schnepfenſtrich. Gemälde von G. von Maſſei.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

in das Kartoffelfeld eingefallen war; aber weshalb verſchmähte ſie die einige hundert Morgen großen Bruchwieſen, die unmittelbar daneben lagen und ſtets mit Bekaſſinen beſetzt waren?

Die Bekaſſine iſt in der Jagdlitteratur ein wichtiger Vogel. Sie hat nämlich im Frühjahr die Angewohnheit, einen Laut hervorzubringen, der dem Meckern einer Ziege nicht ganz unähnlich iſt. Womit ſie dieſen Laut hervorbringt, darüber iſt ein Streit entbrannt, der teils komiſch, teils lächerlich iſt. Bei dem Streit über die Brunftzeit des Rehes hatten die Jäger doch den vernünftigen Grund, daß ein kleineres Säugetier nicht länger tragen kann, als ein größeres. Und dort lag ein wiſſenſchaftlich hochintereſſanter Prozeß vor,

der zu mancherlei Gedanken anregt. Es ist nur naturgemäß, daß sich auch beim Reh der Brunsttrieb im Frühjahr resp. Sommer regt. Bei normaler Entwickelung würde die Nachkommenschaft im Winter das Licht der Welt erblicken und elendiglich umkommen. Deshalb muß das befruchtete Ei bis zum Dezember einen Schlaf halten, bis es sich zu entwickeln beginnt . . . Wie gesagt, über solche Dinge und ihre Ursachen kann man sich als Jäger ganz eigene Gedanken machen, doch wir müssen einen Haken schlagen und zu unserer „Himmelsziege" zurückkehren.

Sie „meckert" also im Frühjahr. Es soll ein Balzlaut sein, was niemand bestritten hat. Es ist eine weitere Eigentümlichkeit, daß nur die männliche Bekassine diesen Laut und — ich will's als wahr hinstellen — nur während des Fliegens hervorbringt. Diese Thatsachen bedingen durchaus noch nicht die Annahme, daß der meckernde Laut durch merkwürdige Flügelbewegungen oder Schwingungen des Schwanzes hervorgebracht wird. Nichts zwingt zu der Annahme, daß der Laut von dem Vogel nicht auf dem natürlichen Wege, durch die Kehle hervorgebracht wird. Es ist eine ganz willkürliche Hypothese, daß die Bekassine eine Ausnahme davon macht und im Frühjahr Flugkünste entfaltet, die sie während der ganzen übrigen Zeit des Jahres vorzubringen verschmäht. Daß sie im Herbst, wenn sie am Ufer des Flusses hin- und herstreicht, genau dieselben Flugkünste wie im Frühjahr entfaltet, kann ich aus tausendfacher Erfahrung bezeugen, möchte aber gern eine Erklärung dafür finden, daß ihre Flügel- und Schwanzfedern im Herbst nicht meckern.

Daß ein findiger Kopf sogar eine Maschine konstruiert hat, um vermittelst der Schwingungen von Federn das Meckern hervorzubringen, sei als Kuriosum erwähnt. Damit sei dies Kapitel, das der Jagdlitteratur nicht zum Ruhme gereicht, geschlossen. Und wenn einer der Leser das Vergnügen genießen sollte, einen Verfechter der „Flügel-Mecker-Theorie" kennen zu lernen, dann kann er von ihm die Beweise verlangen, daß die Bekassine das Meckern nicht mit der Kehle hervorbringt und nicht hervorzubringen vermag.

Abb. 132. Des Försters und seines Hundes Traum in der Lätare-Nacht.
(Liebhaberaufnahme.)

Abb. 133. Wie der Wolf auf das Luder gebracht wird. Nach Ridinger.

XIII. Wolfsjagd.

In der Mitte des November fiel die Kälte ein. Der Oſtwind brachte ſie über die Grenze her aus der ruſſiſchen Steppe. Am Vormittag, wenn die Sonne höher ſtieg, begann er zu wehen und hielt an, bis am weſtlichen Himmel die Strahlen der untergehenden Sonne blutigrot zum Zenith emporſchoſſen. Und wenn am dunklen Himmel die Sterne glitzerten und funkelten, ſtieg aus dem tiefen See der Nebel wie eine dichte, ſtarre Wand. Noch hatte der Froſt die Gewäſſer nicht bezwungen, noch tanzten am Tage kleine Wellen über das bleigraue Waſſer, nur am Ufer zwiſchen den abſterbenden Rohrhalmen klirrten bereits kleine Eisklumpen.

Eines Morgens jedoch war die Nebelwand verſchwunden, der See hatte ſich mit ſeinem kryſtallenen Wintertuch bedeckt. Jauchzend ſchorrten die kleinen Dorfjungen am flachen Uferrand mit ihren Holzſchuhen über die blanke Fläche oder warfen glatte Kieſelſteine, die mit ſeltſam gluckſendem Laut dahin ſprangen. Am nächſten Morgen flogen ſchon die Fiſcher waghalſig in leichten Handſchlitten über die dünne Decke. Mit ſchnellen Stößen der eiſenbeſchlagenen Pike trieben ſie das Gefährt vorwärts, bis zu den Untiefen des Sees, wo ſich nach dem erſten Froſt die Barſche in ungezählten Scharen zu verſammeln pflegen. Mit dem Handbeil wird ein kleines Loch in die Eisdecke geſchlagen, und kaum iſt der aus Zinn gegoſſene Blinkfiſch in die Tiefe gefahren, als auch ſchon ein ſtarker Ruck zum Aufhaſpeln der Schnur mahnt. Im nächſten Augenblick zappelt ein Barſch von zwei Pfund auf dem Eiſe . . .

Vierzehn Tage ſchon dauerte der trockene Froſt. Fußtief war die Kälte in den Erdboden gedrungen. Sorgenvoll ſah der Landwirt am Morgen und am Abend zum Himmel empor und ſpähte nach den Wolken aus, die ihm für ſeine frierende Saat die weiche Decke ſchenken ſollten. Auch der graubärtige Grünrock, der im einſamen Forſthauſe dort hinten an der ruſſiſchen Grenze hauſte, wartete ſchon mit Sehnſucht auf den

erſten Schneefall, aber aus anderen Gründen. Er hatte im lichten hohen Holz die geringen Überreſte eines zerriſſenen Rehes gefunden. Und er wußte, wer die Übelthäter waren: Wölfe, und zwar nicht einer, ſondern mehrere, denn ſie hatten von der Beute kaum etwas mehr als das Knochengerüſt übrig gelaſſen.

Er kannte die furchtbaren Räuber nur zu gut. Als kleiner Junge ſchon hatte er ſie kennen gelernt. Heimlich, ohne daß die Eltern es wußten, war er eines Nachts mit den Knechten zum Noelyk geritten. Am Waldesrand hatten ſie ein großes Feuer angezündet, während die Pferde des ganzen Dorfes, etwa fünfzig bis ſechzig Stück, mit ihren Fohlen auf dem Smug, der gemeinſamen Dorfweide, graſten. So ſtill war die Nacht, daß man es hörte, wie die Gäule mit kurzem Ruck die Büſchel Gras abbiſſen oder mit heftigem Schaudern der Haut die unerbittlichen kleinen Blutſauger ſcheuchten. Einer der Knechte hielt, mit einem alten Einlader bewaffnet, von zwei großen Hunden begleitet, Wache, die anderen lagen um das Feuer, ſtützten den Kopf in die Hände und hörten dem Janek Skompa zu, der mit halblauter Stimme die alten Sagen erzählte von dem Helden Skomand, der noch heute verzaubert im weißen Berge ſitzt, oder das Märchen von dem dummen Teufel, der mit dem Hirt aus Dlugoſſen um die Wette laufen wollte.

In jener Nacht hatte Janek das Märchen nicht zu Ende erzählt. Denn gerade, als der Hirt den Riegel der Hölle ſeinem verſtorbenen Bruder zum Himmel hinaufwerfen wollte, heulten die Hunde auf, in einem Ton, aus dem nur zu deutlich Angſt und Schrecken ſprach; die Knechte fuhren auf, warfen lange Kienſpäne auf das Feuer, daß es hell aufloderte, und liefen mit den brennenden Stäben zu den Pferden, die ſich laut ſchnaubend mit den Köpfen zuſammendrängten und heftig mit den Hinterfüßen ausſchlugen. Niemand war bei dem kleinen Adam zurückgeblieben. Aber das Bürſchlein kannte noch keine Angſt. Es zündete ſich ebenfalls einen Kienſpan an und lief den Knechten nach, die mit heftigem Geſchrei ſich über die Wieſe zerſtreut hatten. Unterwegs begegneten ihm zwei große graue Hunde, die ſchleunigſt vor ihm kehrt machten. Wenige Augenblicke danach krachte ein Schuß: einer der Räuber war zur Strecke gebracht. Die Wölfin war's mit vollem Geſäuge . . .

Wie lebhaft ſtand dem Grünrock dieſe Nacht noch im Gedächtnis! Wohl fünfzig Jahre waren darüber vergangen, und aus dem kleinen Jungen war der „alte Adam“ geworden, ein wetterharter Haideläufer, der als waidgerechter Jäger und unfehlbarer Schütze weit und breit bekannt war. Und keiner konnte am Abend nach der Jagd ſolche wunderbaren Jagdſchnurren erzählen . . Ich muß ihn wohl ganz genau kennen, denn es iſt mein geliebter Vater, der noch heute mit neunundſiebzig Jahren, geiſtig ſo friſch wie ein Jüngling, bei froher Tafelrunde ſeine aus Wahrheit und Jägerlatein gemiſchten Geſchichten erzählt. Nur das Licht der Augen iſt ihm etwas knapp geworden; ſeine Gewehre hat er unter ſeine Jungens verteilt. Sein Lieblingsgewehr, die alte Centralfeuerflinte, aus der er ſo manchen Wolf erlegte, hängt über meinem Schreibtiſch und erzählt mir manchmal in der Stille der Nacht von fröhlichem Waidgang in taufriſcher Haide ...

Abb. 134. Wolfsjagd. Stich von Joullain nach F. Desportes.

Am nächsten Tage schon, nachdem mein Vater das gerissene Reh gefunden, ließ er die Lauerhütte zurichten. Über das aus rohen Stangen gezimmerte Gerüst wurde Waldstreu zu einem mächtigen Stocken aufgehäuft, der auch dem schlauen Meister Reinecke ganz unverdächtig erscheinen mußte. Ein an beiden Enden offener Kasten, der zwei Fuß über dem Boden eingefügt war, bot den Ausblick auf den Pferdekadaver, den der seit uralten Zeiten im Revier hausende Abdecker zu liefern verpflichtet war. An der Rückseite war der Eingang, der mit einem mannshohen Bündel Streu verschlossen werden konnte. Vom Wagen oder Schlitten aus zog man das Bündel zurück und ließ sich in den drei Meter im Geviert haltenden Raum hineinsinken, so daß keine Spur den Jäger verriet. Drinnen machte man sich's bequem. Die Schießscharte wurde mit einem Tuch dicht verhängt, man zündete sich eine hellbrennende Laterne an und streckte sich behaglich auf dem mit Streu und einer alten Pelzdecke bedeckten Boden aus und vertrieb sich die Zeit mit Lesen . . . Wie oft habe ich in der Lauerhütte Cicero und Thukydides übersetzt . . . Ab und zu verhängte man die Laterne und hob den Vorhang, um hinauszuspähen. Mitunter lag man auch halbe Stunden lang im Anschlag, wenn Reinecke, von Mißtrauen geplagt, in respektvoller Entfernung auf der weiten Schneefläche saß, bis der Hunger ihn herantrieb . . . . Nicht ganz selten erschien auch Herr Isegrimm, aber meistens erst im Februar, März, wenn von den Jägerkommandos der Fußtruppen in Rußland die großen Treibjagden abgehalten wurden.

Wie heute erinnere ich mich jener Nacht, als mein guter Alter mich zum erstenmal in die Lauerhütte mitnahm. Die Mutter hatte uns im Einspänner hingebracht, den Rückweg mußten wir zu Fuß machen. Es lag noch kein Schnee, aber über der mannshohen Fichtenschonung stand der Vollmond so klar am Himmel, daß man an dem Kadaver, der kaum dreißig Schritte vor der Lauerhütte lag, die blanken Rippen unterscheiden konnte. Viel zu selten für meine Ungeduld hob der Vater den Vorhang von der Schießscharte. Kurz nach Mitternacht erschien der erste Fuchs, bald danach der zweite. Gierig rissen sie das hartgefrorene Fleisch in kleinen Bissen ab, und man sah genau, welche Mühe es sie kostete, die Stücke hinunterzuschlingen.

Sie mochten etwa eine halbe Stunde sich abgemüht haben, als sie beide mit deutlichen Zeichen des Erschreckens flüchtig wurden. Wenige Augenblicke darauf erschien derjenige, der sie vertrieben: ein starker Wolf, der mit wahrem Heißhunger über den Kadaver herfiel. Langsam schob der Vater die Flinte in die Schießscharte, einen Moment später fiel der Schuß mit einem fürchterlichen Dröhnen, das mir noch heute genau erinnerlich ist. Aber sehen konnte man nichts, denn vor der Schießscharte stand der Pulverdampf wie eine Mauer. Daß der Wolf tot war, daran zweifelte ich keinen Augenblick, denn mein Alter pflegte den Finger nicht krumm zu machen, wenn er seiner Sache nicht gewiß war . . . Und richtig, quer über dem Kadaver lag Herr Isegrimm . . .

Drei oder vier Tage später sprang der Wind nach Südwesten um, der Himmel bezog sich mit dunkelgrauen Wolken, und gegen Abend fing es sachte zu krümeln an. Aber erst gegen Mitternacht, als der Wind abstillte, begann es ordentlich zu schneien. Still und gleichmäßig sanken die großen Flocken herab und breiteten über die frierende Erde den weißen, weichen Pelz. Die schlanken Bäumchen in der festgeschlossenen Kiefernschonung bogen sich unter der Last, die sich auf ihrem Wipfel häufte, so weit es ihre Spannkraft zuließ, oder sie brachen mit scharfem Knall. Dann schoß Meister Lampe, der frühzeitig sein Lager aufgesucht hatte, von jähem Schrecken erfaßt, unter dem Wacholderbusch hervor, um hundert Gewände weiter unter einen anderen Strauch zu fahren.

Bei Tagesanbruch lag die schönste „Neue" da, auf der sich die Fährten der Waldtiere abzeichneten, als hätte sie ein Künstler frisch auf blütenweißen Untergrund gemalt. In leichtem Kastenschlitten, von einem hochbeinigen Braunen gezogen, fuhren wir die verschneiten Gestelle entlang; wenn noch ein Wolf im Revier war, steckte er sicherlich in dem großen Torfbruch, das mit Birkengestrüpp und verkrüppelten Kiefern dicht bestanden war. Der Schneefall hatte so kurz vor Tage aufgehört, daß nur wenig Gefährt zu sehen war. Aber das erleichterte uns diesmal das Spüren. Schon auf dem Gestell, das den Hochwald vom Moor scheidet,

fanden wir die Fährte, die ja gar nicht zu verkennen ist. Der Wolf „schnürt“ wie ein Fuchs, das heißt, er setzt die Läufe so genau in einer Linie unter die Mittellinie des Leibes, daß die Spur wie an einer Schnur gereiht erscheint. In scharfem Trab umkreisten wir das Jagen; der Wolf war hindurch gewechselt. Endlich im vierten Jagen hatten wir ihn fest, er war hinein, aber nicht wieder hinaus. Nun ging es, was der Braune laufen konnte, zur Oberförsterei. Dort pflegte sich bei jeder „Neuen“ nach alter Gewohnheit ein reges Treiben zu entfalten. Die Holzarbeiter aus den umliegenden Dörfern, die sonst im Morgengrauen in den Wald marschierten, versammelten sich im Dorfkrug, die das Holz rückenden Bauern fuhren mit ihren Schlitten vor, um die Meldung der Forstbeamten abzuwarten, die bei jeder „Neuen“ in der Oberförsterei erscheinen mußten, um Rapport abzustatten, gleichviel, ob sie etwas gespürt hatten oder nicht.

Abb. 186. Auf der Kanzel. Zeichnung von C. von Dombrowski.

Aus der nahen Kreisstadt pflegten die Jagdbeflissenen sich einzustellen, der Landrat, der Katasterkontrolleur, der Kreistierarzt, der Physikus, der Rechtsanwalt, der Bierbrauer und noch einige von den Honoratioren. Auch ein paar Gutsbesitzer aus der Umgegend fanden sich regelmäßig ein. War kein Wolf gespürt, gab's meistens doch einige improvisierte Treiben auf Fuchs oder wenigstens eine kleine, aber energische Kneiperei .. Diesmal war alles versammelt; man wußte ja, daß „der alte Adam“ schon einen Wolf in der Lauerhütte geschossen. Vorsichtigerweise hatte man schon die Lappen auf einige Schlitten geladen. Mit großem Halloh wurden wir von der Gesellschaft empfangen. Wenige Minuten später war die ganze Kavalkade unterwegs nach dem Jagen 28, in dem schon so mancher Wolf geschossen war. In großer Stille wurde die Seite mit den Schützen besetzt, nach der sich erfahrungsgemäß der Wolf am leichtesten treiben ließ. Die drei anderen Seiten des Jagens wurden so schnell und so still, als es eben anging, eingelappt. Ich mußte leider bei den Treibern bleiben. Mein Vater, der das Einlappen geleitet hatte, schob sich zuguterletzt, etwa zweihundert Schritt in das Treiben hinein, bis zu einem tiefen, fast ganz trockenen Graben. Er wußte schon, weshalb er es that. Wenige Minuten später ging der Höllenlärm los, den die Treiber zu vollführen pflegen. Laut schreiend, mit den Stöcken an die Bäume schlagend, rückt die Kette langsam vor. Schon hat sie die Hälfte des Weges bis zu den Schützen zurückgelegt, aber noch ist kein Schuß gefallen. Da knallt es einmal und nach kurzen Augenblicken zum zweitenmal .... zwei Minuten später fallen in der Schützenlinie noch zwei Schuß. Mit aufgeregtem Gebrüll stürmen die Treiber vorwärts ... auf einmal verstummt am rechten Flügel das Geschrei, um gleich darauf zu einem wahren Jubelgeheul aufzusteigen. Da liegen vor ihnen, kaum zehn Schritte auseinander, zwei starke Wölfe, und aus dem niedrigen Dickicht löst sich langsam die hohe Gestalt des alten Adam, der jetzt erst herantritt, um seine Jagdbeute anzusehen. Wie ein kurzes Wetterleuchten zieht ein freudiges Lächeln über sein verwittertes Gesicht ... ihn freut sein Jagdglück, und nebenbei hat er wohl auch an die zwanzig Thaler Schußprämie gedacht, die als Zubuße zu dem mageren Einkommen

nicht zu verachten sind. Nur eins wurmt ihn, daß er nicht auch den dritten Wolf erlegt; sie kamen so schön einer hinter dem anderen den Graben entlang . . . mit einem Drilling hätte er es schaffen können, aber diese neumodischen Dinger sind so teuer . .

Den dritten Wolf hatte der Oberförster gemeinschaftlich mit dem Landrat zur Strecke gebracht; großmütig stiften sie die Schußprämie zu einer solennen Kneiperei im Dorfkrug für Schützen und Treiber. Und dort muß Vater Adam auf allgemeines Verlangen seine berühmte Geschichte von dem alten Waldwärter Gwildis aus der Rominter Haide zum besten geben, wie der Graubart nach einer Nacht, in der es heftig gestürmt und geschlackt, morgens bei ihm erschien und ihn aufforderte, den „Wulf to scheete“. Auf nähere Erklärungen ließ Gwildis sich nicht ein, sondern führte seinen Förster durch mehrere Jagen bis zu einem dichten Eichenknack, stellte ihn an und ging selbst treiben. Das heißt sein Treiben bestand darin, daß er den eisernen Ladestock auf dem Lauf des Einspänners wetzte und mit gewaltiger Stimme losbrüllte: „Ei, denn so wollen wir!“ Im nächsten Augenblick fuhr der Wolf aus dem Eichenknack, bis ihn nach wenigen Sätzen das tödliche Blei ereilte. Dann kam Gwildis zurück und löste das Rätsel:

„Gehe ich gestern abend zu Feiertage Rehbock schießen. Kommt sich Unwetter, Schnee und Regen aus einem Himmel. Kriech' ich unter in große hohle Linde an mein Feld. Schiebt sich Tier rückwärts zu mir herein, faß' ich zu, is sich Wolf. Nehm' ich Wolf an Zagel, zieh' ich Ladstock, wetz' ich auf Lauf und schrei' ich, wie Pons Förschteris (Pons Förschteris: litauisch = Herr Förster). ‚Ei, denn so wollen wir.‘ Bei zehnten oder elften Hieb hab' ich Zagel abgehauen.“

„Richtig, meine Herren,“ pflegte Vater Adam seine Geschichte zu schließen, „wie ich zusehe, fehlt dem Wolf die Rute, die der alte Gwildis als Beweisstück in seiner Jagdtasche hatte.“

Wer die Geschichte zum erstenmal vernahm, mochte dazu wohl ein etwas verdutztes Gesicht machen. Die alten Freunde aber hoben die Gläser mit dem dampfenden Grog und ließen sie lustig aneinander klingen mit dem Zuruf: „Ei, denn so wollen wir . . .!“

Abb. 136. Eine Winternacht in Litauen. Gemälde von A. Wierusz-Kowalski.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)
(Copyright 1895 by Photographische Gesellschaft.)

XIV. Birkhahnbalz.

Wir trafen uns in diesem Frühjahr auf der Straße. Ich und Baron Selow, tadelloser Sportsmann und gewaltiger Jäger vor dem Herrn.

„'Tag, lieber Freund! Was fangen Sie in der jagdlosen Zeit an? Jammerbar! Kein Rennen, keine Jagd! Wenn man wenigstens Gehörn ansetzen könnte, wie der Rehbock. Dann hätte man doch Beschäftigung."

„Wenn Sie, lieber Baron, Hörner gesagt hätten . . . Sind aber, wie ich weiß, unbeweibt . . ."

„Famoser Witz, Doktor! Ich würde ihn weiter kolportieren, wenn nicht auch in unbeweibtem Zustand solche Eventualität möglich wäre."

Er pfiff seinem Hunde, der gerade im Begriff stand, einer recht unliebenswürdigen Mopshündin seine Begleitung anzutragen.

„Brillanter Appell, wie?"

„Woher haben Sie denn die Töle?"

„Bitte, mehr Respekt vor meinem Hektor III von Hektor I aus Nana. Der Kerl hat mehr Ahnen in seinem Stammbuch als ich. Kostet mich ein Heidengeld. Ich habe leider aber noch nicht Gelegenheit gehabt, seine Fähigkeiten zu prüfen. Die jagdlose Zeit ist daran schuld!"

„Aber, lieber Baron, der Begriff der jagdlosen Zeit ist mir absolut unbekannt. Ich begreife es, wenn ein Sonntagsjäger am 31. Januar seine Schrotspritze an den Nagel hängt und sie am 1. Juli zur Entenjagd wieder herunterholt, aber wie ein waidgerechter Jäger den Ausdruck anwenden kann, ist mir unerfindlich!"

Der Baron sah mich ein wenig verdutzt an. Dann lächelte er:

„Sie sind ein Wortklauber, Doktor! Allerdings: die hohen und höchsten Herrschaften fahren jetzt zur Auerhahnjagd! Kara avis! Kaviar für's Volk! Der Abschuß ist nur für fürstliche Persönlichkeiten reserviert!"

„Wollen Sie nicht lieber Ihren Jagdschein aus dem Portemonnaie nehmen und nachsehen? Da steht's: Auer-, Birk- und Fasanenhähne bis zum 1. Juni, und Trappen, Schnepfen, wilde Schwäne bis 1. Mai, an welchem Datum überhaupt jeder Waidgerechte hinausgeht, um seinen ersten Rehbock zu schießen."

„Ich revoziere und depreziere, bester Doktor!"

„Haben Sie auf Ihrer Begüterung denn keine Birkhähne?"

„O, doch, im Winter, auf Treibjagd, haben wir regelmäßig zehn, zwölf Stück in jedem Treiben."

„Und von der Balz hat Ihnen Ihr Jagdheger noch nie was gesagt?"

„Nichts, daß ich wüßte."

„Dann — nehmen Sie's nicht übel, lieber Baron, dann ist Ihr Heger entweder ein großer Esel oder ein großer Filou, der dies königliche Jagdvergnügen sich nur allein gönnt."

„Hm, lieber Freund, das Zweite könnte eher zutreffen. Haben Sie Zeit?"

„Zur Jagd: stets!"

„Aha, haben schon Fährte aufgenommen! Ich proponiere also, wir fahren unangemeldet hinaus. Nehmen Wagen an Bahnstation . . . Weiteres wird sich finden."

. . . Es war gerade keine angenehme Fahrt bis zum Stammsitz Derer von Selow, dort hinten an der Grenze von Posen und Rußland. Mehrmals umsteigen, und dazu das ewige Gebimmel auf den Nebenbahnen . . Dafür entschädigte uns die Wagenfahrt durch die Felder und Wälder, die im Schmuck des Frühlings prangten. Im Schloß große Aufregung ob unserer plötzlichen Ankunft.

„Wo ist der Heger?"

Der alte Hauswart setzte eine dumme Miene auf: „Der ist wohl 'rausgegangen,

nach den Wieſen, der verhört ja jetzt immer die Birkhähne."

Wir wechſelten einen Blick des Einverſtändniſſes.

„Den Jagdwagen, bitte, aber etwas plötzlich!"

Der Baron vorn auf dem Reitſitz, ich dahinter auf dem Querſitz. Gemütlich trottete der alte Kremper mit uns den holprigen Feldweg entlang. Die Sonne verſchwand eben hinter den bewaldeten Bergen. Vor uns dehnte ſich endlos eine Wieſenfläche, von einzelnen Sträuchern und kleinen Baumgruppen belebt. Von Zweig zu Zweig, von Aſt zu Aſt hüpften die kleinen Waldſänger und riefen uns in ihrer Sprache ein fröhliches „Willkommen" zu. Auch die Waſſermuſikanten hatten ſich am Grabenrand aufgeſtellt und quarrten nach Herzensluſt. Der Baron legte die Schultern zurück und that einen tiefen Atemzug.

„Wie das wohlthut, nach fünf Monaten Großſtadtluft ſolch Happen Frühjahrsluft."

„Ja, Unkel Bräſig würde ſagen: die ganze Luft is voll Asmoſfäre."

„Laſſen Sie Ihre klaſſiſche Bildung zu Hauſe, Doktor, wenn Sie zur Jagd fahren . . . Aber was iſt das?"

Er wies mit dem Peitſchenſtiel nach einem dunklen Punkt auf der Wieſe, der ſich lebhaft hin und her bewegte.

„Das iſt beſagter Birkhahn in höchſteigener Perſon. Belieben Sie ſich, verehrter Baron, den Punkt an irgend einem Merkmal recht genau einzuprägen, dann iſt der liebesſelige Kumpan morgen früh Ihre Beute."

Langſam fuhren wir weiter. Bald hier, bald da erſchien uns ſolch' dunkler Punkt auf der Wieſe. Ich hatte mir zwei Stellen gemerkt, die gute Deckung in der Nähe der balzenden Hähne verſprachen. Dicht am Walde trafen wir den Heger. Ein alter Mann mit eisgrauem Bart. Unter den buſchigen Augenbrauen ſtanden zwei kluge „Lichter". Ohne ſeine Überraſchung zu zeigen, kam er von einem dichten Strauch, an dem er geſtanden, zum Wagen.

„Guten Abend, Herr Baron! Es iſt ſchön, daß Sie gekommen ſind. Ich wollte heute dem Herrn Baron ſchreiben laſſen. Die Hähne balzen ſehr flott. Ich hab' auch ſchon mehrere Buden gemacht."

Abb. 137. Spielhahnbalz. Gemälde von J. Schmitzberger.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.)

Rückkehr von der Jagd. Gemälde von Ludwig Knaus.
(Copyright 1901 by Franz Hanfstaengl in Munich.)

Abb. 138.
Der große Hahn.
Zeichnung von E. von Dombrowski.

Der Baron antwortete nichts. Er nahm nur den alten Gaul kurzer Hand auf dem schmalen, von Gräben eingefaßten Wege herum.

„Morgen früh zur Zeit wecken! Ohne Flinte!“

Langsam stolperte unser Kremper mit uns heimwärts. In den Gräben am Wege spiegelte sich das Abendrot. Auf den Wiesen stand ein feiner Nebel, der die Bäume und Sträucher mit seinem weißen Schleier umhüllte. Tief im Osten, über dem dunklen Walde, hing die Mondsichel. Die Tagessänger waren verstummt. Dafür hatten die Nachtsänger ihr Konzert begonnen. Unermüdlich schnarrte der Wachtelkönig, die Maulwurfsgrillen zirpten, die Frösche quarrten, ein einziger schnarrender Ton durchzitterte die Luft. Nur auf Sekunden schwiegen die Nachtstimmen, wenn fernher von einem Wassertümpel die Rohrdommel ihr dumpfes „Uumpp, Uumpp!“ ertönen ließ. Um den Wagen flatterte mit gespenstisch-leisem Flug die Nachtschwalbe; ab und zu zogen mit pfeifendem Ton ein paar Enten dicht über unsere Köpfe hinweg.

„Wie das lebt und webt!“ sagte der Baron leise vor sich hin. Dann streckte er mir die freie Linke entgegen: „Dank, Doktor! Wer das nicht erlebt, der weiß nicht, was Frühlingsleben in der Natur bedeutet.“ ...

Der „große Wagen“ hatte seine Deichsel schon stark nach Osten geneigt, als wir nach wenigen Stunden Schlafes auf die Freitreppe des Schlosses traten, wo uns der Heger erwartete. Schweigend schritten wir in den kühlen Morgen hinein. In dichten Schwaden stand der Nebel auf den Wiesen. Tief unten am Horizont funkelte der Morgenstern. Bald bog der Heger mit dem Baron zur Seite ab. Ich schritt noch eine Weile den holprigen Weg fürbaß, bis ich den breiten Graben fand, den ich mir am Abend ganz genau gemerkt hatte. Nach fünf Minuten stand ich in dem dichten

Abb. 139. Ein Waldheger.
Liebhaberaufnahme von Fritz Kempter.

Abb. 140. Anſpringen. Gemälde von Joſef Chelmonski.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Weidenbuſch, an dem drei Hähne ihren Liebestanz aufführen wollten. Ein paar kleine Vögel hatte ich verſcheucht, ſie waren erſchreckt emporgeflattert und hatten im nächſten Strauch Zuflucht geſucht. Wie ein leiſer Vorwurf klang ihr Zwitſchern zu mir herüber, dann hatten ſie wohl das Köpfchen unter dem Flügel verſteckt und die Störung vergeſſen. Am Morgenhimmel ſtieg langſam eine feine Röte empor, die kleinen, lichten Wolken traten immer deutlicher aus dem farbloſen Grau des Nachthimmels heraus ...

Plötzlich ... über meinem Kopf ein hartes, ſcharfes Flügelrauſchen ... Ich ſtehe regungslos ... tiefe Stille ringsum ... Dann, nach einer Weile ein leiſes „Pſchſchſcht“, wie wenn ein ſtarker Vogel ſeine Flügel über den Boden ſchleift. Noch zwei-, dreimal wiederholt ſich das Schleifen, rechts hinter mir. Endlich kommt der unbeſchreibliche kullernde Ton, das eigentliche Balzen. Mit einem Ruck drehe ich mich um. Da, kaum dreißig Schritt vor mir, führt der prächtige Vogel ſeinen Liebestanz auf. Das Spiel hoch aufgerichtet, den Kopf zur Erde gebeugt, eilt er in kurzen Sprüngen über das junge Gras dahin, die halb herabhängenden Flügel ſtreifen mit ziſchendem Ton den Erdboden.

Vorſichtig hebe ich die Flinte zur Backe, den Finger am Abzug. Noch zögere ich ... wie lange habe ich den Tänzer nicht vor mir geſehen ... da blitzt es hinter mir

auf . . . doch ehe der Knall meinem Ohr wahrnehmbar wird, habe ich selbst Dampf gemacht . . .

Die ersten Sonnenstrahlen schossen schon am Himmel empor, über mir stand die Lerche im Blau des Himmels und sang ihr Frühlingslied, da pfiff mein Kumpan, der zweimal den Finger krumm gemacht, die Jagd ab. Schon hatte ich meine Jagdbeute an den Ständern emporgehoben, da fängt es neben mir an zu schleifen und zu kullern. Zwei starke Hähne sind vor mir eingefallen. Sechs, acht Hennen recken ringsum die Hälse aus dem Gras empor, um den Kampf der beiden Gebieter zu verfolgen. Schleifend und kullernd streichen die Nebenbuhler aneinander vorbei, dann stürzen sie sich wutentbrannt aufeinander. Zwei-, dreimal will ich den Finger krumm machen . . . doch der Anblick ist zu schön. Endlich siegt die Jagdlust . . . als sie wieder aneinander fahren, kracht mein Schuß. Nur einer steigt auf, aber er läßt die Ständer hängen. Mit dem zweiten Rohr hole ich ihn herab . . .

Dicht am Walde war für uns eine einfache Rasenhütte, mit Rohr gedeckt, errichtet. Wenn wir abends die Hähne verhört hatten, lagen wir bei loderndem Feuer und erzählten uns lange Geschichten. Ein paarmal haben wir auch in dem molligen Strohlager den Morgen verschlafen . . . der Baron hatte so guten Ungarwein hinausschaffen lassen . . . Doch das soll man als guter Waidmann nicht erzählen . . . Am Tage streiften wir den Wald ab, um das Raubzeug von den Horsten abzuschießen. Stundenlang standen wir in Deckung, um den Räuber zu belauern, der wie der Blitz mit Atzung für die Jungen zum Horst schoß und dann auf der anderen Seite wie ein Stein herabfiel, mitten zwischen das Unterholz, um sicher abzustreichen.

Ob es mir schwer wurde, von dem gastlichen Edelsitz zu scheiden? Der Baron muß mir die Stimmung wohl angemerkt haben, denn er versprach mir einen Nachkommen seines Hektor mit noch mehr Ahnen. Er selbst blieb zurück, er wollte die „jagdlose Zeit“ noch weiter genießen.

Abb. 141. Der Auerhahn. Ölstudie von J. Ch. Detker.

Abb. 142. Wie der Dachs mit der Haube in ſeinem Bau zu fangen.
Nach Johann Elias Ridinger.

XV. Dachsgraben.

Ein nicht alltägliches Jagdvergnügen iſt das Dachsgraben. „Meiſter Grimbart", wie er in der Tierfabel heißt, vom Naturforſcher meles taxus genannt, bewohnt ganz Europa und Aſien bis nach China hin. Er iſt ein ſcheuer, mürriſcher Geſelle, der nicht vielen Menſchen lebendig zu Geſicht kommt. Nachts nur, ſehr ſelten ſchon in den Abendſtunden, kriecht er vorſichtig aus ſeinem Bau hervor, um auf Raub auszugehen. Er nimmt alles, was er findet, Käfer, Larven, Würmer, Obſt, Feldfrüchte, und verſchont weder das Neſt mit jungen Vögeln, noch den Junghaſen, den er erwiſchen kann. Nur wenige Naturforſcher, darunter Brehm, halten ihn für nützlich und empfehlen ſeine Schonung. Der Jäger jedoch haßt ihn, und wohl nicht mit Unrecht, er legt ihm eine recht weitgehende Schädigung der Jagd zur Laſt. Auch der Landmann iſt durchaus nicht ſein Freund, er ärgert ſich über die vielen Löcher im Getreide, die der Dachs beim Stechen nach Würmern auswirft.

Wie ſchon geſagt, iſt der Grimbart ein ſcheuer Einſiedler. Meiſtens bewohnt er einen Bau für ſich allein, und nur, wo die Verhältniſſe ihn dazu zwingen, hauſt er mit mehreren Kumpanen in einem Bau zuſammen. In Gebirgsgegenden iſt ihm ſchwer beizukommen. Ausgraben kann man ihn faſt nie, und auf dem Anſtand iſt er ſchwer zu erlegen, da er unregelmäßig in ſeinen Ausfahrten iſt. Es gehört ſchon eine mondhelle Nacht und ſehr viel Ausdauer dazu, wenn man ihn auf dem Anſtand ſchießen will. Außerdem aber muß der Schuß ſofort tödlich wirken, ſonſt kriecht das angeſchoſſene Tier mit dem letzten Aufgebot ſeiner Kräfte in den Bau zurück. Sicherer iſt es, gegen Morgen die Röhren zu verſtopfen und ihn von Hunden aufſtöbern zu laſſen. Findet er dann ſein Schlupfloch verſchloſſen, ſo fällt er dem Jäger leicht zur Beute.

Im norddeutſchen Flachlande gräbt man ihn mit Hilfe der Dachshunde. Wochenlang hat der Forſtmann in kurzen Zwiſchen-

räumen die Baue revidiert. Endlich findet er unzweifelhafte Anzeichen, daß der Dachs sich zum Winterschlaf rüstet. In der Nähe der Baue sind Haufen von Moos zusammengescharrt, die täglich kleiner werden: der Grimbart fährt sie ein in den geräumigen Kessel, der zwischen den starken Wurzeln einer Kiefer zwei bis drei Meter unter der Erdoberfläche hergestellt ist. Das ist das sicherste Zeichen, daß der Dachs „reif“ ist. Im Frühjahr wird er nämlich mager wie ein Windhund. Auch im Sommer nimmt er nicht sonderlich zu. Im Herbst jedoch mästet er sich innerhalb weniger Wochen ein fettes Bäuchlein an.

Tagelang vorher wird das Dachsgraben angesagt, damit die eingeladenen Familien sich dazu rüsten können, denn ein Dachsgraben ohne ein feuchtfröhliches Piknik wäre kein Vergnügen. Der Jagdherr aber läßt am Jagdtage noch vor Tagesgrauen die Röhren der schwer zugänglichen Baue verstopfen und nur den Bau frei, der Aussicht auf Erfolg bietet. Dorthin flüchten die Dachse, die den Eingang ihrer Burg verschlossen finden. Bald nach Sonnenaufgang — denn der Tag ist kurz — bricht die Jagdgesellschaft auf. Vier rüstige Arbeiter mit scharfen Spaten und Rodhacken sind zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle beordert.

Vorsichtig werden zunächst die Röhren mit Schützen besetzt, ehe man die vor Jagdpassion zitternden und winselnden Teckel einfahren läßt. Denn es kommt sehr oft vor, daß ein Fuchs, der bei Onkel Grimbart Unterschlupf gesucht hat, beim ersten Lautgeben der Hunde aus der Röhre fährt. Manchmal „springt“ auch ein Dachs, der in dem fremden Bau sich nicht zurechtfindet, d. h. er sucht frühzeitig sein Heil in der Flucht.

Es war ein kalter, klarer Herbstmorgen, als wir in großer Gesellschaft Meister Grimbart unseren Besuch abstatteten. Auf den Pfützen des Weges lag Eis und auf den Wiesen der weißgrau schimmernde Reif. Kaum waren die Röhren besetzt und die ersten beiden Hunde eingefahren, als es auch schon krachte. Eine alte Fähe war gesprungen und mit einem wohlgezielten Schuß zur Strecke gebracht. Kurz darauf ging unten im Bau die Jagd los. In atemloser Stille lauschte alles, platt auf der Erde liegend, das Ohr an den Boden gedrückt; die alten, kampferprobten Teckel hatten einen ebenbürtigen Gegner gefunden. Denn hierhin und dorthin ging die Jagd. Bald hörte es sich an, als ob die Hunde den Dachs dicht unter der Erdoberfläche gestellt hätten, bald klang ihr helles Geläut dumpf aus großer Tiefe herauf. Unablässig feuerte ihr Herr sie durch hetzenden Zuruf an. Mit heiserer Stimme schrie er in die nächste Röhre sein „Hulli, hulli, faß!“ Gleichzeitig belebten heftige Schläge mit dem flachen Spaten auf den Erdboden den Mut der Hunde und schreckten den Dachs.

Endlich „stand die Jagd“. Von vorn und hinten in die Enge getrieben, konnte der Dachs nicht weiter. Vor Schmerz und Wut heulend, aber standhaft, hemmte „Gräber“ sein Vordringen, während „Pieske“ sich hinten in seine Schwarte verbissen hatte. Noch eine Weile lauschte Alles atemlos, dann zeichnete der Jagdherr mit seinem Stock einen länglichen, viereckigen Platz aus: „Hier wird der Kasten geschlagen.“ Nun traten Spaten und Rodhacke in Aktion. Nach ein paar Minuten hastigen Grabens eine Pause, um zu horchen. „Weiter, weiter, er liegt fest.“

Unter der oberen Humusschicht liegt der rote Raseneisenstein. Er zerrinnt wie Asche auf dem Spaten, nur langsam vertieft sich die Grube. Wurzeln müssen durchschlagen werden, es ist eine mühsame Arbeit. Jetzt wird die graue Kiesschicht durchstochen, und darunter kommt der weiße Sand zum Vorschein, in dem die Röhren liegen.

Eilig springen die Arbeiter aus der Grube. Der Förster steigt hinab und schürft vorsichtig die dünne Sandschicht ab, unter der das Schnaufen und Knurren der Hunde deutlich hervortönt. Nun ist er auf „Pieske“ gestoßen, und beim nächsten Spatenstich liegt auch der Dachs bloß. Dicht gedrängt verfolgt die Jagdgesellschaft vom Rande der Grube die Vorgänge. Jetzt wird dem Förster eine aus dickem Haselstock geschnittene Gabel gereicht, mit der er den Dachs, der sich vor aller Augen verklüften, d. h. in die Erde eingraben will, am Boden festklemmt. Dann steigt ein Jagdgast in die Grube und gibt Meister Grimbart aus einem 9 mm-Teschin den Fangschuß.

Ein fröhlicher Jagdruf begrüßte das günstige Resultat, denn ein mächtiger Kämpe von 40 Pfund Gewicht ist zur Strecke gebracht. Heulend stürzen die beiden Teckel

auf den toten Gegner, der ihnen ſo hart zugeſetzt hat, und verbeißen ſich in die Schwarte.

Inzwiſchen ſind die Damen angelangt, ein mächtiges Feuer lodert empor. Ringsum lagert die Geſellſchaft und beſpricht die einzelnen Phaſen der Jagd. Für viele der Gäſte beginnt nun der angenehmere Teil, das Schüſſeltreiben. Was die ländliche Küche an guten Dingen bietet, liegt auf einem weißen Tiſchtuch aufgeſtapelt, und über dem Feuer brodelt in umfangreichem Keſſel das Waſſer zum dampfenden Punſch. Scherzworte und Neckereien fliegen hin und her, hell klingen die Gläſer aneinander ... aber ſchon heiſchen Rufe vom Bau her Ruhe; ein zweites Paar Teckel hat den unterirdiſchen Kampf begonnen.

Nicht immer verläuft die Jagd ſo ſchnell und glücklich. Sind die Hunde nicht ſcharf genug, dann verklüftet ſich der Dachs vor ihnen, oder er bricht noch im letzten Augenblick ſeitwärts aus, ohne daß die Hunde es hindern. Nicht ſelten überwältigt er auch den vor ihm liegenden Teckel und fährt über ihn hinweg in ein tief in die Erde führendes Rohr. Dann iſt alle weitere Mühe vergebens. Überhaupt iſt der Ausfall des Dachsgrabens von der Tüchtigkeit der Teckel abhängig. Der kleine krummbeinige Köter kommt zwar an Stärke dem Dachs nicht gleich, aber er übertrifft ihn an Mut. Ohne Scheu „ſchlieft“ er, wie der Jäger ſagt, in den ihm unbekannten Bau und ſtellt den Dachs, der ihm mit ſeinem furchtbaren Gebiß den Kopf zerfleiſcht. Eine Dreſſur iſt dazu nicht erforderlich, aber von Vorteil iſt es, wenn der junge Dachshund durch Graben junger Füchſe „ſcharf“ gemacht wird. Mitunter aber hilft, wie ſchon geſagt, alle Schärfe nichts, Grimbart überrollt ſeinen Gegner und „verklüftet“ ſich ſo, daß ihn kein Hund findet.

Bei der Erlegung des Dachſes verfährt man jetzt, wenn der Ausdruck anwendbar iſt, humaner als früher. Man zog ihn ehemals mit einem großen Haken oder einem wie ein Pfropfenzieher geformten Inſtrument aus dem Rohr, betäubte ihn durch einige Schläge auf die Naſe und überließ ihn der Rachſucht der Hunde.

Jetzt heftet man ihn meiſtens mit einer Gabel am Boden feſt und tötet ihn durch einen Schuß. Neuerdings hat man ein Verfahren gefunden, auch aus unzugänglichen Bauen den Dachs hinauszutreiben — ſeiner Originalität halber ſei es hier mitgeteilt. Man fängt ſich einige Ratten lebendig und befeſtigt an ihrem Schwanz mit dünnem Draht einen kleinen Salonfeuerwerkskörper. Während der Zündfaden brennt, wird die Ratte in die Röhre geſchoben. Der Schmerz und das ziſchende Feuer treiben ſie unaufhaltſam vorwärts. Ihre Erſcheinung mit dem feuerſpeienden Schwanz wirkt unwiderſtehlich auf Meiſter Grimbart. Entſetzt flieht er vor der raſenden Ratte an das Tageslicht, wo er alsbald von einem Schützen erlegt wird.

Großen Wert repräſentiert der erlegte Dachs nicht. Sein Fleiſch, das dem Schweinefleiſch ähnelt, aber ſüßlicher ſchmeckt, wird nicht überall gegeſſen. Das Fett wird als Heilmittel zu Einreibungen und dergleichen verwandt, die Schwarte iſt in Forſthäuſern als Zierſtück des Fußbodens beliebt. Er würde wohl weit weniger Nachſtellungen ausgeſetzt ſein, wenn nicht die beſondere Art, in der er erlegt wird, ſoviel Reiz böte. Denn an aufregenden und ſpannenden Momenten übertrifft das Dachsgraben vielleicht jede andere Jagd.

Abb. 143. Der Dachshund. Zeichnung von H. Sperling.

Abb. 144. Jagd auf das Rebhuhn. Nach J. Morland, Lithographie vom Jahre 1790.

XVI. Hühnerjagd.

Der Posten am Schlagbaum ließ eiligst die Kette hinab, die den Übergang am Tage sperrt, und salutierte durch Anfassen des Gewehres. Ich warf ihm eine Zigarre zu, die er geschickt in der Luft griff.

„Ist der Herr Direktor schon auf der Kammer?“

„Er erwartet die Herren.“

Ungehindert passierten wir mit Gewehren und Hunden die russische Grenze: der Leutnant, der eben eine Abteilung Straschniks zur Ablösung der Posten wegführte, ließ seine Leute stillstehen und trat, verbindlich grüßend, an den Wagen. Von dem langgestreckten, aus runden Baumstämmen errichteten Blockhaus kam der diensthuende Beamte, der mit spitzem Eisenstab auch das harmloseste Heubündel untersucht, und blieb in respektvoller Entfernung stehen, als er unser Fuhrwerk und seine Insassen erkannte. O ja, auch russische Grenzbeamte können höflich und zuvorkommend sein! Sie hatten in diesem Fall noch eine ganz besondere Ursache dazu, denn die beiden Reisenden, mein Vater und ich, genossen den seltenen Vorzug, die beiden höchsten Beamten der Grenzstadt, den Kommandeur der Garnison und den Telegrapheninspektor, zu ihren Verwandten zu zählen. Und wer den Papst zum Vetter hat .... Der Kontrolleur hatte unsere Pässe zum Visieren in Empfang genommen. Der Direktor der Kammer brachte sie uns selbst wieder und nahm auf unserem Wagen Platz. Ein feingebildeter, höflicher Mann, Deutscher von Geburt, wie damals fast alle höheren Beamten an der Grenze. Später hat sich das geändert. Da wurden alle diese Beamten in das Reich versetzt, wo es am tiefsten ist, und Stockrussen traten an ihre Stelle ...

Abb. 145. Der Hochschuß von vorn. + Zielpunkt.

Unterwegs nahm der Kammerdirektor das neue Gewehr in Empfang, das er sich aus Suhl hatte verschreiben lassen. Ein Lancastergewehr, Kaliber 10, aber verhältnismäßig leicht und sauber gearbeitet. Eine prächtige Waffe .... Wir waren zur Jagd geladen bei dem Grafen Starzinsky, einem polnischen Großgrundbesitzer, der seinen Frieden mit dem russischen Bären gemacht hatte und mit den Grenzbeamten freundschaftlich verkehrte. Auch für ihn hatten wir eine neue Flinte im Wagen. Und auch der zierliche Gordonsetter, der mit Diana vorn neben dem Kutscher saß, gehörte ihm; er hatte bei mir einen Kursus in der festen Dressur durchgemacht und sich als ein folgsamer Zögling erwiesen, der sich durch ein leises „Pßt“ aus jeder Situation abrufen ließ und fix apportierte. Boy, so hieß er, sollte heute seine Generalprobe bestehen, und ich durfte das Beste hoffen, denn er hatte sich auf Ente und Pfuhlschnepfe glänzend bewährt.

Es war in den ersten Tagen des August.

Abb. 146. Der Schuß in gerader Linie von vorn. + Zielpunkt.

Aber das Wetter war so günstig gewesen, daß die Gelege des Rebhuhns früh ausgefallen waren, und die Jungen beinahe schon anfingen zu schildern. Und da man in Rußland die Schonzeit nicht kannte, so begann man mit der Jagd, sowie das Wild jagdbar war. Außer dem Grafen, dem Direktor der Kammer und uns nahm noch der Kordonmajor und ein Kollegienassessor Tolpiga an der Jagd teil, die auf das sorgfältigste vorbereitet war. Früh morgens waren mehrere Völker verhört; bei jedem stand als Wachposten ein kleiner Judenjunge. Auch jeder Jäger erhielt solch einen braun und Weizen stand noch alles Getreide auf dem Felde, und man brauchte nicht ängstlich darauf Rücksicht zu nehmen. Dazwischen große Schläge Klee und Sens. Auf den Böschungen der tiefeingeschnittenen Gräben überall Dornhecken, ein Zeichen, daß der Graf seine Wildbahn sorgsam pflegte. Auch die Frau Gräfin war früher eine tüchtige Jägerin und ausgezeichnete Schützin gewesen. Jetzt hinderte sie schon seit Jahren ein hartnäckiges Leiden an der Bewegung. Aber sie folgte uns auf einem leichten Wägelchen, das von einem unerschrockenen Pony gezogen wurde. Ein zweiter Wagen

Abb. 147. Der Schuß auf herabstreichendes Flugwild. + Zielpunkt.

verbrannten Burschen als Begleiter, der ihm Munition und Jagdtasche trug.

Mein Kompagnon war ein fixer Bengel von höchstens 12 Jahren, der sich ganz außerordentlich bewährte. Wenn die Hühner zersprengt waren, wußte er ganz genau, wo ein jedes eingefallen war. Ich machte mir den Spaß, ihm die Flinte anzubieten, als er mir ein einzelnes Huhn zeigte, das auf einem Stoppelfeld eingefallen war. Die Miene des kleinen Burschen war in diesem Augenblick unbeschreiblich. Die Jagdpassion in ihm kämpfte mit der Scheu vor dem Gewehr einen heftigen Kampf. Aber er lehnte ab und bedankte sich mit höflichen Worten für die Ehre.

Das Jagdterrain war geradezu von idealer Beschaffenheit. Außer dem Roggen führte die Fourage nach und eine Batterie von Flaschenbier, das sich in feuchtes Heu verpackt recht frisch erhielt.

War das eine Jagd! Noch ehe wir den ersten Posten erreicht hatten, zogen die Hunde an und standen. Es war ein Volk Hühner, die Jungen kaum größer als Sperlinge. Das nächste Volk war gut jagdbar. Es zerfiel nach der ersten Salve, bei der vier Doubletten gefallen waren. Nur der Direktor und der Kollegienassessor hatten je einen Schuß abgegeben und unglücklicherweise auf ein und dasselbe Huhn.

Nun teilte sich die Gesellschaft. Der Graf ging mit mir, er wollte Boy arbeiten sehen. Drei, vier versprengte Hühner, die außerordentlich fest lagen, hatte er ganz kunstgerecht ausgemacht. Einen halbwüchsigen

Krummen hatte er angezogen und geſtanden, bis ich ihn abrief. In ſeiner überſchwenglichen Art nahm der Graf den zierlichen Hund auf den Arm und küßte ihn auf den Kopf.

Nun ging's weiter über ein friſchgemähtes Erbſenfeld. In kleinen Haufen, wie ſie die Senſe zuſammengerafft hatte, lagen die vollbeſetzten Ranken da. Gleich vorn auf dem Felde ſtand Boy. Aber er benahm ſich ſo komiſch dabei, daß man ſah, er hatte ein Wild vor ſich, das er noch nicht kannte. Zum Einſpringen war er nicht zu bewegen, ich mußte ihn mit dem Knie vorſchieben. Ein Volk Wachteln war's, das wir über das ganze Erbſenfeld zerſprengten und dann einzeln ausmachten. Die komiſche Art zu ſtehen — er wurde vorn niedrig und blieb hinten hoch, während er vor Hühnern nicht ſtand, ſondern tout beau machte, behielt Boy bei.

Als wir uns kurz nach 11 Uhr an der Scheune eines Vorwerks zur Mittagspauſe zuſammenfanden, betrug die Strecke weit über 100 Hühner und etwa 30 Wachteln. Eine erbarmungsloſe Glut lag über dem Felde, über dem die Luftwellen zu zittern ſchienen. Die Hunde lagen breitſeit im Schatten und tranſpirierten durch die Zungen. Sie wurden mit ſaurer Milch und eingebrocktem Brot erquickt, was ihnen ganz vorzüglich mundete. Unſer Frühſtück war etwas opulenter, und für den Durſt gab's reichlich Schorle-Morle!

Dann ſetzten ſich die Herren an einen glattpolierten Tiſch, auf dem ſchon das Handwerkszeug lag und vertieften ſich in eine Partie Préférence, wie ich ſpäter erfuhr, ihre regelmäßige Beſchäftigung während der Mittagspauſe. Eine Weile ſah ich zu, bis der Wunſch, der in mir aufgeſtiegen war, ſich in einer Bitte an den Grafen Luft machte. Ich hatte am Morgen einen Flug Trappen ziehen ſehen, und ſofort war in mir das Verlangen aufgeſtiegen, einen Schuß auf dieſes ſeltene Wild, das mir bis dahin noch nicht vor die Flinte gekommen war, abzugeben. Irgendwo hatte ich geleſen, daß man in der Mittagshitze die ſcheuen Vögel mit der nötigen Vorſicht beſchleichen kann.

„Gewiß, mein junger Freund," meinte der Graf, als ich ihm mein Verlangen vortrug, „verſuchen Sie Ihr Glück. Die Sache iſt nicht ausgeſchloſſen. Hat einer von euch geſehen, wo die Trappen eingefallen ſind?" rief er zu der Gruppe der Jungen hinüber, die eine große Arbuſe, eine Melonenart, unter eifrigem Geſchnatter zur Erquickung verſpeiſt hatten. Drei, vier der Burſchen ſprangen auf. „Gut! Du, Moſchko, wirſt den Herren führen."

Es war mein Begleiter. Natürlich erhob ſich, als ich mein Gewehr zur Hand nahm, auch Boy und ſchloß ſich uns an. Es gehörte wirklich viel Jagdpaſſion dazu, um in der Hitze den Marſch zu unter-

Abb. 148 Der Schuß auf hochſteigendes Flugwild. + Zielpunkt

Abb. 149. Der horizontale Schuß spitz von hinten. + Zielpunkt.

nehmen. Es war kein Spaziergang, wenigstens für mich nicht, denn mehr wie tausend Schritt mußte ich gebückt im Graben schleichen, unter niedrigen Bohlenbrücken hindurchkriechen und stellenweise mich durch Brombeergesträuch hindurch winden, das den Graben überwuchert hatte.

Endlich hielt Moschko an, steckte die Nase über den Grabenrand und wies auf ein weitgestrecktes Kartoffelfeld, das mit einem schmalen Ausläufer bis auf etwa 30 Schritt an den Graben heranreichte. Auf dem tiefgelegenen dunklen Boden stand das Kartoffelkraut wie eine dichte Schonung. Vor Erregung zitternd wisperte mir Moschko zu: „Jetzt werden der Herr schnell bis in die Kartoffeln laufen und schießen Vögel, viele, große."

Mit einem Satz war ich auf dem Grabenrand, in wenigen Sekunden hatte ich den Raum bis zu dem Kartoffelfeld durchmessen. Nichts rührte sich, so daß ich schon fürchtete, den beschwerlichen Marsch vergebens unternommen zu haben. Einen Blick auf Boy; er sieht aus, als ob er auf dem Sprunge wäre, sich auf einen gefährlichen Gegner zu stürzen. Da wird es auch schon vor mir unter dem Krautdach lebendig. Überall bewegt es sich, ich springe hinterher .... Jetzt läuft ein Vogel aus dem Kraut aufs freie Feld und hebt sich empor. Mit dem ersten Schuß hole ich ihn herunter, auf nicht ganz 30 Schritt. Nun plustern zwei, drei gleichzeitig vor mir, neben mir, hinter mir aus dem Kraut heraus. Die zweite Trappe fällt, auf zehn Schritt durch den rechten Flügel geschossen. Schnell wie der Blitz frisch geladen und zwei Schüsse mit grobem Schrot auf eine Trappe, die etwas weiter abgelaufen war, abgegeben. Sie wurde ganz kraus, zieht aber weiter. Ganz mechanisch klappe ich das Gewehr auf und stecke neue Patronen ein. Da sehe ich, wie dicht vor mir das Kraut in Bewegung gerät, Boy, der wie ein Besessener getobt und vor Aufregung geheult hatte, springt zu, noch eine Trappe, ein junges Tier steht auf. Ich hole sie mit dem ersten Schuß herab.

Das Vergnügen war aus, der Überfall war gelungen. Mir flogen die Pulse vor Erregung. Nun wurde erst das erste Exemplar besichtigt. Es war der alte Hahn, mindestens 20 Pfund schwer. Vergeblich mühte sich Boy ab, ihn zu apportieren. Wenn er ihn am Halse faßte, schleppte der große schwere Körper ihm zwischen den Vorderläufen. Den zuletzt geschossenen Vogel brachte Moschko an. Doch wo war die geflügelte Trappe? Natürlich abgelaufen. Das gab noch eine tüchtige Hetzjagd, bis wir sie eingeholt hatten, und wer weiß, wie lange die Jagd noch gedauert hätte, wenn ich sie nicht auf 30 Schritt zu Gesicht bekommen und mit einem Hagel durch den Hals erlegt hätte.

Abb. 150. Der Schuß im linken Winkel. + Zielpunkt.

Jetzt erst dachte ich an die vierte Trappe, auf die ich zweimal geschossen hatte. Mit verschmitztem Grinsen erklärt Moschko, wir würden sie auch finden. „Tot?" „Ja, Herr Wohlthäter, ganz tot! Hat sich Flügel zusammengeklappt — bautz, auf Erde!" Und richtig, der Junge hatte richtig gesehen, er führte mich geradenwegs auf ein Feld Senf, und nach zwanzig Schritt stand Boy vor dem Vogel, der bereits verendet war.

Der Rückweg wurde uns beiden recht sauer, denn die schweren Vögel waren sehr unbequem zu tragen. Aber freudig und stolz schleppte ich meine Beute. Auch Moschko war in freudiger Erregung, wohl weniger über das Jagdglück als über das Markstück, mit dem ich bei ihm wahrscheinlich den Grundstock zu einem höchst respektabeln Vermögen gelegt habe. Mein Stolz wurde übrigens ganz empfindlich gedämpft, als der Graf mich auslachte, weil ich die unnützen Vögel so weit getragen hätte. Doch ich ließ mich dadurch nicht beirren, sondern nahm alle vier Trappen abends mit nach Hause. Die Jungen wurden vierundzwanzig Stunden in Buttermilch gelegt und mundeten ganz vorzüglich, der alte Hahn lag drei Tage in einer Essigbeize und war dann auch nicht zu verachten.

Nach meiner erfolgreichen Expedition hatte ich noch eine Stunde im Grafe geschlafen. Dann gab's einen vorzüglichen Mocca, während die Herren das Ergebnis ihrer Partie aufrechneten und die ekelhaft schmutzigen Lappen austauschten, die in Rußland als Papiergeld umlaufen. Um $^1/_2$3 Uhr ging's weiter. Der Himmel hatte sich bezogen, ein frischer Wind hatte sich aufgemacht, zur Suche ganz ausgezeichnetes Wetter. Waren das noch genußreiche Stunden! Mir machten sie noch aus einem anderen Grunde viel Spaß. Der Graf wollte seinen Boy nachmittags allein führen. Es war, als ob der Kollegienassessor darauf gewartet hatte, denn in liebenswürdiger Weise bat er mich, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Ich hatte schon eine kleine Ahnung, worauf die Sache hinauslaufen würde. Und richtig, kaum hatten wir uns hundert Schritt von den anderen entfernt, als der Assessor seine Zigarrentasche hervorholte und mir eine echte Manuel Garcia anbot. Dann lobte er mein Schießen und bedauerte, daß ihm die Kunst des Treffens soviel Schwierigkeiten bereite; er habe am Abend immer soviel Spott zu ernten .... Nun brach mein Mitgefühl unaufhaltsam hervor, und mit gönnerhaftem Gefühl erklärte ich dem Assessor, ich würde ihm mindestens die Hälfte der noch von mir zu erlegenden Rebhühner überlassen. Zum Schluß gelobte ich auf grande parole d'honneur Verschwiegenheit.

Das Glück war uns günstig. Wir fanden bald ein starkes Volk, das wir zer-

sprengten und gänzlich aufrieben. Der Assessor schoß gar nicht so schlecht, wie ich annehmen mußte; das einzelne Huhn traf er fast immer, d. h. wenn er fertig wurde, ehe ich geschossen hatte. Auf den Rat des Grafen hatte er es sich zur Pflicht gemacht, nicht eher abzudrücken, als bis er die Gewißheit hatte, gut abgekommen zu sein. Da dies manchmal ziemlich lange dauerte, so machte ich mir kein Gewissen daraus, Dampf zu machen, wenn das Huhn in richtiger Entfernung war. Natürlich ließ Herr Tolpiga jedes Huhn von seinem Hund apportieren und reichte es seinem Begleiter. Moschko sagte nichts, aber er machte ein so verschmitztes Gesicht, daß ich sah, er hatte den Zweck der Uebung erraten. Aber das war ja gleichgültig, was im Kopf dieses kleinen Glaubensgenossen vorging ....

Wir hatten schon das zweite Volk aufgerieben, als Moschko mit dem lauten Ruf „Scheiki, Scheiki" mich am Arm zupfte. Ich sah mich um, eine Schar von 60 bis 70 Brachhühnern, von weitem an dem hell schimmernden Gefieder kenntlich, kam auf uns zu gestrichen und fiel kaum 200 Schritt weit auf der Weizenstoppel ein. „Moschko, was nun?" „Wenn die Herren wollen gütigst in den Graben kriechen. Wir werden von der anderen Seite Vögel antreiben."

Natürlich handelten wir gütigst nach dieser Instruktion. Im Nu hatten sich unsere kleinen Begleiter über den Feldzugsplan verständigt und verschwanden im Graben, jeder nach einer anderen Seite hin. Nach einer Viertelstunde tauchten sie weit hinter den Hühnern auf, die sich bereits näher an uns herangezogen hatten. Ohne sich von der Stelle zu bewegen, vollführten die beiden Jungen einen Heidenlärm. Einen Augenblick reckten die Hühner die Köpfe in die Höh, dann ging eine Bewegung durch die Schar, und kurz danach kam sie in schneller Bewegung laufend an uns zu.

Ich hatte schon öfter Brachhühner geschossen, die früher in Ostpreußen nicht ganz selten waren. Wenn sie im Herbst sich zu großen Flügen zusammenschlugen und auf den Feldern hin- und herzogen, fertigte man sich ein Schild aus langem Richtstroh, das zwischen Parallelstäbe so eingeklemmt war, daß man es vor sich tragen konnte. Ohne Scheu ließen die Brachhühner diese Attrappen

Abb. 151. Auf der Hühnerjagd. Gemälde von J. Schmitzberger.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

auf 50 bis 40 Schritt an ſich herankommen.

Es war doch ein eigenartiges Gefühl, als die Schar Vögel auf uns zugelaufen kam. Ich hatte dem Aſſeſſor zugeraunt, er möge ein ‚Pſt‘ ausſtoßen, wenn er abdrücken wollte, aber vergeblich wartete ich auf das Zeichen. Jetzt waren die Hühner auf 40 Schritt heran, vor mir gerade ballte ſich ein Klumpen zuſammen. Da machte ich Dampf und zum zweitenmal in den aufſteigenden Schwarm. Herr Tolpiga hatte kurz nach mir geſchoſſen und drei Vögel erlegt. Meine Beute war doppelt ſo groß, mit dem erſten Schuß hatte ich nur zwei, dagegen mit dem zweiten vier Stück erlegt, von denen zwei nur geflügelt waren und vom Hund ausgemacht und gegriffen werden mußten. Vier Stück von meiner Beute, die ich leider unvorſichtigerweiſe bis dahin getragen hatte, erhielt der Begleiter Tolpigas. Moſchko machte wieder eine ſo merkwürdige Miene dazu, daß ich ſchon dem Aſſeſſor raten wollte, dem Burſchen einige Kopeken zu ſpendieren.

Langſam zogen wir uns nach dem zum Rendezvous beſtimmten Vorwerk, denn die Sonne neigte ſich zum Untergang. Ein Volk Hühner, das wir noch fanden, nahm meine letzten Patronen in Anſpruch. Wir waren die letzten, die zurückkehrten. Auf dem Platz erwartete uns bereits die ganze Geſellſchaft. Die Frau Gräfin war mit den beiden Komteſſen erſchienen und erquickte die Jäger mit einem Kognak. Die erſte Frage war natürlich: „Nun, Herr Aſſeſſor, was haben Sie am Nachmittag geſchoſſen?“

„26 Rebhühner und 7 Brachhühner, gnädigſte Frau Gräfin.“

„Ah, das iſt ein gutes Reſultat. Und wie groß iſt Ihre Beute, Herr Studioſus?“

Ehe ich antworten konnte, wurde es hinter uns laut. Ich hörte Moſchko ganz erregt zu ſeinem Kameraden ſagen: „So Du mir niſcht gibſt die Vögel, werd ich ſagen dem Herrn Staroſten: getragen haſt Du, geſchoſſen hat mein Herr.“

Einen Augenblick herrſchte peinliche Stille, bis die Frau Gräfin ſich danach erkundigte, wie ich die Trappen beſchlichen hätte? Mit Aufbietung aller meiner Vortragskünſte ſchilderte ich die Epiſode, ſodaß die Unterhaltung wieder in Fluß kam. Nicht lange danach fuhren die Wagen vor, um uns ins Schloß zu bringen, wo ein fröhliches Schüſſeltreiben beginnen ſollte. Nur der Herr Aſſeſſor kam nicht mit, ein ſtarkes Unwohlſein hatte ihn befallen. Acht Tage ſpäter war ich wieder beim Grafen Starzinsky zur Jagd. Mit freundlichem Grinſen begrüßte mich mein Freund Moſchko. Und der Jagdherr meinte lachend: „Beide zuſammen kann ich nicht einladen und da Ihnen Moſchko als Begleiter lieber ſein dürfte als der Aſſeſſor, ſo habe ich Moſchko gebeten ....“

Abb. 152. Vor dem Einfallen. Gemälde von W. Thorburn.
(Verlag der „Fine Art Society in London“.)

Abb. 152. Junger Fuchs. Ölstudie von J. Ch. Denker.

XVII. Raubtierfang.

In jedem Buche, das von der Jagd handelt, kehrt die Klage wieder, daß jede neue Generation von Jägern immer weniger mit der Handhabung der Eisen und Fallen für das Raubzeug vertraut ist als die vorhergehende. Diese Klage ist berechtigt. Wenn ich die große Zahl der mir bekannten Jäger und Grünröcke in Gedanken durchmustere, so finde ich vielleicht zehn oder zwölf, die überhaupt das Stellen des Schwanenhalses verstehen und ausüben und zwei oder drei, die es in dieser Kunst zur Meisterschaft gebracht haben. Die gebräuchlichste Erklärung und Entschuldigung — ich will das Wort hier anwenden — für diesen betrübsamen Zustand ist der Hinweis auf die ungebührlich vermehrte Schreiblast der Forstbeamten. Ich habe mich auch darauf berufen, als ich in einem der ersten Kapitel davon sprach, daß soviele Grünröcke unter die „Giftmischer" gegangen sind und ihr Revier mit Strychnin von den Füchsen säubern. Ich möchte aber ergänzend hinzufügen, daß ich schon vor dreißig Jahren unter den Grünröcken alte Knasterbärte gekannt habe, die nie in ihrem Leben einen Schwanenhals gestellt hatten.

Die „Überbürdungsfrage", um mich gebildet auszudrücken, existierte noch nicht, als diese alten Herren noch jung waren! Es muß also noch an etwas anderem liegen, wenn diese Kunst von den dazu Berufenen vernachlässigt wird. Ich habe mir schon lange darüber meine eigenen Gedanken gemacht und stehe nicht an, sie der Öffentlichkeit zu unterbreiten, selbst auf die Gefahr hin, daß mir zugerufen wird, ich sei auf falscher Fährte.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte ich manchen frischen Waidgang mit einem Freunde, dem Oberförster Engel, der die Forsten der früheren Strousbergschen Besitzungen bei Lissa in der Provinz Posen verwaltete. Er ist schon seit mehreren Jahren in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt, wie der Generalpostmeister v. Stephan, der oft und gern bei ihm zur Jagd weilte.

Eines Tages ging ich mit Engel durchs Laßwitzer Revier. Er führte mich zu einem

Abb. 154. Alter Fuchs. Gemälde von J. Ch. Deiker.

„Heute wird gefegt“ wiederholt. Diesmal dauerte es nur 24 Stunden, bis der Fuchs den Bau verließ. Beim viertenmal hatte er sich daran gewöhnt, daß der Herr Oberförster für die äußere Reinlichkeit seiner Wohnung sorgte. Nun wurde — allerdings mit gebührender Vorsicht — in zwei Röhren je ein Tellereisen gelegt, die anderen wurden mit Dornreisig unfahrbar gemacht, und am nächsten Morgen saß Reinecke darin. Das Fegen hatte nur den Zweck gehabt, den Fuchs vorher daran zu gewöhnen, daß das Erdreich vor und vorn in den Röhren zerkratzt war, so daß er arglos in das Eisen ging.

Von diesem Freunde, der als tüchtiger Waidmann weit und breit bekannt war, hörte ich zum erstenmal das Wort, daß die Kunst des Eisenlegens in jahrhunderte alter Überlieferung erstarrt wäre und den Jäger mit einer Unmasse von Vorschriften belaste, die zu erfüllen nicht nur viel Zeit erfordere, sondern auch

Fuchsbau, spürte ab, ob er befahren war und der Fuchs darin steckte. Dann brach er von der nächsten Fichte einen starken Ast, und mit einem lauten „Heute wird gefegt“ säuberte er nicht nur den Platz vor den Röhren, sondern fuhr auch soweit der Arm reichte, in jede Röhre hinein, so daß der Bau aussah, als hätte eine ordnungsliebende Küchenfähe ihn zum Sonntag gesäubert. Erst am dritten Tage wagte der Fuchs die Ausfahrt. Am nächsten Morgen war er wieder eingefahren; sofort wurde die Prozedur mit dem lauten

Abb. 155. Fuchs, vom Raube heimkehrend. Ölstudie von J. Ch. Deiker.

überflüssig sei. Das war ein Wort, dessen Wahrheit ich im Lauf der Jahre immer deutlicher erkannt habe. Und wenn einer, so wird es mir Herr Rudolf Weber in Haynau (Schlesien) bestätigen können, der „Fallen-Weber“, wie sein Ehrenname in Jägerkreisen lautet, denn er ist es gewesen, der durch Erfinden neuer Methoden und neuer Fallen diesem Zweig der Jagd neue Wege gewiesen und auch dem vielbeschäftigten Forstmann Gelegenheit geboten hat, in einwandfreier, waidmännischer Form dem Raubgesindel Abbruch zu thun.

Abb. 156. Fuchsstudie. Von J. Ch. Denker.

Doch der Leser soll selbst urteilen. Er soll ohne Murren und Keckern die ehrwürdigen Rezepte und Vorschriften genießen, wie sie Dietrich a. d. Winckell hinterlassen hat, wie sie von Diezel und seinen neueren Bearbeitern kritiklos übernommen sind. Und dahinter einige neuere Methoden von R. Weber, verbrämt mit wenigen eigenen Erfahrungen.

Das ehrwürdigste Instrument ist der Schwanenhals, auch Berliner Eisen genannt, das in drei Größen, für Wolf, Fuchs und Marder hergestellt wird. Die Anweisung, wie es fängisch gestellt wird, erspare ich mir, weil ein Anfänger auch aus der allergenauesten Beschreibung die Handhabung nicht lernen kann. Ich möchte auch die Verantwortung nicht übernehmen, daß jemand, der genau die Anweisung befolgt, dabei zu Schaden kommt, und verweise daher jeden auf die ausführliche Beschreibung, die er beim Kauf eines Eisens von der Fabrik erhält. Möchte aber noch den dringenden Rat beifügen, sich das Spannen und Stellen von einem Praktiker zeigen zu lassen, der damit umzugehen versteht. Der Schwanenhals besteht aus einer sehr kräftigen Feder und zwei Bügeln aus Stahl, die in gespanntem Zustande ein Oval darstellen und durch einen sehr leise gestellten Abzug, einen Faden, an dem der Köder befestigt ist, zum Zusammenschlagen gebracht werden. Ein gutes Eisen springt beim Zuschlagen über einen halben Meter vom Boden empor.

Die Kunst, es anzuwenden, besteht erstens in einer geradezu minutiösen Sauberkeit, in einem mit aller erdenklichen Vorsicht vorzunehmenden Verwittern, in dem erfolgreichen Kirren des Fuchses und in einem peinlich sorgfältigen Einbetten und Verbergen des gespannten Eisens im Boden.

Die Vorschriften selbst lauten nach Winckell folgendermaßen.

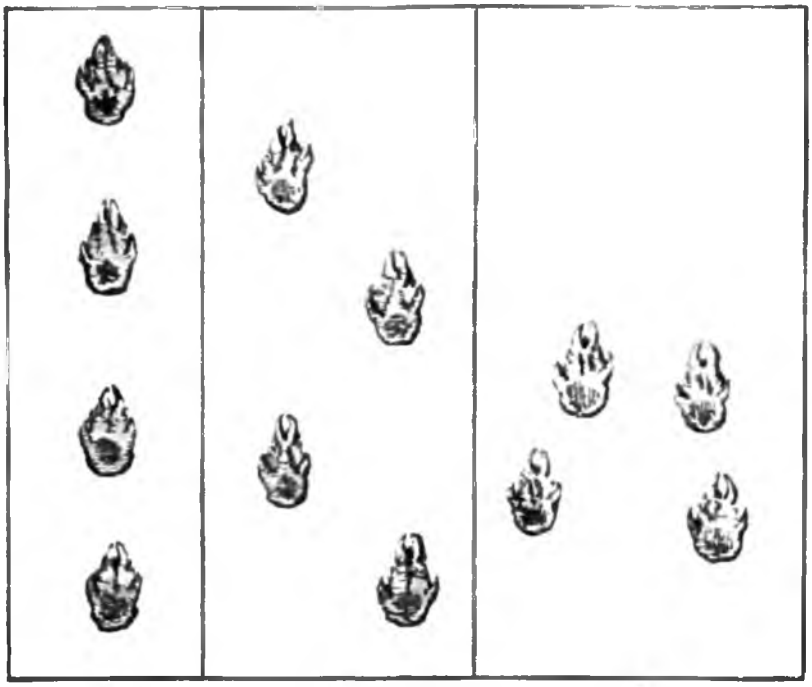


Abb. 157. Die Fuchsfährte.
1. Im Trabe, 2. im Schleichen, 3. in der Flucht.

„Mag das Eisen auch überall noch so blank zu sein scheinen, so muß doch jeder, auch der kleinste Teil besonders, da Reinlichkeit beim Fuchsfang in jeder Rücksicht Hauptbedingung ist, vor jedesmaligem Gebrauch mit Wasser und Sand (ja nicht mit Öl und Schmirgel) geputzt, dann in einen Kessel mit siedendem Wasser gesteckt, rein abgespült und mit einem reinen Lappen, an welchem nicht der mindeste Seifengeruch bemerkbar sein darf, abgetrocknet werden.

„Die eigentliche Fangzeit beginnt in den ersten Tagen des November und dauert fort bis zum Eintritt der Ranzzeit. Die Winterfangplätze bringe man an freien, erhabenen, nicht weit vom Holz entfernten Stellen an, weil hier der Wind den Schnee größtenteils wegweht. Dort trabt der Fuchs gern umher, und man darf nicht besorgen, daß das Eisen so hoch mit Schnee bedeckt wird, daß es seine Kraft nicht genügend äußern kann. Mehrere Herbstplätze müssen in verschiedenen Teilen des Reviers zu Anfang November angelegt werden, damit jedesmal, wenn man auf einem gefangen hat, dieser einige Tage frei bleiben kann (dieser Vorschrift wird von anderen Autoritäten und mit Recht widersprochen, denn wenn sich auf einem Platz ein Fuchs gefangen hat, so pflegt sich der zweite und dritte leichter an derselben Stelle zu fangen).

„Nachdem zu Hause das Eisen fangbar gestellt, und der Sicherungsstift festgebunden, legt man es der Sicherheit wegen so, daß die Seite, nach der die Bügel hinschlagen, nach außen gekehrt ist, auf einen zwei Fuß langen hölzernen Haken, nimmt diesen auf die Schulter und begibt sich auf den Fangplatz. Um hier alles gehörig in Stand setzen zu können, dürfen folgende Gerätschaften und Werkzeuge nicht fehlen: 1. ein starkes, scharfes Messer; 2. eine drei Zoll breite, mit einem kurzen Stiel versehene Hacke; 3. ein neuer birkener Besen; 4. ein neuer ungebrauchter weidener Henkelkorb. Da, wo das Eisen gelegt werden soll, macht man eine den Umrissen desselben — um mich kurz zu fassen — entsprechende Vertiefung von etwa 10 cm in den Boden, räumt die Erde daraus hinweg, kehrt sie sorgfältig in

Abb. 158. Der Schwanenhals, gespannt.

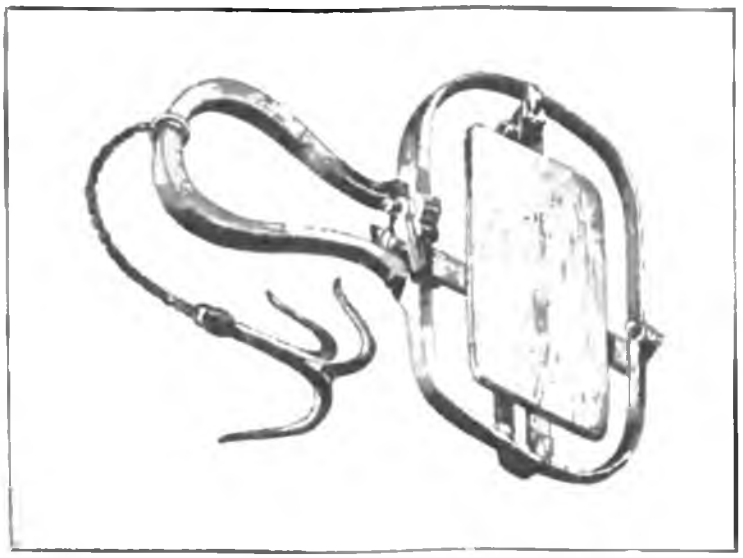


Abb. 159. Fuchsstellereisen mit Schwanenhalsfeder.

den Korb und trägt sie dreißig Schritt rückwärts. Hauptregel ist es, nie anders als von hinten — d. h. von der Seite, nach der die Feder hinzeigt — an den Fangplatz zu gehen, alle dort erforderlichen Arbeiten hinter demselben zu verrichten, ohne einen Fuß vorzusetzen, nie Tabak da zu rauchen, noch weniger auszuspucken und jedesmal beim Hin- und Rückweg denselben Weg zu gehen.

„Ehe fernerhin etwas vorgenommen werden kann, muß man nun die Witterung, den Vorwurf, auch Brocken genannt, und das zur Schleppe Erforderliche nach folgenden Rezepten bereiten.

A. Witterung Nr. I. Überall, vorzüglich aber in holzleeren Gegenden und in Feldern zu gebrauchen. Man nehme 45 g frisches unausgebratenes Gänsefett, womöglich von der Blume. Im Notfall kann es durch ganz frische, sehr rein gewaschene ungesalzene Butter ersetzt werden, 1 g foenum graecum, 8 g frische grüne Schale, d. h. die zweite vom sogenannten Mäuseholz (Solanum dulcamara L.), sonst auch unter dem Namen Alfranken bekannt, nachdem die obere graue Schale (Epidermis) sorgfältig mit einem mit Sand sehr rein geputzten Messer abgeschabt worden, 1 g weiße Zwiebel, $^1/_2$ Eßlöffel Saft aus frischen Pferdeäpfeln durch ein reines ungeseiftes Leinwandläppchen ausgepreßt, 62 g Fett, das von der Brühe aus Schafsknochen ausgekocht und abgeschöpft wird (Anweisung dazu folgt bei „Vorwurf" I unter B!), 8 g Krebsbutter, die auf folgende Art jedesmal frisch zu machen ist: man siede zwei kleine Krebse in einem neuen reinen Topf recht scharf mit Wasser, dann thue man sie in einen sehr genau mit heißem Wasser ausgewaschenen Mörser und stoße sie zu einem Brei. Diesen Brei schütte man nebst einem Stückchen frischer, ungesalzener Butter, von der Größe eines Hühnereies in einen neuen Tiegel und lasse es zusammen auf Schmiedekohlen (nicht über der Flamme) unter beständigem Rühren mit einem reinen Hölzchen so lange braten, bis es schön rot wird. Endlich drücke man es durch ein reines ungeseiftes Leinwandläppchen in ein neues Töpfchen.

Hierauf wird die oben vorgeschriebene Quantität von Krebsbutter wieder in den vorher mit heißem Wasser gereinigten Tiegel gethan, in welchem sie verfertigt wurde. Ebenso das mit einem reinen Messer würfelig geschnittene Gänsefett hinzugefügt. Beides läßt man unter fortgesetztem Rühren

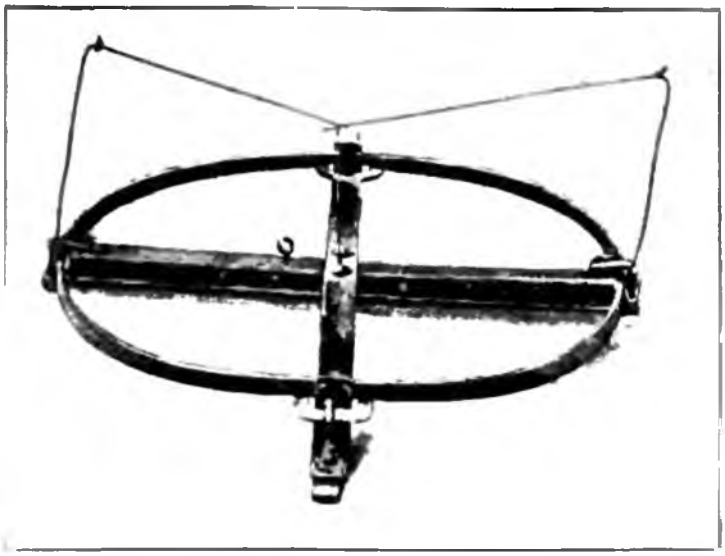


Abb. 160. Deutscher Schwanenhals mit Haarstellung.

Abb. 161. Universaleisen „Rudolfiat".

mit dem Hölzchen über Kohlen gemächlich zergehen. Dann schüttet man alle übrigen oben verzeichneten Ingredienzen hinzu und läßt die ganze Masse unter beständigem Umrühren zwei bis drei Minuten lang braten, aber ja nicht anbrennen. Hat sich die Masse etwas abgekühlt, so wird sie durch ein reines Leinwandläppchen in ein neues Töpfchen geseiht und gut zugebunden an einem kühlen Ort bewahrt. So hält sie sich die ganze Fangzeit eines Jahres hindurch gut und bleibt brauchbar.

Nr. II. Überall, vorzüglich aber in und vor Laubhölzern und auf Wiesen anwendbar. Man nehme: 250 g ungewässertes, unausgelassenes Gänsefett oder ungesalzene ganz frische Butter, 1 Fingerhut voll grüner Schale vom Mäuseholz (wie bei Nr. I behandelt), 15 g foenum graecum, 8 g Violenwurzel, 15 g Anis, hiervon bleibt ein wenig zurück, $2^1/_2$ g Kampfer. Dies alles wird, jedes einzeln, in einem sehr gut gereinigten Mörser zerstoßen. Wenn das Gänsefett im neuen Tiegel zergangen ist, thut man zuerst das foenum graecum hinein und läßt es ein wenig braten, hernach verfährt man mit der Mäuseholzschale und kurz darauf mit der Violenwurzel ebenso. Dann nimmt man die Masse von den Kohlen, mischt den Anis hinein und endlich den Kampfer, rührt sie, bis sie etwas abgekühlt ist, tüchtig mit einem Hölzchen um, seiht sie durch ein reines Läppchen in eine Büchse, überbindet diese oben mit Blase und verwahrt sie an einem kühlen Ort. Nr. III. Nur in und vor Kieferwaldungen zu gebrauchen. 125 g Gänsefett oder Butter, wie bei der vorigen Anweisung, 8 g grüne Mäuseholzschale, 4 g gestoßene Violenwurzel, einen gehäuften Eßlöffel voll Knospen von jungen Kiefern oder Tannen, $2^1/_2$ g gröblich gestoßenen Kampfer. Alles, außer dem Kampfer, der erst, wenn die Masse von den Kohlen genommen ist, hineingerührt wird, thut man zu gleicher Zeit in das zergangene Gänsefett und läßt es unter stetem Rühren braten, bis es anfängt, bräunlich zu werden.

Abb. 162. Raubvogel-Fußeisen.

Salvavi animam meam! Das sind die drei „klassischen" Witterungen. An deren Wirkung und Vorzüglichkeit zweifeln, ist ein Verbrechen, das eigentlich nur mit dem Tode zu sühnen wäre. Winckell hat jedoch ein menschliches Rühren gefühlt und fünf Ausnahmefälle konstruiert. Also, wenn man nicht zu grüner Mäuseholzschale u. s. w. gelangen kann, so genügt zum Verwittern der Urin des Fuchses.

Abb. 163. Raubvogel-Fußeisen mit Gummi.

Wie man zu dem kostbaren Naß gelangt, ist nicht gesagt. Ich nehme an, daß jeder Forstmann im Frühjahr sich in den Besitz eines lebendigen jungen Fuchses setzt und ihn so sorgfältig erzieht, daß er sich eines Töpfchens aus Porzellan zu bedienen lernt. Sollte dies Erziehungsexperiment nicht gelingen, so kann man sich mit Pferdeurin begnügen, der leichter zu erlangen ist. Der „reine" Leinwandlappen, den man in den Urin taucht, um das Eisen damit abzureiben, darf beileibe nicht „geseift" sein. Mit Zögern nur gebe ich die nächste Witterung an, sie lautet: Johannisöl und Aalraupenwasser. Die Aalraupe ist der einzige Süßwasserfisch, der lebende Junge zur Welt bringt. Wie man sich seines „Wassers" bemächtigt, ist mir völlig schleierhaft, falls nicht die Herren Apotheker so schlau sind, mit aqua destillata dem Jäger zu helfen. Die Mittel werden immer einfacher: Es genügt auch Kaninchen-

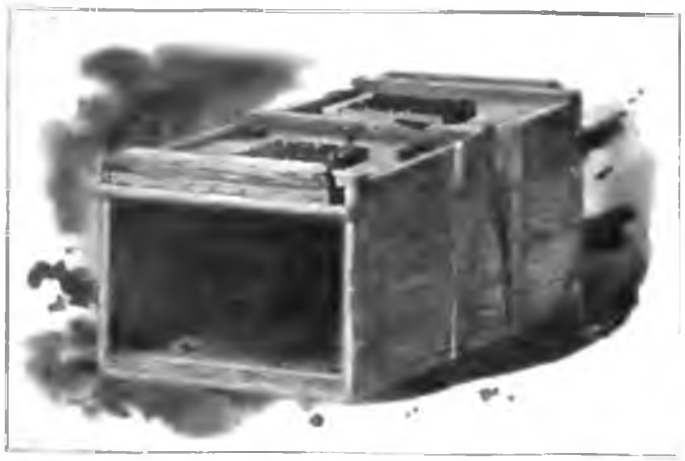


Abb. 164. Raubtierfalle.
Nur zum Totfangen mit Haarstellung und seinem Abzug.
Für Marder, Iltisse und Kaninchen.

losung, ferner kann man Maikäfer destillieren, dazu Anisöl mischen und damit das Eisen verwittern. Außer diesen im ganzen acht „offiziellen" Witterungen gibt es noch eine Legion privater Rezepte, deren jedes von seinem Besitzer als Geheimnis behandelt wird. Sie werden alle ihren Zweck, den Menschengeruch zu beseitigen, erfüllen, ein Beweis dafür, daß dieser Zweck auf sehr verschiedene Art erreicht werden kann.

Den Anfängern und all den Jägern, die sich vor dem umständlichen Verfahren nach Winckell und Diezel scheuen, sei im Vertrauen mitgeteilt, daß sie bei R. Weber-Haynau eine Politur erhalten, mit der sie das Eisen ohne Mühe und durchaus sicher verwittern.

Von den klassischen „Vorwürfen" - oder Brocken seien nur die 15 trocknen Schafsbeine erwähnt, die klein gehackt mit einer Messerspitze foenum graecum und ebensoviel Salz 3 bis 4 Stunden gekocht werden. Von diesen Knochen schöpft man auch die 62 g Fett, die zur Witterung Nr. I erforderlich sind. Ferner seien genannt: eingepökeltes Katzenfleisch, das in ganz kleine Stückchen zerhackt und in Gänsefett oder ungesalzener Butter gebraten wird. Nun kommen wieder die einfacheren Mittel: in Butter oder Gänsefett gebratene Heringe, und die gebratene Leber von allen Haarwildarten. Aus Eigenem will ich hinzufügen, daß in manchen Forsthäusern die Knöchlein der verzehrten Hasen, Gänse und Enten aufgehoben und in dem Rest der Sauce, die noch extra mit Majoran versetzt wird, stark gedämpft werden. Ich kann mich nicht erinnern, daß von den Tausenden von Knochen, die ich ausgelegt habe, einer vom Fuchs verschmäht worden wäre.

Zur Schleppe verwendet man mit gutem Erfolg das frische Gescheide des Hasen, aber auch jeder anderen Wildart. Ein oder vielmehr das probateste Mittel, dem kein Fuchs widersteht, ist das Schleppen einer gebratenen Katze. Die Katze wird geschossen und mit Haut und Haaren auf einem Holzfeuer geröstet, doch nicht so sehr, daß sie bröcklig wird und beim Schleppen zerfällt. Man kann denselben Braten mehr-

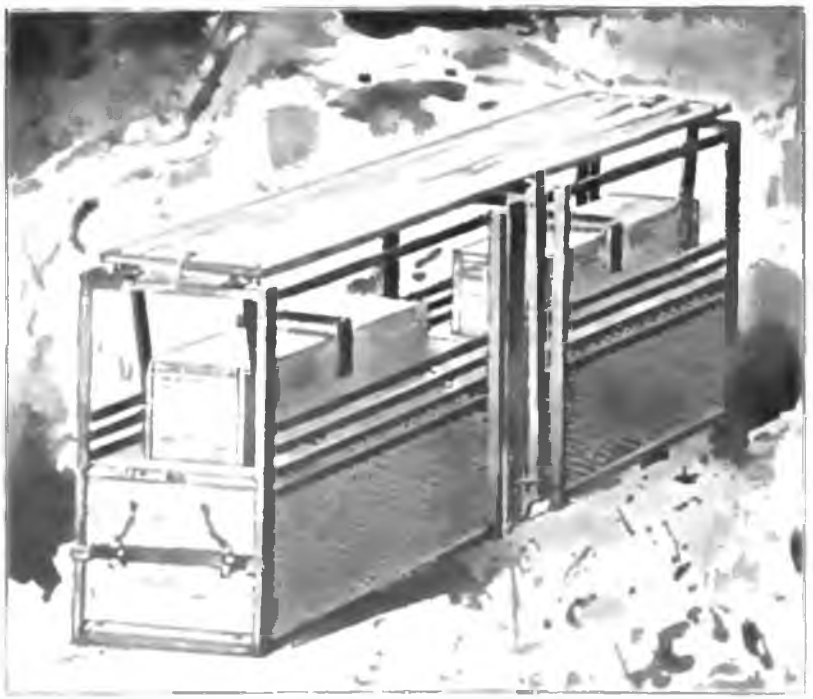


Abb. 165. Raubtierfalle. Nur zum Lebendfangen.
Humanitätsfalle für Otter, Dachs, Fuchs und kleines Raubwild.

Abb. 166. Wildkatze. Nach einer Aufnahme von Auguſt Lutz in Gera.

mals benutzen und ihn jeden Tag ein wenig aufs Friſche röſten! Wer dazu in der Lage iſt, benutze beim Schleppen ein Fuhrwerk. Man kann damit einen größeren Bezirk befahren und den Fuchs von der richtigen Seite an den Fangplatz locken; nur beobachte man die Vorſicht, einen Korb voll friſcher Pferdeäpfel von Hauſe mitzunehmen und ſie in der Nähe des Fangplatzes auszuſtreuen.

An dem Tone meiner Darſtellung wird der Leſer ſchon gemerkt haben, daß ich die alten Rezepte für ſehr — gut halte und ihre Anwendung allen empfehle, die Zeit und Geduld haben, ſie anzufertigen. Der vielbeſchäftigte Grünrock braucht deshalb auf den Fang mit dem Eiſen nicht zu verzichten. Sie können ſich als „im Notfall" betrachten und nach dem Rat Diezels, der wahrſcheinlich von dem Bearbeiter E. v. d. Boſch herrührt, das Eiſen durch Abreiben mit getrockneten Roßäpfeln — trocknem Pferdedünger — verwittern. Bei feuchtem, regneriſchem Wetter genügt es auch, wenn man das ſehr ſorgfältig geputzte Eiſen mit ungeſalzenem Gänſefett oder Butter einreibt. Aus derſelben Quelle ſtammt das Eingeſtändnis, daß der Fuchs, von dem verführeriſchen Duft einer der oben beſchriebenen Witterungen verleitet, mit dem Lauf die Füllung von dem Eiſen fortgeſcharrt und ſich dann, über das Reſultat ſeines Forſchungstriebes erſchreckt, unverzüglich aus dem Staube gemacht habe. Die daran anſchließende Empfehlung, das Eiſen nur mit Butter oder Gänſefett einzureiben, wobei der Fuchs nie „verpönt" werde, ſpricht ganze Bände. Doch: sapienti sat!

Als unfehlbare Witterung, die jeden Menſchengeruch beſeitigt und dem Fuchs den Fangplatz höchſt intereſſant und anziehend macht, empfiehlt Weber faulende Fiſche und faulende Krebſe. Kleine Fiſche oder kleine Krebſe werden in eine weithalſige Flaſche gethan, dieſe gut verkorkt und einige Tage in die Sonne oder auf den warmen Ofen geſtellt, der Geruch dieſes Deſtillats iſt geradezu unheimlich. Ein Kaffeelöffel von dieſer Flüſſigkeit auf den Fangplatz geſpritzt, verwittert alles

Die äußerſt umfangreichen und komplizierten Vorſchriften für das Legen des Schwanenhalſes reduzieren ſich in der Fanganleitung von Weber auf folgende Anweiſung: Will man den Schwanenhals legen, ſo ſpannt und ſichert man ihn zu Haus, überſtreicht ihn mit dem Witterungslappen, bindet vorher den Fangbrocken feſt, verſieht ſich mit Pferdedung und Sack zum Draufknieen und geht zum Fangplatz. Hier kniet man auf den Sack, nimmt den ganzen alten Pferdedung aus dem Lager und füllt dieſes mit friſchem, trocknem Dung etwa einen Finger hoch an. Dann legt man das Eiſen in das Lager, beachtet, daß es überall feſt liegt und füttert nun mit trocknem Dung zuerſt die Bügel von der Schraube her ein, den Dung gut feſt drückend, dann die Pfeife und zuletzt die Feder. Dann deckt man über die Bügelſchraube und über das Schloß und die eingefeilten Kerben je ein 8 cm im Quadrat haltendes Stück ſehr ſtarkes braunes Papier und bedeckt nun das ganze Eiſen etwa $2^1/_2$ cm ſtark mit Dung, dieſen gut andrückend. Von dem alten, feuchten Dung ſtreut man etwas ganz flach über den ganzen Fangplatz, den übrigen benutzt man, um ſeine Spuren zu verdecken. Vorher hat man den Fangbrocken, der etwa 5 cm Spielraum haben muß, in ſeine gehörige

Lage gebracht, ebenso den Brocken vor der Bügelschraube. Nun entsichert man das Eisen, bedeckt Schloß und Feder etwas stärker und verläßt den Platz.

Auf die Vorschrift, seine Spuren mit Pferdedung zu bestreuen, möchte ich ganz besonders hinweisen, um vor dem von Winckell empfohlenen Verkratzen der Spuren mit einem Besen zu warnen. Wenn der Jäger seine Sohlen noch etwas verwittert hat, so werden sie dem Fuchs nie auffallen. Erst der aufgekratzte Erdboden macht ihn aufmerksam und mißtrauisch.

Dem Zweck dieses Buches dürfte es genügen, noch auf eine Reihe bewährter Fangapparate kurz hinzuweisen, zunächst auf das Fuchstellereisen mit Schwanenhalsfeder und auf den deutschen Schwanenhals mit Haarstellung, von Weber erfunden und konstruiert. Dieses letztere Eisen dürfte das non plus ultra aller Fangapparate darstellen, es fängt den Dachs in und vor der Röhre, den Otter in schmalen Gräben, den Fuchs dort, wo er zwischen den Bäumen oder in einem Graben durchschnürt, Marder, Iltis und Raubvögel. Zu erwähnen sind noch die verschiedenen Tellereisen und vor allem die Weberschen Raubvogel-Pfahleisen. Sie sind sehr leicht und billig, fangen aber jedes geflügelte Raubtier tadellos sicher. Fangplätze sind: Schonungen von $1^1/_2$ bis 2 m Höhe, niedrige Gebüsche, freie etwas erhöhte Plätze im Walde oder Felde. Man gräbt dort einen Pfahl von etwa $2^1/_2$ m Länge so tief ein, daß er noch 2 m über den Boden aufragt. Der obere Durchmesser des Pfahles muß so breit sein, daß die Bügel des Eisens nicht darüber hinausragen, also 19 bis 20 cm. Durch die beiden Löcher in der Unterschiene des Eisens schlägt man nun zwei runde Drahtstifte ohne Köpfe in den Pfahl und befestigt entweder mit einer kleinen Kette oder Schnur das Eisen am Pfahl. Beim Zuschlagen zieht sich die Schiene von den Drahtstiften ab, wodurch das Eisen mit dem gefangenen Vogel herunterfällt. Für Jäger, die gern einen gefangenen Vogel ausstopfen, sind Eisen konstruiert, deren Bügel mit Gummi überzogen sind, wodurch das Zerschlagen der Fänge vermieden wird.

Für kleinere, vierbeinige Raubtiere, Steinmarder, Iltis und Wiesel eignen sich am besten die Kastenfallen, in denen man das Wild lebend oder tot fangen kann. Genaue Anweisungen erhält man beim Bezug der Fangapparate. Ich kann das Kapitel nicht schließen, ohne den Leser mit einer Fangmethode bekannt zu machen, die für alle Forstbeamten und Waldbesitzer von der allergrößten Wichtigkeit ist. Sie stammt von Weber und geht von der Beobachtung aus, daß der Fuchs jede tiefe Furche mit Vorliebe annimmt. Weber stellt daher auf höchst originelle Weise einen Fangplatz her, umzieht ihn ringsum mit einer tiefen Furche und führt dann von dem Fangplatz aus vier Furchen nach allen Himmelsrichtungen in den Wald. Doch lassen wir nun Weber selbst sprechen:

„Es ist eine alte Erfahrung, daß der Fuchsfang im Walde viel schwieriger ist als im Felde. Hier kann der Fuchs um sich sehen, es ist kein Busch da, hinter dem eine Gefahr lauert. Er findet alle Tage frischen Pferdedung, frischen Dünger, in Haufen liegend oder gebreitet, viel Genießbares, kurz alles mögliche und un-

Abb. 167. Fischotter. Zeichnung von Ch. Botteler.

mögliche ist er hier zu finden und aufzunehmen gewohnt, was ihm nie Gefahr gebracht hat. Deshalb nimmt er auch die Brocken meist ohne Mißtrauen. Im Walde dagegen sieht er den Menschen gewöhnlich nicht eher, als bis er mit ihm plötzlich an irgend einer Ecke zusammenstößt. Oft merkt er seine Anwesenheit erst durch das Einschlagen der Schrote. Findet er etwas Eßbares, ein Wildgescheide z. B. so ist sicher die ihm tief verhaßte Menschenwitterung dabei und er kann nicht sehen, ob der Mensch nicht noch da ist, kurz, er ist grenzenlos mißtrauisch. Findet er nun in seinem Revier plötzlich einen Fangplatz, wo doch vorher keiner war, so untersucht er die Sache mit seiner feinen Nase sehr genau per distance und meidet diesen Platz sicher acht Tage lang gänzlich. Erst dann umkreist er den Platz etwas näher, aber annehmen thut er die Brocken noch lange nicht. Erst nachdem er sich wiederholt in dunklen Nächten überzeugt hat, daß weder Mensch noch Eisen auf dem Platze ist, nimmt er vielleicht einen Brocken und kommt dann erst in einer Woche wieder.

Um all diesen Weitläufigkeiten zu entgehen verfährt man folgendermaßen: Man bringt im Juni oder spätestens Juli einen Ameisenhaufen auf eine kleine oder größere Blöße im Alt- oder Stangenholz, oder auch in Schonungen westlich oder südwestlich eines von Förstern und Holzhauern öfter begangenen Weges, auf dem der Fuchs an Menschenwitterung gewöhnt ist, und umzieht diesen Haufen mit den oben angegebenen Furchen. Mitten in den Haufen muß ein starker berindeter Pfahl eingeschlagen werden, der mit der Oberfläche des Haufens abschneidet. Diese Anlage läßt man etwa 14 Tage liegen.

Nun beginnt das Ködern. Zunächst schüttet man in den Haufen an den Pfahl und dicht um den Haufen eine Weinflasche voll Heringslake. Dann nagelt man nach etwa einer Woche eine geschossene Katze, einen Hund oder Vogel oder auch ein Wildgescheide, mit dem man vorher geschleppt hat, an den Pfahl, so in den Haufen, daß der Köder vom Ameisengenist bedeckt ist. Hat der Fuchs den Köder angenommen, was meist erst nach acht Tagen geschieht, so ersetzt man ihn durch einen anderen. Ebenso muß die Heringslake öfter erneuert werden. In dieser Weise ködert man den ganzen Sommer und Herbst hindurch mit jedem geschossenen Vogel, jeder Katze, jedem krepierten Stück Kleinvieh. Hier findet jeder Fuchskadaver sein Grab, ja man kann ruhig die in der Küche nicht mehr brauchbaren Knochen in den Haufen stecken. Die ganze Gegend riecht zuletzt für den Fuchs höchst angenehm, und er nimmt schließlich mit der größten Frechheit den Köder.

In jeder Woche einmal hat man mit einem aus Zweigen zusammengebundenen Besen die Furchen aufgefrischt. Sind die Fuchsbälge gut, dann legt man ohne weiteres die frisch lackierten Tellereisen, ohne diese zu verwittern, auf die Schnittpunkte der Furchen und frischt diese zugleich mit dem Besen auf. Die Eisen müssen unbedingt früh morgens gelegt werden, wie überhaupt alles Ködern ꝛc. morgens zu geschehen hat. Am anderen Morgen hat man gewöhnlich in jedem Eisen einen Fuchs. Man legt die Eisen sofort wieder, so lange bis sich kein Fuchs mehr fängt. Diese Plätze werden von allen Füchsen, Mardern, Iltissen, Hunden und Katzen der ganzen Gegend besucht; man fängt also ebensogut auch diese Gesellschaft.

Das ist einer der neuen Wege, den Weber gewiesen hat! Hoffentlich genügt dieser Hinweis, um in jedem rechten Jäger, der den Raubtierfang seiner Mühe und Umständlichkeit wegen vernachlässigt hat, den Entschluß zu entfachen, diesen Zweig der Jagd fortan mit Fleiß und Liebe wieder zu kultivieren. Die ausführliche Anweisung erhält jedermann vom Altmeister Weber in Haynau, dem ich auch an dieser Stelle für freundlichen Rat meinen herzlichen Dank abstatten möchte!

Abb. 168. Meleager. Gemälde von P. P. Rubens in der Pinakothek in München. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

XVIII. Jagdſprache.

Es ſoll wirklich Leute geben, die allen Ernſtes behaupten, die Kunſtſprache der Jäger habe ſich überlebt; die „komiſchen“ Ausdrücke würden bald verſchwinden und nur noch in alten Jagdbüchern zu finden ſein. Mit ſolchen Leuten iſt nicht zu rechten, man überläßt ſie ihrem Glauben und hält an der Hoffnung feſt, daß die Zeit noch fern iſt, in der „Jäger“ von den „Ohren“ des Haſen, von den „Beinen“ des Hirſches ꝛc. ſprechen werden. Bis dahin aber wollen wir uns daran erfreuen, daß das edle Waidwerk, wie jede Kunſt, ſich ſeine Kunſtausdrücke geſchaffen hat, die ebenſo erlernt ſein wollen, wie das Umgehen mit dem Gewehr und das Verhalten auf der Jagd. Deshalb ſeien die Ausdrücke der Jagdſprache, nach den anerkannten Autoritäten Hartig, a. d. Winckell und Diezel, die ihrerſeits auf älteren Quellen fußen, hier zuſammengeſtellt.

Man unterſcheidet noch immer, freilich ohne rechtlichen Wert, die hohe Jagd und die niedere Jagd. Zur erſteren gehören: Hirſch und Reh, unter dem gemeinſamen Namen „Rotwild“, Damwild, Schwarzwild (Bär und Sau), Luchs, Wolf, Schwan, Trappe, Kranich, Auerhahn, Faſan, Birkhahn, Haſelhuhn, großer Brachvogel, Reiher, Adler, Uhu, Falk und Habicht. Zur zweiten gehören: Haſe, Fuchs, Dachs, Fiſchotter, Wildkatze, Marder, Iltis, Wieſel, Schnepfe, Rebhuhn, Wachtel, Wildgans, Ente, Taucher, Taube, Droſſel, kleiner Brachvogel, Kiebitz, Eule, Rabe, Krähe, Elſter und Häher.

1. Das Rotwild.

Hirſch; das Weibchen Tier, das Junge Kalb bis zur Vollendung des erſten Lebensjahres. Das (männliche) Hirſchkalb ſetzt zwei Spieße auf und heißt dann Spießer. Die Spieße ſtehen auf dem Roſenſtock, ſeine Unebenheiten heißen Roſen, an den Spießen unten ſtehen ringsum kleine perlförmige Erhebungen, die

Perlen. Ein Geweih ist gut oder schwach geperlt. Vor Vollendung des zweiten Jahres verliert der Spießer die Spieße, er wirft ab. Im nächsten Sommer setzt er das erste Geweih auf, das jetzt aus Stangen besteht und an jeder einen spitz nach den Augen auslaufenden Auswuchs, die Augensprossen, hat. Gabelhirsch oder Gabler. Über den Augensprossen stehen die Eissprossen und darüber die Mittelsprossen. Jeder weitere Auswuchs heißt Ende. Stimmen die Enden an beiden Stangen in der Zahl überein, so spricht man von einem geraden Zwölfender ꝛc., im anderen Fall von einem ungeraden Zwölfender. Maßgebend ist die größere Zahl der Enden an einer Stange. Das frische Geweih ist anfangs mit einer rauhen, wolligen Masse, Bast, überzogen, der durch Reiben an Holz ꝛc. gefegt wird, bis das Geweihe (hoch oder kurz) vereckt ist. Geweihe mit merkwürdigen Abweichungen von der normalen Form heißen abnorm, widersinnig oder monströs.

Ein guter, braver, starker Kapitalhirsch ist gut bei Leibe, er hat Feist (Fett). Ein Kümmerer ist schlecht bei Leibe. Der Hirsch hat Lichter (Augen), Geäse (Maul), Windfang (Nase), die Zunge heißt Lecker, Graser, Waidlöffel, das Ohr Lauscher oder Luser, die Eckzähne im Oberkiefer Haken, das Fell Haut. Der Hirsch hat Läufe, nicht Beine, der Tritt seiner Schalen im Boden heißt Fährte. Über den Vorderläufen stehen die Blätter, über den Hinterläufen die Keulen, zwischen beiden das Schloß. Der hintere Teil des Rückens wird Zimmer oder Ziemer, die Dünnungen Flanken genannt. Unter dem Wedel (von Winckell: Blume, aber ungebräuchlich) befindet sich das Waidloch und beim Tier das Feuchtblatt, auch Feigenblatt genannt.

Der Hirsch dagegen hat eine Rute, Brunftrute; die Ausdrücke Lösung (der Hirsch löset sich), nässen und feuchten sind wohl verständlich. Der Haarbüschel an der Brunftrute heißt Pinsel, die Hoden Kurzwildbret. Das Tier hat über und um das Feuchtblatt einen lichten Haarbusch: die Schürze. In der Brunft besteigt und beschlägt der Hirsch das Tier; es ist dann beschlagen und wird hochtragbar, bis es das Kalb setzt oder es bleibt gelt (unfruchtbar). Das Rotwild zieht zu Holz, es wechselt, tritt aus, wird flüchtig. Ein Revier hat Stand- oder Wechselwild. Angeschweißt (verwundet) macht es eine Flucht und überfällt dabei Hindernisse. Auf dem Anschuß findet der Jäger Schweiß und Schnitthaare. Den erlegten Hirsch bricht er auf, schlägt ihn aus der Haut und zerwirkt ihn. In der Brunftzeit rohrt oder orgelt oder schreit der Hirsch, kämpft geringere Nebenbuhler ab und fockelt sie mit dem Geweih. Der geschossene Hirsch zeichnet, stürzt zusammen und verendet, an Hunger oder Krankheit fällt er und geht ein. Im Wald schlägt das Rotwild mit den Läufen Laub und Rasen vom Boden weg und thut sich in dem Bett nieder, es sitzt darin und wird daraus hoch. In feuchtem, morastigen Boden (Suhle) suhlt es.

Reh. Die Streitfrage, wann die Brunst des Rehs stattfindet, ist durchaus entschieden. Sie findet im Juli und Anfang August statt, nicht im Dezember, wie man früher annahm. Das befruchtete Ei, das seiner Kleinheit wegen schwer wahrnehmbar ist, steigt im Verlauf einiger Tage in die Gebärmutter und verweilt dort, ohne sich irgendwie zu verändern, bis Mitte Dezember. Dann beginnt es sich schnell zu entwickeln, so daß in drei Wochen die Frucht völlig ausgebildet ist und nur noch an Größe zunimmt. Dieser merkwürdige Prozeß erschien den Jägern so ungewöhnlich, daß sie ohne greifbare Unterlage die Brunftzeit in den Dezember verlegten. Um sich Gewißheit zu verschaffen, fingen Forstleute mehrere im Juli beschlagene Ricken ein und hielten sie in einer Umzäunung, bis sie sich als tragend erwiesen. Und trotzdem wollten sie nicht an die Brunft im Juli glauben, bis schließlich die Wissenschaft ihnen zu Hilfe kam und den wunderbaren Prozeß, der oben beschrieben ist, unwiderleglich nachwies. —

In den nicht angeführten Ausdrücken gilt das beim Hirsch Gesagte. Spezielle Ausdrücke für das Reh sind folgende: Bock, Ricke, Kitz; der Kitzbock heißt, sowie er das erste Gehörn (Spieße) aufgesetzt, Spießbock, im nächsten Jahr

Gabler, dann Sechserbock, guter, braver Bock. Das Rehkalb heißt, ein Jahr alt, Schmalreh und nach der ersten Brunft Ricke, später alte Ricke. Der Bock hat um das Waidloch eine weiße, behaarte Scheibe, Spiegel genannt. Infolge einer Verletzung des Kurzwildbretes entsteht ein monströses Gehörne, Perücke genannt. Der Bock schreckt, die Ricke schmält bei einem unerwarteten Anblick, über dessen Bedeutung das Wild sich nicht klar ist. Man sagt: ein Sprung Rehe. In der Brunftzeit springt der Bock auf das Blatt, wenn er durch Nachahmung des Fieplautes, den die liebessehnsüchtigen Schmalrehe ausstoßen, gelockt wird.

Abb. 169. Das Tier. Eilstudie von J. Ch. Dreier.

2. Damwild.

Damhirsch, Damtier, Damkitz, auch nach dem Geschlecht in Damhirschkalb und Damwildkalb unterschieden. Sowie der angehende Hirsch die Spieße aufgesetzt hat, heißt er Spießer, später angehender, braver und kapitaler Schaufler. Für die zweite und dritte Geweihbildungsstufe gibt E. v. Dombrowski in seinem „Jagd-A-B-C" die Bezeichnungen Zweiköpfer oder Löffler und Dreiköpfer oder Halbschaufler. Mir sind sie nicht geläufig, auch Dietrich a. d. Winckell kennt sie nicht. Das Damwild hebt bei nicht ganz voller Flucht alle vier Läufe zu gleicher Zeit und hoppst nach Art der Ziegen. Diese Bewegungsart ist von überwältigend komischem Eindruck, will aber beim Kugelschuß sehr genau berücksichtigt sein. Der Damhirsch strömt bei Beginn der Brunft im Oktober einen widerwärtigen bockigen Geruch aus. Er schreit auch, aber mit schwacher Stimme. Das Damwild ist weniger scheu und vorsichtig als Hirsch und Reh, obwohl es ihnen an Sinnenschärfe nicht nachsteht. Es läßt sich leicht anfahren und still zutreiben. Das Wildbret ist von Juli bis September ganz vorzüglich. In Gegenden, in denen es nicht vorkommt, läßt es sich leicht eingewöhnen. Das ist z. B. von dem früheren Besitzer der Herrschaft Gerdauen geschehen und mit so gutem Erfolg, daß die ganze Gegend in meilenweitem Umkreise von Damwild besetzt ist. Zur Nachahmung empfohlen!

3. Schwarzwild.

Wird vom Waidmann ohne Berücksichtigung des Geschlechts als Sau bezeichnet. Das weibliche Schwarzwild wird als Mutter Bache genannt. Sie frischt Frischlinge. Bis zum Anfange des nächstfolgenden Jahres sind es heurige Frischlinge, dann bis zur nächsten Brunftzeit jährige, übergangene, überlaufene. Darauf erhält der weibliche Frischling den Namen Bache. Man unterscheidet zwei- und dreijährige Bachen, später nur starke oder grobe Bachen. Der zweijährige männliche Frischling heißt zweijähriger,

dann dreijähriger Keiler. Mit vier Jahren wird er als angehendes, nach einem weiteren Jahr als hauendes oder gutes Schwein, vom siebenten Jahr ab als Haupt- oder grobes Schwein angesprochen. Der Rüssel wie die ganze Schnauze wird Gebräche genannt. Winckell schreibt das Wort Gebrecke und nennt den durchwühlten Erdboden: Gebräche, doch ist dieser seine Unterschied wohl nicht allgemein acceptiert. Wenn die Sau Fraß im Erdboden bricht, so steht sie im Gebräche. Die starken im Unterkiefer stehenden Hauzähne des Schweines heißen Gewehr (auch Waffen), die stumpfen und nur wenig gekrümmten Eckzähne der Bache: Haken. Das lange über die Grundwolle hervortretende Haar nennt man Borsten, die emporstehenden Rückenborsten heißen Federn. Der Schwanz wird als Pürzel, wohl auch als Federlein bezeichnet. Das Schwarzwild hat kein Fell, sondern eine Schwarte, es wird nach dem Erlegen abgeschwartet. Die Brunftzeit, die in der zweiten Hälfte des November beginnt und vier bis fünf Wochen dauert, heißt auch Rauschzeit, die Sauen rauschen. Die Sauen schieben sich dicht bei einander in den Kessel, beim einzelnen Stück heißt es Lager. Im Revier steckt oder liegt das Schwarzwild. Angegriffen stellt es sich den Hunden, streitet sie ab, schlägt sie ab und schlägt sich los oder es wird von den Hunden gedeckt und vom Jäger mit der Saufeder oder dem Hirschfänger abgefangen. Das gereizte oder verwundete Schwein nimmt den Jäger an und schlägt im Vorbeisausen mit dem Gewehr. Die Bache ist noch gefährlicher; wenn sie den Menschen annimmt, bearbeitet sie ihn mit den Läufen und beißt mit dem Gebräche.

4. Der Hase,

scherzweise auch Meister Lampe und der Krumme genannt. Der alte männliche Hase heißt Rammler, der weibliche Häsin oder Satzhase. Zur Hälfte ausgewachsen sind sie halbwüchsig, später Dreiläufer. Die Ohren nennt man Löffel, die Augen Seher, die Füße Läufe, die Hinterläufe Sprünge, die Haare Wolle, den Schwanz Blume, die Haut Balg. Die Fährte heißt, wie bei allem zur Niederjagd gehörigen Haarwild Spur. Für den Laien und Anfänger sei bemerkt, daß die beiden vorderen, nebeneinander liegenden Eindrücke von den Sprüngen (Hinterläufen) herrühren, die der Hase beim Niedersetzen vor die Vorderläufe schiebt. Die Hasen rammeln, die Häsin setzt. Der Hase äset sich, er wird fett, nicht feist, er ist gut oder schlecht bei Leibe, nicht dick oder mager. Der Hase sitzt im Lager, er drückt sich, d. h. er zieht sich sozusagen noch mehr in sich zusammen wenn Gefahr naht, bis er herausfährt oder aufsteht. In das Lager fährt er nicht auf dem geradesten Wege, sondern er macht Widergänge und schlägt Haken, d. h. er macht ziemlich weite Sätze, aber nicht geradeaus, sondern zur Seite, so daß der Anfänger manchmal wie vor einem Rätsel steht, wenn die Spur urplötzlich aufhört. Läßt der Hase den Hund und Jäger ganz nahe herankommen, so hält er gut, andernfalls schlecht. Abends und morgens rückt der Hase aus dem Wald ins Feld und umgekehrt, bei langsamer Bewegung hoppelt oder hockelt er, auf der Saat, wenn er sich äst, rutscht er. Vernimmt er ein verdächtiges Geräusch, so richtet er sich auf den Sprüngen empor, er macht ein Männchen, hebt er sich ganz hoch auf den Fersen, so macht er einen Kegel. Der angeschossene und vom Hund gefaßte Hase klagt; ist er noch nicht verendet, wenn der Hund ihn apportiert, dann ergreift man ihn an den Hinterläufen und tötet ihn durch einen Schlag ins Genick mit der unteren Kante der Hand, er wird abgenickt. Zum Tragen oder Aufhängen heßt man ihn, d. h. man schärft über dem Knie des einen Hinterlaufes zwischen Hesse und Knochenröhre eine Öffnung ein und steckt den anderen Sprung bis übers Knie durch. Der Hase wird ausgeworfen und gestreift, man sagt auch abgebalgt. Unter Hasenklein, das zu dem mit Recht so beliebten Gericht Hasenpfeffer verwendet wird, versteht man Kopf, Hals, Blätter, die untere Hälfte der Rippen, die Dünnungen, Herz, Lunge und Leber. Man unterscheidet mit Recht Feld- und Waldhasen, denn es gibt Hasen, die Zeit ihres Lebens nur auf dem Felde ins Lager fahren und solche, die morgens stets

in den Wald rücken; ja in ausgedehnten Waldungen findet man in einer Entfernung von zehn, zwölf Kilometern vom Felde Hasen, die wahrscheinlich nie ins Feld rücken; sie sollen nach der Aussage erfahrener Grünröcke die Feldhasen an Größe erreichen. Hasen von 12 und von 13 Pfund habe auch ich selbst im Walde erlegt.

5. Der Fuchs,

aus dem Tierepos jedem Menschen als Meister Reinecke wohl bekannt. Nach dem Geschlecht unterscheidet man Fuchs oder Rüde und Füchsin (ziemlich ungebräuchlich) oder Fähe. Die Ausdrücke Balg, Seher, Lauscher und Läufe sind ohne Erklärung verständlich. Unter Lunte oder Standarte versteht man den Schwanz, der an der Spitze die Blume trägt. Auf dem Luntenansatz liegt eine violenartig riechende, mit einem rauhen Haarbüschel bedeckte Drüse, Viole oder Nelke genannt. Der Fuchs hat ein Fruchtglied oder Rute, die Fähe eine Schnalle. Der Fuchs schleicht, wenn er langsam geht, er trabt oder schnürt und wird flüchtig bei schnellster Gangart. Beim Schleichen und Traben setzt er die Läufe so hintereinander, daß die Eindrücke wie eine Schnur erscheinen. Er läuft vor den Hunden oder wird flüchtig. Der gewöhnlichste Laut, den man von ihm, namentlich in der Ranz- oder Rollzeit hört, ist das Bellen. Im Zorn keckert oder murrt er, beim Schmerz klagt er. Der Fuchs steckt im Bau, der Röhren, Kammern und Kessel hat, kriecht zu Bau oder fährt hinein und fährt hinaus. Die Fähe rennt, wenn sie hitzig wird, sie wirft oder wölft Junge, die zusammen Wurf oder Hecke genannt werden. Der Fuchs raubt, er frißt den Raub, er maust auch. Der Fuchs nimmt die Schlappe, den Vorwurf und die Brocken an, mit denen ihn der Jäger kirrt und zum Fangplatz ans Eisen ziehen (locken) will.

Abb. 170. Der Damhirsch. Ölstudie von J. Ch. Dietler.

6. Der Dachs.

Stimmt in den nicht angeführten Ausdrücken mit Fuchs überein. Zu merken: Gebiß statt Zähne, Fänge statt Eckzähne, Schwarte die Haut, Pürzel, Rute der Schwanz. Die Füße heißen Branten oder Branken (jedoch nicht allgemein gebräuchlich), die Zehen samt den Nägeln Klauen. Der Dachs bewohnt seinen Bau, befährt die Röhren, sitzt

im Keſſel; vor dem Teckel verſetzt, verklüftet und verliert er ſich, im Bau wird er von dem Hunde angetrieben. Er ſchleicht und trabt, wenn er ausgefahren iſt, um ſich zu weiden. Dabei ſticht oder wurzelt er, indem er mit der Naſe Löcher in den Erdboden wühlt. Der Dachs wird totgeſchlagen, dann ſchärft man die Schwarte ab, löſt die Fettlagen ab, bricht ihn auf, zerwirkt und zerlegt ihn. Merkwürdig iſt an dem Dachs das Stinkloch (auch Saugloch oder Schmalzröhre genannt), eine zwiſchen dem Pürzel und dem Waidloch befindliche, mit kleinen Drüſen beſetzte Queröffnung, unter der ſich ein $^1/_2$ Zoll tiefer inwendig behaarter Beutel bildet, in dem ſich eine weißliche, klebrige, widrig riechende Feuchtigkeit befindet. Der Volksglauben meint, daß der Dachs im Winter ſich von den Abſonderungen dieſes Sauglochs nährt, alſo gewiſſermaßen von ſeinem eigenen Fett lebt. Daß dieſe Annahme irrig iſt, braucht nicht erſt verſichert zu werden. Doch iſt die Funktion und der Zweck dieſes Körperteils noch immer nicht ganz aufgeklärt, und merkwürdig bleibt es doch, daß der Dachs, wenn er ſich zur Ruhe zuſammenrollt, ſeine Naſe unter den Pürzel an oder in das Stinkloch vergräbt. Die Unterſcheidung zweier Arten in Hundedachs und Schweinedachs, die von den älteren Naturforſchern vorgenommen wurde, wird mit Recht von den neueren als unbegründet verworfen. Äußerſt ſelten wird ein weißer oder gefleckter Dachs gegraben oder geſchoſſen.

Abb. 171. Das Schmalttier. Ölſtudie von J. Ch. Teller.

7. Der Wolf.

Nur beſonders zu merken: Lichter ſtatt Augen, die Standarte wird auch Rute genannt, die Wölfin wölft. Mehrere Wölfe, die ſich zu gemeinſamer Wanderung oder Jagdbetrieb vereinigt haben, heißen eine Rotte. Der erlegte Wolf wird geſtreift.

8. Auerhahn und Birkhahn.

Hahn und Henne. Bei dem Hahn nennt man den über den Augen befindlichen kahlen roten Fleck Roſe, die geſträubten Federn des balzenden Hahnes den Balzkragen; bei Auerhahn heißen die Steuerfedern der große Stoß, die unteren weißgefleckten Federn der kleine Stoß. Beim Birkhahn heißt der Stoß das Spiel. Zum Balzen ſchwingt der Auerhahn auf dem Baume ein, wird er geſtört, ſo reitet er ab. Der Balzlautſatz, den ich leider noch nicht vernommen habe, wie ich ehrlich geſtehen will, beſteht nach Winckell aus drei Teilen:

1. ein gleichſam ſchnalzender Laut, der ungefähr ſo erklingt, als wenn zwei völlig ausgedörrte Stöcke von hartem ſchalenloſen Holze zuſammengeſchlagen werden. Es kann auch mit dem gedämpften doppelten Knacken eines Gewehrhahnes verglichen werden. Dieſer Laut wird in der Waidmannsſprache als Knappen, Klappen, Klockelen, Klocken bezeichnet. Der erſte Ausdruck iſt am gebräuchlichſten. Das Knappen, einzeln und abgeſetzt, iſt als Vorſpiel aufzunehmen. Öfter, immer ſchneller und zuſammenhän-

gender wiederholt ist es ein gutes Vorzeichen, denn es tritt dann gemeinschaftlich, fast in Zusammenhang mit

Abb. 172. Hasenstudie von Th. Kröner.

2. einem besonders sich unterscheidenden, in abgesetztem Mitteltone vernehmbaren, dem prallenden Zungenklatsch ebenfalls zu vergleichenden Schnalzen, in der Jägersprache *Hauptschlag* genannt. Er wird dem Jäger beachtenswert, weil demselben

3. ein in tiefen und höheren, ungeregelten aber nicht widrigen Tonausweichungen wechselndes, *dem leisen Wetzen einer Sense* nicht unähnliches Geschwirr folgt, welches bald weniger bald mehr doch selten über einige Sekunden ausgehalten, unmittelbar sich anschließt. Dieses *Schleifen* oder *Wetzen* ist deshalb wichtig für den Waidmann, weil, solange es ertönt, aber auch nur dann, der Auerhahn in der That weder *äugt* noch *vernimmt*. Das sind die wenigen Augenblicke, in denen der Jäger sich sprungweise dem balzenden Hahn nähern kann. Sowie das Schleifen aufhört, muß der Jäger wie angemauert auch in der unangenehmsten und unbequemsten Stellung stehen bleiben, weil der Hahn sonst sofort abreitet. — Der Birkhahn balzt auf der Erde. Er *tritt* die Henne, das Nest voll Eier heißt das *Gelege*, die ausgebrüteten Jungen bilden ein *Gesperre*.

9. Das Rebhuhn.

Hahn, Henne, Jungen. Die ganze Familie heißt *Volk*, doch kann man mit gutem Gewissen auch *Kette* sagen, obwohl dieser Ausdruck erst neuerdings angewandt wird und eigentlich nur den Haselhühnern zukommen soll. Im Frühjahr *paaren* sich die Hühner. Das Huhn legt in ein kunstloses Nest 9 bis 11, selten bis zu 18 Eier. Ein größeres *Gelege* — ich habe einmal 22 und einmal 24 Eier in einem Nest beisammen gefunden — ist schwer zu erklären. Die Annahme, daß ein zweites Huhn dasselbe Nest benutzt hätte, hat wenig Wahrscheinlichkeit. Aber weshalb soll nicht ein Rebhuhn bisweilen außergewöhnliche Fruchtbarkeit entwickeln? Findet man zu Beginn der Jagd ein außerordentlich starkes Volk — es sind bereits solche von 30 Stück beobachtet worden —, so kann man ruhig annehmen, daß darin eine zweite Kette verwaister Jungen enthalten ist. Es ist *leider* eine weit verbreitete Sitte, dem Volk, wenn möglich, sofort beide Alten wegzuschießen. Im Interesse des *augenblicklichen* Jagdresultats ist dies zweckmäßig, denn wenn es dem Jäger nicht gelingt, das Volk beim ersten oder zweiten Finden zu *sprengen*, dann verschwindet oft der alte Hahn mit dem Volk spurlos. Man sieht es einfallen, aber wenn man an die Stelle kommt und die Hunde anziehen, ist es nicht zu finden, weil der erfahrene Führer, nachdem er einigemal *gelockt* hat, aufgestanden ist und die Kette weit weggeführt hat. Wer seine Jagd pfleglich behandeln will, sollte jedoch niemals absichtlich den alten Hahn wegschießen, unter keinen Umständen, wenn die Jungen noch ganz klein sind. Denn die Sorgfalt des alten Huhns kann die Vorsicht und Wachsamkeit des Familienhauptes nicht ersetzen.

Nachts liegt das Volk dicht gedrängt in einem *Lager* beisammen. Kurz nach Sonnenaufgang *stehen* oder *stieben* die Hühner auf, *fallen* nach kurzem Flug ein, stehen wieder auf und wiederholen dies einigemal, bis der Ort erreicht ist, den den Hahn zum Aufenthalt am Tage für geeignet hält. Hier laufen sie ziemlich sorglos umher und suchen Nahrung, im Vertrauen auf die nie ruhende Wachsamkeit ihres Führers. Es empfiehlt sich, wenn man nicht durch wiederholte Beobachtungen den Aufenthalt der Hühner

kennt, ſie frühmorgens zu verhören. Doch warte man ſtets ab, bis ſie auf dem Platz angelangt ſind, auf dem ſie den Tag über verbleiben. Die Hühner baden ſich im trocknen Sand, ſie ſtauben ſich. Der Hahn hat einen großen braunen Fleck auf der Bruſt, das Schild. Wenn die jungen Hähne im vierten Monat dieſe braunen Federn bekommen, ſo ſchildern ſie. Läßt ein Huhn, auf das man geſchoſſen hat, einen oder beide Ständer hängen, ſo iſt es geſtändert. Man muß ſich den Ort, wo es einfällt, ſehr genau merken und ſofort hingehen, um es aufzuſuchen, weil es ſonſt dem Fuchs zur Beute fällt. Ein geflügeltes Huhn läuft auf der Erde augenblicklich ſchnell weiter. Zögert man mit der Nachſuche, ſo iſt es in kurzer Friſt mehrere hundert Meter weit abgelaufen, ſo daß der Hund, namentlich der junge, unerfahrene Mühe hat, es zu finden.

10. Die Waldſchnepfe.

Sie hat Ständer und Tritte (Füße). Der lange Schnabel (daher der Scherzname: Langſchnäblige) heißt Stecher, mit dem ſie in weichem Boden und Kuhdünger nach Äſung ſticht. In der Paarzeit beim Strich läßt ſie zwei verſchiedene Laute ertönen, die als Quarren und Püitzen (auch Pfeifen) bezeichnet werden. Im Herbſt ſucht man die Schnepfe im Walde mit dem Vorſtehhund, man buſchiert.

11. Die Ente.

Erpel und Ente. Auf den Schwungfedern befindet ſich der Spiegel, bei den Märzenten blau, bei den Krickenten grün. Die Füße werden als Latſchen oder Ruder angeſprochen; auf dem Waſſer liegt und rudert die Ente, ſie fällt auf dem Waſſer ein. In der Paarzeit — Reihzeit — reihen die Enten. Dann legt die Ente das Geheck und bildet ſpäter mit den ausgebrüteten Jungen eine Kette. Im Herbſt kommen Scharen von Enten aus dem Norden, liegen tagsüber auf den Seen und ziehen abends weiter.

12. Raubvögel.

Sie bauen einen Horſt auf hohen Bäumen, ſie horſten. Mit den Fängen ſchlagen ſie ihre Beute, die ſie geſtoßen haben und kröpfen ſie. Am Tage ſtreichen ſie, kreiſen (hoch in der Luft) oder haken auf einen Baum auf.

Abb. 173. Habicht. Zeichnung von Ch. Botteler.

Abb. 174. Jagdzimmer in Schloß Achleiten in Tirol.

XIX. Jägerlatein.

Saß da neulich ein Oberförster in fröhlicher Tafelrunde. Und als er so tapfer dem Bierkrüglein zusprach, da kam der Geist des seligen Freiherrn von Münchhausen über ihn. Sinnend flog sein Blick in die Ferne, als ob er dort eine schöne Erinnerung fände. Da schwieg die Tafelrunde, man sah sich bedeutungsvoll an, denn man wußte, der alte Grünrock war eben in seine Schatzkammer gestiegen, um daraus eine lustige Jagdschnurre hervorzuholen.

Richtig, jetzt that er schweigend einen tiefen Trunk, wischte sich den mächtigen eisgrauen Schnurrbart und begann: „Als ich beim Forstmeister Kettner in der Lehre war" — alle guten Geschichten fingen so an — „da kamen eines Tages drei Herren aus der Stadt zu uns zu Besuch. Der eine war Kreisrichter, der zweite Katasterkontrolleur und der dritte ein Mälzenbräuer."

„Was ist das?"

„Ein städtischer Ackerbürger, der die Braugerechtigkeit noch besaß. Übrigens ein schwer reicher Mann, der sich zur Ruhe gesetzt hatte und auf seine alten Tage sich dem edlen Waidwerk widmen wollte. Mein Lehrherr schützte dringende Geschäfte vor und gab mir den Auftrag, die drei Schützen zu begleiten. Wir ziehen also los. Krumme

gab's genug, sie lagen auch recht fest, aber mit dem Treffen haperte es. Merkwürdigerweise hatte der Mälzenbräuer einen furchtbaren Anlauf, und im Laufe des Tages gelang es ihm, drei Krumme zu erlegen."

Der Alte schwieg und stärkte sich durch einen Schluck. Dann fuhr er fort:

„Wir hatten am Tage vorher einen verlassenen Dachsbau auf Füchse untersucht. Es war richtig eine ganze Familie Voß drin gewesen; die Jungen waren von den Teckeln gewürgt und 'rausgeschleppt, die beiden Alten gesprungen und zur Strecke gebracht worden. Ich hatte sie abends abgebalgt und die Kadaver auf den Zaun geworfen, ich wollte Krähen darauf schießen. Als wir nun nachmittags, so gegen drei, nach Hause pilgerten, kam mir ein teuflischer Gedanke. Ich machte mich an den alten Mälzenbräuer und fragte ihn, ob er schon viel Hasenbraten gegessen.

„Nee, min Jong" — der Alte sprach mit Vorliebe Platt — „en Stück Rindfleesch von Pundener fif wär' mi immer leewer."

„Dann müssen Sie aber ein paar Ihrer selbstgeschossenen Hasen mitnehmen. Wissen Sie was, ich werde sie abbalgen, zurechtmachen und gleich spicken, daß Ihre Frau Gemahlin sie gleich in die Bratpfanne thun kann."

„Dat kannst du ja dhon, min Jong, und hier" — er griff in seine ledergefütterte Hosentasche und holte einen Thaler vor — „hier is en Dhaler, da trink du mal en Glas Beer daför."

„Ich steckte den Thaler ein, und abends, als die Herren abfuhren, da nahm der

Abb. 178. Der Herr Förster. Studie von Alb. Lüben

Abb. 178. Der Wildbrethändler. Gemälde von Mieris in der Galerie zu Dresden.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Mälzenbräuer die beiden sauber gespickten ‚Hasen' mit."

Lautes Gelächter erhob sich am Tisch.

„Prost, Herr Oberförster, Prost, auf die Fuchshasen."

Lächelnd fuhr der Oberförster fort: „Nach acht Tagen schickte mich mein Lehrherr zur Stadt. Ich hatte meine Geschäfte besorgt und war eben im Begriff, meinen Thaler in Bier umzusetzen, da kam mein Freund, der Mälzenbräuer, zur Thür herein, er sah mich und setzte sich zu mir.

„Det häst du god moakt, min Jong," sprach er mich an, „und nachstens koam ick wedder to di, Hoasen scheeten. De hebben to goat schmeckt."

Ich mußte mich erst innerlich zusammenrucken, ehe ich fragen konnte, wie Frau Mälzenbräuer sie denn zubereitet hätte?

„Joa, min Jong, dem erschten hädd se broadt, de wär drucken (trocken), dem annern hadd se äwersicht in Grupp' (Graupen) koakt, dat wär forts de Finger dornah to lecke!"

Ohne eine Miene zu verziehen, griff der Alte zum Glas, während in der Tafelrunde stürmisches Gelächter losbrach.

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Lachen Sie nicht, meine Herren, es passiert öfter, daß etwas unter falscher Firma gegessen wird. Erst in diesem Frühjahr haben Sie alle bei mir ein paar

Abb. 177. Nach dem Pürſchgang. Gemälde von Karl Hemy (Verlag von Victor Angerer in Wien.)

Birkhähne verſpeiſt, die Ihnen ausgezeichnet gemundet haben; jetzt kann ich's Ihnen ja ſagen, das waren ein paar Hühnerhabichte, die ich tags zuvor vom Horſt abgeſchoſſen hatte. Schmecken übrigens ganz vorzüglich, habe ja auch mitgegeſſen."

Jetzt lachte niemand, nur ein paar Herren erhoben ſich und eilten ſchnell hinaus ....

Auch der alte Oberförſter erhob ſich: „Morgen fängt die Haſenjagd an, und wer übermorgen mir die Ehre geben will .... eener warbt broadt, eener in Grupp' koakt ...."

So gut die Geſchichten des Alten im allgemeinen waren, ſie enthielten manchmal, wie dieſe, eine arge Verleumdung des Meiſter Lampe. Der Witz hat allerdings ſogar ſchon „Dachhaſen" erfunden, aber der Feinſchmecker kann trotzdem beruhigt ſein! Es iſt eine Fabel, daß irgend ein anderes Tier ihm den Wohlgeſchmack des Haſenbratens vortäuſchen könnte. Sonſt würde der „Krumme", wie ihn jeder Jäger mit Vorliebe nennt, nicht die Tafel der höchſten Fürſtlichkeiten als hochgeſchätzte Delikateſſe zieren. Freilich, er muß auch richtig zubereitet ſein. An Speck darf man nicht ſparen. Und die gewiegteſten Kenner, die in Forſthäuſern zu ſuchen ſind, behaupten, daß er nicht nur geſpickt, ſondern in der Pfanne noch mit Speckſchnitten bedeckt ſein muß. Und auf keinen Fall darf in der Sahnenſauce eine diskrete Zugabe von Wachholderbeeren fehlen, dieſes eigenartigen Gewürzes, das bei Krammetsvögeln ja allgemein gebräuchlich iſt, aber ſich auch ſonſt bei Wildbraten verwerten läßt. Doch die Geſchmäcker ſind verſchieden ....

Eine hohe Freude bedeutete früher die Eröffnung der Haſenjagd allen Sonntagsjägern. Der Krumme iſt leichter zu ſchießen, als die Hühner, die ſo unvermutet aufſteigen und durch das damit verbundene Geräuſch den ungeübteren Schützen ſo verblüffen, daß er das Zielen vergißt. Für den Neuling freilich iſt es meiſtens auch eine ſtarke Überraſchung, wenn auf dürrem Stoppelfeld, auf dem ſein Auge nichts entdeckte, plötzlich Meiſter Lampe aufſteht und mit Eilzugsgeſchwindigkeit — ſo ſcheint es wenigſtens dem Schützen — davonſauſt. Bautz, Bautz! ſind beide Schüſſe abgefeuert, aber der Krumme ſcheint nichts davon zu merken, und der Dauerlauf, den Hektor hinter ihm veranſtaltet, iſt auch vergeblich .... Früher, da konnte man ſich leicht darüber tröſten. Da ging man trotz aller Witzblätter abends zum Wildhändler und kaufte ſich ſeine Jagdbeute, aber jetzt ....? Soll man ſie vorſorglich zur Jagd mitnehmen? Das könnte doch zu Mißdeutungen Anlaß geben!

Einer alten Jagdgeſchichte zufolge, die auch dem Oberförſter ihre Entſtehung verdankt, ſollen die Haſen den Sonntagsjäger

mindeſtens ebenſo ſehr fürchten, wie den Waidgerechten. Als Beweis dafür erzählte unſer alter Freund ſtets folgende Geſchichte: Auf einer Feldmark hatten zwei Freunde, ein Oberſt a. D. und ein Landrat a. D., lange Jahre zu ihrem Vergnügen gejagt. Ich ſage ausdrücklich: zu ihrem Vergnügen, denn ihnen war das Schießen Hauptſache und nicht das Treffen. Aber dabei zielten ſie ſtets ſorgfältig. Ihr Zielpunkt war ein alter Rammler, der die Eröffnung der Jagdſaiſon ſtets mit Freuden begrüßte. Kannte er doch ſeine Jagdfreunde und ſie kannten ihn, denn einer von ihnen — die Frage, wer es geweſen, blieb unentſchieden — hatte ihm 'mal unvorſichtigerweiſe ein Stück vom linken Löffel abgeſchoſſen. Da ſteigerten die Bauern ihre Pächter, denen zum Ausgleich ihres Budgets nichts anderes übrig blieb, als einen dritten Jagdkumpan, einen früheren Theaterdirektor, in ihre Geſellſchaft aufzunehmen.

„Aujuſt“, ſo hatten den dauerhaften Haſen ſeine alten Freunde in dankbarer Anerkennung ſeiner Ausdauer getauft, ſah am 15. September 1898, als er, wie gewöhnlich, ſchon dicht hinter dem Dorfe ſeine alten Jagdkumpane erwartete, mit einem ſonderbaren Gefühl einen Fremdling neben ihnen auftauchen, der ganz gefährlich mit ſeinem Schießeiſen herumhantierte.

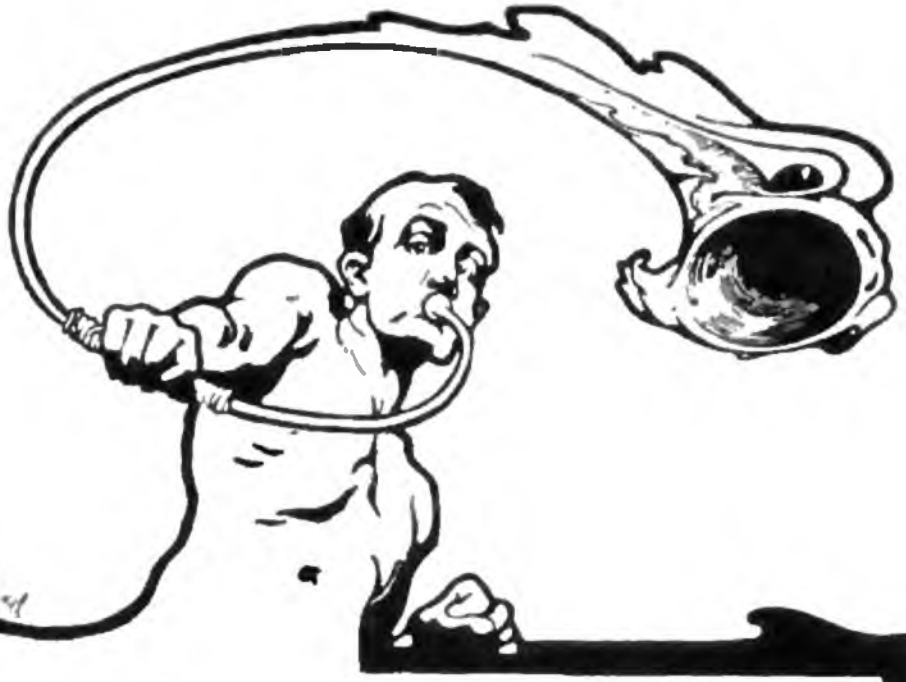
„Weißt du,“ meinte er zu ſeinem älteſten Sohne, der neben ihm ſaß, „die Sache wird gefährlich, das iſt gewiß ein Kerl, der kann nicht zielen, ich drücke mich heute.“

Geſagt, gethan, er ſtand auf und gab Ferſengeld. Da purrten neben ihm ein paar Rebhühner auf, ein kinderloſes Ehepaar, das auch zum eiſernen Beſtand der Jagd gehörte. Der Theaterdirektor erſchrak, hob ſeine Knarre bis zur Bruſthöhe und drückte, wie er ſpäter ſagte, im Trieb der Selbſtverteidigung los.

Im nächſten Augenblick wälzte „Aujuſt“ ſich in ſeinem „Blute“, wie der Direktor pathetiſch ausrief, nachdem er ſich von dem Schrecken über ſein Jagdglück erholt hatte. Die anderen beiden aber hatten das unglückliche Opfer des theatraliſchen Treffers betrachtet und brachen in laute Wehrufe aus: „Sie Unglücksmenſch, Sie haben Aujuſten erſchoſſen, was ſollen wir nun die ganze Saiſon über ſchießen?“

So genügſame Leute gibt es heutzutage nicht mehr. Unter einem halben Dutzend Haſen ſchießt niemand an einem Tage auf der Suche. Fehlen 'mal fünf oder ſechs Stück an dieſem Quantum, dann muß das Jägerlatein herhalten.

Wozu wäre denn auch ſonſt dieſe herrliche Sprache erfunden? — — —



Inhalt.

		Seite
I.	Aus der Geſchichte der Jagd	1
II.	„Waidmänniſch“	17
III.	Der Vorſtehhund	25
IV.	Das Jagdgewehr	52
V.	Der Jagdherr	65
VI.	Hirſch und Sau	74
VII.	Geweih und Gehörn	85
VIII.	Die Jagd in Einzelbildern	94
IX.	Der Anſtand	95
X.	Pürſchen und Blatten	102
XI.	Wald- und Keſſeltreiben	108
XII.	Sumpf- und Waſſerjagd	113
XIII.	Wolfsjagd	122
XIV.	Birkhahnbalz	127
XV.	Dachsgraben	132
XVI.	Hühnerjagd	135
XVII.	Raubtierfang	143
XVIII.	Jagdſprache	153
XIX.	Jägerlatein	161

Register.

Aasjäger 17.
Ablegen 42.
Abnormes Gehörn 93.
Ansitz 98.
Anson und Deeley 58.
Auerochse 11.
Augensprosse 154.
Apportieren 41.

Bache 155.
Balz 130.
Bekassine 119.
Berliner Eisen 145.
Birkhahn 128.
Bison 10.
Blendzeug 82.
Bosch, v. d. 36.
Brachhuhn 141.
Bracken 19.
Brocken 149.
Brunftzeit, falsche 154.

Chokebore 56.
Culot 59.

Dachs 157.
Dachshund 50.
Damwild 155.
Deutscher Jagdklub 31.
Drilling 64.

Elch 11.
Endenzahl 90.

Federlappen 99.
Fieldtrial 31.
Fuchs 157.
Fuchsangel 24.
Fruchtglied 157.

Gräfter 81.
Gebräche 156.
Gebrauchssuchen 31.
Gehörnte Ricken 93.
Gelege 159.
Gesperre 159.
Geweihbildung 86.
Giftlegen 23.
Grimbart 133.
Gruben 98.

Hartschrot 58.
Hase 156.
Hasenrein 42.
Hasensuche 19.
Hauptjagen 84.
Hauptschlag 159.
Hektor-Verein 31.
Hirsche ohne Geweih 91.
Hochmoor 104.
Hundestammbuch 30.

Jagdfronden 13.
Jagdgericht 112.
Jagd, hohe 153.
— niedere 153.
Jagdinstinkt 40.
Juchtenschäfte 115.

Kammer 84.
Kanzel 98.
Kapitalhirsch 154.
Katze gebraten 149.
Kette 159.
Kitzbock 154.
Krone 86.
Kugelpatronen 55.
Kümmerer 154.
Kurzhaariger Hund 32.

Langhaariger Hund 33.
Lancaster 55.
Lauerhütte 124.
Laufschlinge 3.
Laufschiene 56.
Lefaucheux 55.
Leinenführig 39.
Löwenjagd 3.
Lunte 157.

Meckern der Bekassine 121.
Mitziehen 61.

Nachtgarn 21.
Neue 124.
Nimrod-Oppeln 31.
Nimrod-Schlesien 31.

Oppian 6.

Parforcedressur 38.
Pärson, v. 18.
Pfahleisen 148.
Pfuhlschnepfe 118.
Pointer 33.
Praxis 45.

Ranzzeit 157.
Rassekennzeichen 32.
Raubtierfalle 149.
Rebhuhnlocke 100.
Reihzeit 160.
Rominter Heide 102.
Rosenstock 85.
Rotwild 153.

Sau 155.
Sauseder 156.
Selbstspanner 52.
Selbstschüsse 21.
Setter 35.
Sicherung 57.
Suhle 154.
Schaftung des Gewehrs 54.
Schaufler 155.
Schleppe 149.
Schnalle 157.
Schnepfenstrich 101.
Schwanenhals 145.
Schwarte 157.
Schwarzpulver 58.
Schwarzwild 155.
Sperrzeug 82.
Spiegel 155, 160.
Spiel 159.
Stahlmantel 63.
Ständer 160.
Stecher 160.
Stichelhaariger Hund 34.
Stinkloch 158.
Stöberjagd 48.
Strychnin 143.
Stubendressur 41.

Tellereisen 151.
Thontauben 60.
Tigerdachs 50.
Trappe 139.
Tyraß 20.

Urstier 9.

Verlorensuchen 44.
Versuchsanstalt für Schußwaffen 60.
Viole 157.

Wasserstiefel 115.
Webers Methode 151.
Wiederholungskursus 49.
Winterfangplatz 145.
Wisent 9.

Xenophon 5.

Zentralfeuer 55.
Zählen der Enden 89.